

HERMANN PAUL · DEUTSCHE GRAMMATIK

HERMANN PAUL

Deutsche Grammatik

BAND I

Teil I: Geschichtliche Einleitung

Teil II: Lautlehre



Max Niemeyer Verlag Tübingen 1968

Unveränderter Nachdruck der 1. Auflage von 1916
Die in den Corrigenda zur 1. Auflage verzeichneten Druckfehler
wurden für den Neudruck im Text berichtigt

© Max Niemeyer Verlag 1916
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
Druck: Gutmann & Co., Heilbronn
Einband von Heinr. Koch Tübingen

Vorrede.

Das Werk, von dem ich hier den ersten Band vorlege, soll eine grammatische Darstellung der neuhochdeutschen Schriftsprache geben, die auf geschichtlicher Grundlage aufgebaut ist. Möglichste Vollständigkeit ist erstrebt für die Literatursprache etwa seit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts. Die weiter zurückliegende Zeit ist mindestens soweit berücksichtigt, als dies für das Verständnis der Entwicklung erforderlich schien. Das Gleiche gilt von den Mundarten. Die Grammatik gliedert sich in fünf Teile: I. Geschichtliche Einleitung. II. Lautlehre. III. Flexionslehre. IV. Syntax. V. Wortbildungslehre. In diesem Bande sind die beiden ersten Teile vereinigt.

Mit der Ausarbeitung habe ich vor etwa vier Jahren begonnen. Die größere Masse von Teil I und II und ein kleines Stück von Teil III war niedergeschrieben, als mich im November 1913 eine schwere Krankheit für längere Zeit arbeitsunfähig machte. Nachdem ich leidlich wieder hergestellt war, wurde ich im April 1914 von einem Augentübel befallen, das mir fortan das Lesen unmöglich machte. Zunächst schien mir keine Aussicht vorhanden, daß ich die Arbeit an der Grammatik wieder aufnehmen könnte. Erst nachdem ich im Herbst 1915 in Frau Charlotte Loewenfeld, geb. Winkler eine teilnehmende und verständnisvolle Gehilfin gefunden hatte, schöpfte ich wieder Hoffnung, die nicht wenig durch deren ermunternden Zuspruch belebt wurde. Mit ihrer Hilfe ist es mir möglich geworden, die Arbeit wieder aufzunehmen. Sie hat sich dadurch den Dank aller derjenigen verdient, denen mein Werk von einigem Nutzen sein kann. Für Unterstützung bei der Korrektur bin ich meinem Neffen P. Gereke zu Dank verpflichtet, und besonders Herrn

Dr. Rudolf Blümel, dem ich manche Bemerkung verdanke. Gern hätte ich die Arbeit noch mehr ausreifen und besonders die Materialsammlung weiter anwachsen lassen, aber mein Alter nötigt mich, auf baldigen Abschluß hinzuarbeiten.

Der zweite Band, der die Flexionslehre bringt, ist soweit gefördert, daß er im Laufe des nächsten Jahres erscheinen kann. Denselben wird auch ein Wortregister zu den beiden ersten Bänden beigegeben.

München, Oktober 1916.

H. Paul.

Inhalt.

Teil I. Geschichtliche Einleitung.		Seite
Kap. 1.	Stellung des Germ. innerhalb des Idg. (§ 1—75)	3
	Idg. Ursprache und Urvolk (§ 1—2). Geschichte der idg. Sprachwissenschaft (§ 3). Verhältnis der idg. Sprachfamilien zueinander (§ 4). Geschichte der germ. Sprachwissenschaft (§ 5—11). Germ. Ursprache (§ 12). Eigenheiten des Germ.: Betonung (§ 13), Lautverschiebung (§ 14—30), sonstige Konsonantenveränderungen (§ 31—37), Vokale (§ 38—63), Deklination (§ 64—69), Konjugation (§ 70—75).	
Kap. 2.	Gliederung der germ. Sprachen (§ 76—101)	69
	Nord-, Ost- und Westgermanisch (§ 76—77). Ostgermanisch (§ 78—80). Nordgermanisch (§ 81—86). Westgermanisch: Gemeinsame Eigenheiten des Westgerm. (§ 87—89). Englisch (§ 90—92). Deutsch und Niederländisch [A. Niederdeutsch: 1. Friesisch (§ 95), 2. Niedersächsisch (§ 96—98), 3. Niederfränkisch (§ 99). B. Mitteldeutsch (§ 100). C. Oberdeutsch (§ 101)].	
Kap. 3.	Übersicht über die Entwicklung des Hochd. (§ 101—142) .	93
	Begriff des Hochd. (§ 102). Die grammatische und lexikalische Behandlung des Hochd. (§ 103—117). Charakteristik des Ahd.: Konsonanten (§ 118—132), Vokale (§ 133—134). Entwicklung des Ahd. zum Mhd.: Konsonanten (§ 135), Vokale (§ 136—137). Übergang vom Mhd. zum Nhd. (§ 138—142).	
Kap. 4.	Die Entstehung der Gemeinsprache (§ 143—157)	115
	Verhältnisse in der älteren Zeit (§ 143—146). Vorstufen der nhd. Schriftsprache (§ 147). Autoritäten für die Schriftsprache (§ 148—149). 17. Jahrh. (§ 150). 18. Jahrh. (§ 151—152). Neueste Zeit (§ 153—154). Schriftliche und mündliche Norm (§ 155). Verhältnis der wirklich gesprochenen Sprache zur Norm (§ 156—157).	
Teil II. Lautlehre.		
Kap. 1.	Orthographie (§ 1—11)	139
	Übertragung des lat. Alphabets (§ 1—2). Weiterentwicklung (§ 3). Reformbestrebungen (§ 4). Kritik der Orthographie (§ 5—11).	

	Seite
Kap. 2. Silbentrennung (§ 12—13)	147
Kap. 3. Akzent (§ 14—26)	150
Arten des Akzentes (§ 14). Silbenakzent (§ 15). Wortakzent (§ 16—25). Satzakkzent (§ 26).	
Kap. 4. Allgemeines über die Vokale (§ 27—43)	159
Quantitätsveränderung (§ 27). Vokaldehnung (§ 28—37). Vokalverkürzung (§ 38—43).	
Kap. 5. Die einzelnen Vokale der betonten Silben (§ 44—99)	172
Kurzes <i>a</i> (§ 44). Langes <i>a</i> (§ 45). <i>e</i> (§ 46). Kurzes <i>e</i> (§ 47—50). Langes <i>e</i> (§ 51—55). Kurzes <i>i</i> (§ 56—59). Langes <i>i</i> (§ 60—62). <i>u</i> (§ 63). Kurzes <i>u</i> (§ 64—65). Langes <i>u</i> (§ 66—68). <i>ü</i> (§ 69). Kurzes <i>ü</i> (§ 70—72). Langes <i>ü</i> (§ 73—74). Kurzes <i>o</i> (§ 75—77). Langes <i>o</i> (§ 78—80). <i>ö</i> (§ 81). Kurzes <i>ö</i> (§ 82—83). Langes <i>ö</i> (§ 84—85). <i>ei</i> (§ 86—89). <i>au</i> (§ 90—94). <i>eu</i> (§ 95—99).	
Kap. 6. Vokale der unbetonten Silben (§ 100—116)	228
Ableitungs- und Flexionssilben (§ 100—111). Wurzelvokale der zweiten Kompositionsglieder (§ 112). Vortonige Vokale in Fremdwörtern (§ 113). Nicht haupttonige Partikeln in der Zusammensetzung (§ 114). Enklitische Wörter (§ 115). Entwicklung einer Silbe aus konsonantischem <i>r</i> (§ 116).	
Kap. 7. Vokalwechsel (§ 117—131)	248
Lautwandel und Lautwechsel (§ 117). Umlaut (§ 118—119). Wechsel zwischen <i>e</i> und <i>i</i> (§ 120). Wechsel zwischen <i>u</i> und <i>o</i> (§ 121). Wechsel zwischen <i>eu</i> und <i>ie</i> (§ 122). Ablaut (§ 123—131).	
Kap. 8. Allgemeines über die Konsonanten (§ 132—134)	259
Kap. 9. Die einzelnen Geräuschaute (§ 135—224)	261
Labiale: <i>p</i> (§ 135—144). <i>b</i> (§ 145—149). <i>f</i> (§ 150—156). <i>pf</i> (§ 157—161). <i>w</i> (§ 162—166). Velare und Palatale: <i>k</i> (§ 167—175). <i>g</i> (§ 176—184). <i>ch</i> (§ 185—190). <i>j</i> (§ 191—193). <i>h</i> (§ 194—198). Dentale: <i>t</i> — <i>d</i> (§ 199—200). <i>t</i> (§ 201—207). <i>d</i> (§ 208—211). <i>z</i> (§ 212—216). <i>s</i> (§ 217—219). <i>sch</i> (§ 220—224).	
Kap. 10. Die einzelnen Sonorlaute (§ 225—245)	353
<i>r</i> (§ 225—229). <i>l</i> (§ 230—232). Nasale (§ 233). <i>m</i> (§ 234—235). <i>n</i> (§ 236—241). Nasalausstoßung (§ 242—244). Sonorlaute als Sonanten (§ 245).	
Kap. 11. Konsonantenwechsel (§ 246—250)	373
Gemination (§ 247). <i>h</i> — <i>ch</i> (§ 248). Grammatischer Wechsel (§ 249). Wechsel vor <i>t</i> (§ 250).	

Erläuterung zu den Quellenzitate.

- Ad. = Adelong. — Lehg. = Umständliches Lehrgebäude.
- W. Alexis, Cab. = Cabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Berlin 1832. — Ruhe = Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Berlin 1852.
- Almanach = (Kurländer) Almanach dramatischer Spiele. Wien und Triest 1811 ff.
- Amadis = Das erste Buch der Hystorien von Amadis auß Franckreich. Frankfurt a. M. 1569.
- André, Schule der Väter = Johann André, Die undankbaren Söhne oder die Schule der Väter. Lustspiel nach dem Französischen. Offenbach 1776.
- Andrews = Geschichte des Jos. Andrews von Fielding. Berlin, Stettin und Leipzig 1761.
- Anzengruber = Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. 3. Aufl. Stuttgart 1897—98.
- Arndt, Wanderungen = Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein von E. M. Arndt. Berlin 1858.
- Arnim = Achim v. Arnim. Sämtliche Werke. Berlin 1839 f.
- Auerbach, Dorfg. = Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Mannheim 1843. — N. Dorfg. = Neue Dorfgeschichten. Stuttgart 1876.
- Ayrenhoff, Lustsp. = Ayrenhoff, Drey neue Original-Lustspiele. Wien 1807. — W. = Werke. 1803.
- Ayrer = Ayrers Dramen, herausgegeben von Adelbert v. Keller Stuttgart (Lit. Ver. Nr. 76—80) 1864—65.
- Babo, Dagobert = Joseph Marius Babo, Dagobert der Franken König, ein Trauerspiel in 5 Akten. München 1779. — Otto = Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. München 1782.
- Banise = Asiatische Banise von Heinrich Anselm von Ziegler (Nat. Lit. 37).
- Blaimhofer, Schweden = Maximilian Blaimhofer, Die Schweden in Bayern oder die Bürgertreue. Ein Schauspiel. München 1783.

- Blumauer = Aloys Blumauer, Virgils Aeneis (Nat. Lit. 141).
- Bode, Klinkers R. = Humphry Klinkers Reisen. Aus dem Englischen. Leipzig 1775. — Montaigne = Michael Montaignes Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Ins Deutsche übersetzt. Wien und Prag 1797. — Schandi = Tristram Schandis Leben und Meynungen. Hamburg 1774. — Yorick = Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Aus dem Engl. übersetzt. Hamburg und Bremen 1768.
- Bodmer, Discourse = Die Discourse der Mahlern. Zürich 1721 ff.
- Bretzner, Eheprokurator = Christian Friedrich Bretzner, Liebe nach der Mode, oder der Eheprokurator. 1790. — Liebhaber = Der argwöhnische Liebhaber. Köln und Leipzig 1790. — Räuschgen = Das Räuschgen (Nat. Lit. 138).
- Buch der Beisp. = Antonius von Pfore. Das Buch der Beispiele der alten Weisen, hrsg. von L. W. Holland. Stuttgart (Lit. Ver. 56) 1860.
- Bühl, Tell = Bühl, Wilhelm Tell. Zürich 1792.
- Bürger = Gedichte von Gottfried August Bürger (Nat. Lit. 78).
- Chamisso = Chamissos Werke (Nat. Lit. 148).
- Clarissa = (Johann David Michaelis) Die Geschichte der Clarissa. Aus dem Engl. übersetzt. Göttingen 1768—70.
- Claudius = Matthias Claudius, Werke. Gotha 1871.
- Clauren = H. Clauren (Heun), Erzählungen. Dresden 1818—20.
- Contessa = C. W. Contessa, Schriften. Leipzig 1826.
- Crauer, Pfyffer = Franz Regis Crauer, Oberst Pfyffer, Ein historisches Schauspiel in 5 Aufz. Luzern 1783. — Toggenburg = Die Grafen von Toggenburg. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufz. Luzern 1784.
- Cysat, s. Renward Cysat, Der Begründer der schweizerischen Volkskunde v. R. Brandstetter. Luzern 1909.
- DWb. = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm usw.
- Eberl, Eipeldauer = Ferdinand Eberl, Der Eipeldauer am Hofe. Wien 1797. — Kleine Ehrlichkeit = Kleine Ehrlichkeit prellt oft die größte Spitzbüberey. 1795. — Limonadehütte = Die Limonadehütte. Wien 1793. — Männerfrevl = Lotte von Westenburg oder Männerfrevl. 1795. — Tode = Der Tode und seine Hausfreunde. Wien 1796. — Weibertreue = Noch seltner als Weibertreue. 1795.
- Ebner-Eschenbach = Marie von Ebner-Eschenbach, Ausgewählte Erzählungen. Berlin 1910.
- Eckhof, Mutter-Schule = Die Mutter-Schule, aus dem Französischen des Herrn v. Marivaux übersetzt von Herrn Conrad Eckhof. Wien 1865.

- Eichendorff = Joseph Freiherr von Eichendorffs sämtliche Werke. Leipzig 1864.
- Elis. Charl. = Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte v. Orléans, hrsg. v. Holland (Lit. Ver.), nach Nummern zitiert.
- Engl. Kom. = Die Schauspiele der englischen Komödianten, hrsg. von Creizenach (Nat. Lit. 23).
- Entdeckungen = Die falschen Entdeckungen. Nach Marivaux. München 1776.
- Erz. = Deutsche Erzähler des 18. Jahrh. (Literaturdenkmale 66—69).
- Eyb = Deutsche Schriften des A. v. Eyb, hrsg. von Herrmann (Schriften z. germ. Philol. H. 4. 5).
- Faust = Das Volksbuch von Doctor Faust (Neudrucke 7—8).
- Felsenburg = (Schnabel, Joh. Gottfr.), Die Insel Felsenburg, 1. Teil (Literaturdenkmale 108—120).
- Fischart (Hauffen) = Johann Fischarts Werke, hrsg. v. Ad. Hauffen (Nat. Lit. 18, 1—3).
- Fouqué, Sigurd = Friedrich de la Motte-Fouqué, Sigurd der Schlangentöter (Nat. Lit. 146). — Undine (ib.). — Zaub. = Der Zauberring, ein Ritterroman. Nürnberg 1816.
- L. v. François, Reckenburgerin = Luise v. François, Die letzte Reckenburgerin. 3. Aufl. Berlin 1873.
- Frau Rath (Goethes Mutter), Ausgabe von Keil. Leipzig 1871.
- Friedel, Christel und Gretchen = Johann Friedel, Christel und Gretchen. Wien 1785.
- Gellert = C. F. Gellerts sämtliche Schriften. Leipzig 1769.
- Gemmingen, Hausv. = Der deutsche Hausvater. Ein Schauspiel von O. H. Reichsfreiherrn von Gemmingen. 1780.
- P. Gerhard = Paul Gerhard. Geistliche Lieder, hrsg. von Ph. Wackernagel. Stuttgart 1843.
- Geschwind = Geschwind eh' es jemand erfährt, oder der besondere Zufall. München 1777.
- Gieseke, Hamlet = Carl Ludwig v. Gieseke, Der travestierte Hamlet. Wien 1798. — Jungfrauen = Die zwölf schlafenden Jungfrauen. Wien 1798.
- Gil Blas = Der Spanische Robinson oder sonderbare Geschichte des Gil Blas von Santillana. 1. Teil. 3. Aufl. Hamburg 1742. 2. Teil. 2. Aufl. Hamburg 1736. 3. Teil. 1. Aufl. 1736. 4. Teil. 1735.
- Gleich, Eppo = Joseph Alois Gleich, Eppo von Gailingen. Wien 1809.
- Goe. = Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1. Abteilung. — Goe. 2. 3 = ib.

- 2./3. Abteilung. — Goe. Br. = Goethes Briefe ib. 4. Abteilung.
- J. Gotthelf = Jeremias Gotthelf, Sämtliche Schriften in 24 Bänden. München und Bern 1911 ff.
- Gozzi = Theatralische Werke von Carlo Gozzi. Aus dem It. übersetzt. Bern 1777.
- Grillp. = Grillparzers sämtliche Werke, hrsg. v. Sauer. 5. Ausg. in 20 Bänden. Stuttgart.
- Großmann, Henriette = Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, Henriette, oder sie ist schon verheiratet. 1777. — Schüsseln = Nicht mehr als sechs Schüsseln. 2. Ausg. Leipzig 1780.
- A. Grün = Anastasius Grün, Werke. Berlin 1877.
- Gryphius, Horr. = Andreas Gryphius, Horribilicribrifax (Neudrucke 3). L. = Lustspiele, hrsg. v. Herm. Palm (Lit. Ver. 138). — T. = Trauerspiele (ib. 162). — Squenz = Peter Squenz (Neudrucke 6).
- Gutzkow, R. = Gutzkow, Die Ritter vom Geist. Leipzig 1852. — W. = Gesammelte Werke. Frankf. a. M. 1845 ff. — Zaub. = Der Zauberer von Rom. Leipzig 1869.
- Hafner, Furchtsame = Ph. Hafner, Der Furchtsame. 3. Aufl. Wien 1799.
- Hagedorn = Friedrichs von Hagedorn Poetische Werke. Hamburg 1800.
- Haller = Albrecht von Hallers Gedichte, hrsg. v. Hirzel. Frauenfeld 1882. — Usong = Usong. Bern 1771.
- Hebel = Hebels Werke, hrsg. von O. Behaghel (Nat. Lit. 142, 2. Abtg.).
- Heine = Heinrich Heines sämtliche Werke, hrsg. v. Elster. Leipzig.
- Heinse = Wilh. Heinse, Sämtliche Werke. Hrsg. v. Carl Schüddekopf. Leipzig 1904 ff.
- Héloise = (Rousseaus) Neue Héloise 1761.
- Hensler, Galeriegemälde = Karl Friedrich Hensler, Das Galeriegemälde. Wien 1790. — Großvater = Der Großvater, oder die 50jährige Hochzeitsfeyer. 1792. — Invalide = Der Invalide. Ein militärisches Originallustspiel 1790. — Judenmädchen = Das Judenmädchen von Prag. 1792. — Räuber = Der Räuber aus Rachsucht. 1790.
- Herder = Herders sämtliche Werke, hrsg. von Suphan. Berlin 1877 ff.
- Hermes, Soph. R. = Johann Timotheus Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Leipzig. 1. Bd. 1776. 2. 1774. 3—6. 1776.

- Heymonsk. = Das deutsche Volksbuch von den Heymonskindern, hrsg. v. Friedrich Pfaff. Freiburg i. Br. 1887.
- P. Heyse = Paul Heyse, Gesammelte Werke. Berlin 1872.
- Hink. Teufel = Le Sage, Der hinkende Teufel. Ein komischer Roman. Aus dem Französischen. Frankfurt u. Leipzig 1764.
- E. T. A. Hoffmann (zitiert nach der Hempelschen Ausgabe).
- Hofmannsw., K. = Christian Hofmann von Hofmannswaldau (Nat. Lit. 36).
- Holtei, Erz.-Schr. = Karl v. Holtei. Erzählende Schriften. Breslau 1861—66. — 40 Jahre = Vierzig Jahre (aus seinem Leben). Bd. 1—4. Berlin 1853—44. Bd. 5—6. Breslau 1846. Bd. 7—8. Breslau 1850.
- Hölty = Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty, hrsg. von K. Halm. Leipzig 1869.
- D. Hülshoff = Annette von Droste-Hülshoff, gesammelte Schriften. Hrsg. v. Schücking. Stuttgart 1878—79.
- Iffland = A. W. Ifflands dramatische Werke. Leipzig 1798—99 (zitiert nach den einzelnen Werken).
- Immermann = Karl Immermanns Werke. Berlin (Hempel).
- Jacobi, Merk. = Friedrich Heinrich Jacobi. Wielands Merkur. — Woldemar = Woldemar. Königsberg 1794.
- J. Paul = Jean Pauls Werke (Hempel). Zitiert nach den einzelnen Werken.
- Thom. Jones = Geschichte des Thomas Jones, eines Findlings. Aus dem Englischen Heinrich Fieldings übersetzt. Hamburg und Leipzig 1771.
- Julius v. Braunschw. = Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Hrsg. v. Julius Tittmann. Leipzig 1880.
- Jünger, Strich durch die Rechnung = J. Jünger. Der Strich durch die Rechnung. 1785.
- Kammermädchen = Das vermeinte Kammermädchen. Nach dem Französischen des Herrn Marivaux. Wien 1783.
- G. Keller = Gottfried Keller, Gesammelte Werke. Berlin 1892.
- E. Kleist = Ewald v. Kleist (zitiert nach der Hempelschen Ausg.).
- H. Kleist = H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig, hrsg. v. Erich Schmidt. Leipzig u. Wien.
- Klinger = F. M. Klingers sämtliche Werke. Stuttgart u. Tübingen 1842. — Otto (Literaturdenkmale 1) 1881.
- Kl. Br. = Briefe von und an Klopstock. Hrsg. v. S. M. Lappenberg. — M. = Messias. — Od. = Oden. Hrsg. von Franz Muncker und Jaro Pawel. Stuttgart 1889. — Schr. = Schriften. Hrsg. v. Back und Spindler. Leipzig 1830.

- Kotzebue = A. v. Kotzebues sämtliche dramatische Werke. Leipzig 1827—29.
- Krüger = Joh. Chr. Krüger, Poetische und theatralische Schriften. Hrsg. v. J. F. Löwen. Leipzig 1763.
- Herm. Kurz = Hermann Kurz, Gesammelte Werke. Hrsg. v. Paul Heyse. Stuttgart 1874.
- Lafontaine, du Plessis = A. H. J. Lafontaine, Clara du Plessis und Clairant. Berlin 1794—1802.
- Lambrecht, Sechzehnjährige Mädchen = Matth. Georg Lambrecht, Das sechzehnjährige Mädchen. München 1788. — Mutterschule = Er hat sie alle zum Besten, oder die Mutterschule. Augsburg 1785. — Solche Streiche = Solche Streiche spielt die Liebe. Augsburg 1786. — Überraschung = Und er soll dein Herr seyn, oder die Überraschung nach der Hochzeit. Augsburg 1786.
- Langbein, Schr. = Aug. Fr. E. Langbein, Schriften. 2. Aufl. Stuttgart 1841.
- La Roche, Sternheim = Geschichte des Fräuleins von Sternheim von Sophie von La Roche (Literaturdenkmale 138).
- Laube = Heinrich Laube, Gesammelte Schriften. Wien 1882. — Europa = Das junge Europa. Mannheim 1836. 37.
- Lenau = Lenaus Werke (Nat. Lit. 154. 155).
- Lenz, Lustsp. = J. M. R. Lenz, Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater. Frankfurt und Leipzig 1774.
- Le. = G. E. Lessings sämtliche Schriften. Hrsg. von Karl Lachmann. 3. aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Stuttgart 1886 ff.
- Liliencron = Sämtliche Werke von Detlev v. Liliencron. Berlin und Leipzig.
- Literaturdenkmale = Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh. Hrsg. von Seuffert und Sauer. Berlin-Leipzig.
- Lit. Ver. = Publikationen des Literarischen Vereins in Stuttgart (Tübingen).
- Lohenst., Arm. = Daniel Caspers von Lohenstein Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann nebst seiner Durchlauchtigsten Thußnelda. Leipzig 1689—90. — Cleop. = Cleopatra (Nat. Lit. 36).
- O. Ludwig = Otto Ludwig, Sämtliche Werke. Hrsg. von Paul Merker. München und Leipzig 1912 ff.
- Lu. = Luther (die einzelnen biblischen Bücher sind nach den üblichen Abkürzungen zitiert).
- Maier, Boxberg = Jakob Maier, Der Sturm von Boxberg. Mannheim 1778. — Fust = Fust von Stromberg. Mannheim 1782.

- Meisl, Quodlibet = Carl Meisl, Theatralisches Quodlibet. Pesth und Wien 1820—25.
- A. Meißner, Leben = Alfred Meißner, Geschichte meines Lebens. 2. Aufl. Wien und Teschen 1884.
- Meißner, Skiz. = A. G. Meißner, Skizzen. Leipzig 1778 ff.
- Miller, Briefw. = Joh. M. Miller, Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Ulm 1776. — Siegwart = Siegwart, Eine Klostergeschichte. Leipzig 1776.
- Möller, Waltron = H. F. Möller, Der Graf von Walltron, oder die Subordination. Leipzig 1776. — Wikinson = Wikinson und Wandrop. Wien 1792.
- Mörike = Eduard Mörikes sämtliche Werke. Hrsg. von Krauß.
- Moritz, Reiser = K. Ph. Moritz, Anton Reiser, ein psychol. Rom. Hrsg. von L. Geiger (Literaturdenkmale 23).
- Möser = Justus Möasers sämtliche Werke. Bd. 1—2, Berlin 1868. 3—4, 1858. 5—10, 1843.
- Murner, Badenf. = Thomas Murner, Badenfahrt. Hrsg. v. Martin. 1887. — Narrenb. = Narrenbeschwörung (Neudr. 119—124). — Schelmenz. = Schelmenzunft (Neudr. 85).
- Musäus, Volksm. = Joh. K. A. Musäus, Volksmärchen der Deutschen. Gotha 1782—86.
- Nanine = Nanine. Ein Lustspiel aus dem Französ. (Voltaire) v. D. Augsburg 1776.
- Nat. Lit. = Deutsche National-Literatur. Hrsg. von Jos. Kürschner. Berlin und Stuttgart.
- Neudrucke = Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Hrsg. von W. Braune. Halle a. S.
- Nicolai, Notha. = Friedrich Nicolai, Sebaldus Nothangers Leben und Meinungen. Frankfurt 1774—76. — Reise = Reise durch Deutschland. 1. Bd. Berlin-Stettin 1783.
- Op. = Martini Opicii, Teutschę Poemata. Hrsg. von Witkowski (Neudrucke 189—199; zitiert nach Nummern). — Op. K. = Martin Opitz, Weltliche und geistliche Dichtung (Nat. Lit. 27).
- Parn. boic. = Parnassus Boicus oder Neueröffneter Musen-Berg. München 1722.
- Pest. = Pestalozzi, Sämtliche Schriften. Stuttgart 1819—26.
- Pfau, Benj. = Claude Tillier, Mein Onkel Benjamin. Deutsch von L. Pfau. 2. Aufl. Stuttgart 1876.
- Der Philosoph ohne es zu wissen. Ein Schausp. München 1776.
- Pickel = Begebenheiten des Peregrine Pickels. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig und Kopenhagen 1769.
- Platen = August Graf v. Platens Werke. Hrsg. von C. Chr. Redlich. Berlin.

- Rabener, Sat. = G. W. Rabener, Satiren. Leipzig 1755.
- Raimund = Ferdinand Raimunds Dramatische Werke. Hrsg. von Glossy und Sauer. Wien 1891.
- Rautenstrauch, Vormundschaft = Johann Rautenstrauch, Die Vormundschaft oder der Strich durch die Rechnung. Augsburg 1775
- Rebhuhn = Paul Rebhuhns Dramen. Hrsg. von Palm. Stuttgart 1859 (Lit. Ver. 49).
- Chr. Reuter, ehrl. Frau = Christian Reuter, Die ehrliche Frau, nebst Harlequins Hochzeit- und Kindbetherinnenschmaus (Neudrucke 90—91). — Schelm. = Schelmuffsky (Neudrucke 57—58). — Schlampampe = Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod (Neudrucke 90—91).
- Robinson = Das Leben und die ganz ungemene Begebenheiten des Robinson Crusoe. Frankfurt und Leipzig 1720.
- Rollenhagen = Froschmeuseler, von Georg Rollenhagen. Hrsg. von K. Goedeke. Leipzig 1876.
- Rückert = Friedrich Rückerts gesammelte Poetische Werke. Frankfurt a. M. 1868.
- Sa. = D. Sanders, Wörterbuch der Deutschen Sprache. — Fremdwb. = Fremdwörterbuch von Sanders. Leipzig 1891.
- H. Sachs, Fab. = Hans Sachs, Sämtliche Fabeln und Schwänke. Hrsg. von Ed. Goetze (Neudrucke 110—117. 126—134. 164 bis 169). — Fastn. = Fastnachtspiele. Hrsg. von Ed. Goetze (Neudrucke 26—27. 31—32. 39—40. 42—43. 51—52. 60—61. 63—64). — K. = Hans Sachs. Hrsg. v. Adelbert v. Keller. Stuttgart (Lit. Ver.) 1870 ff.
- D. Schaub. = (Gottsched), Deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet. Leipzig 1740—45.
- Schikaneder, Laster = Emanuel Schikaneder, Das Laster kömmt am Tage. Salzburg 1783. — W. = Sämtliche theatralische Werke. Wien 1792.
- Schi. = Schillers sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe von K. Goedecke. Stuttgart 1867—76. — Br. = Schillers Briefe. Hrsg. v. Fritz Jonas. Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. — Schi. u. Lotte = Schiller und Lotte. 1788—1805. 2. Ausg. von Wilh. Fielitz. Stuttgart 1879 (nach Nummern zitiert).
- Schimann, Eifersucht = Jos. Schimann, Eifersucht und Mutwillen. Prag 1774.
- A. W. Schlegel = August Wilhelm von Schlegels sämtliche Werke. Hrsg. von Ed. Böcking. Leipzig 1846. — Span. Th. = Spanisches Theater. Berlin 1809. — Die Shakespeare-übersetzung ist nach den einzelnen Stücken zitiert.

- El. Schlegel, Schr. = Joh. Elias Schlegel, Aesthetische und dramaturgische Schriften. Hrsg. von J. v. Antoniewicz (Literaturdenkmale 26).
- Fr. Schlegel = Friedrich von Schlegels sämtliche Werke. 2. Orig.-Ausg. Wien 1846.
- Schletter, Eilfertige = Salom. Friedr. Schletter, Der Eilfertige. Wien 1788. — Philos. Dame = Die philosophische Dame, oder Gift und Gegengift. Wien 1784. — Schule der Freundschaft = Die Schule der Freundschaft. Brünn 1787.
- Schneider und Sohn = Der Schneider und sein Sohn. Ein Lustspiel. München 1775.
- Schröder = Friedr. Ludw. Schröder, Beytrag zur deutschen Schaubühne. Berlin 1786—90. Daraus zitiert: Ehrgeiz und Liebe. Der Fähnrich. Das Portrait der Mutter. Der Ring. Stille Wasser sind tief. Der Vetter in Lissabon. Victorine.
- Seume = Joh. Gottfr. Seumes Werke (Hempel). — Leben = Mein Leben. Leipzig 1813.
- Simpl. = H. G. Chr. v. Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus (Neudrucke 19—25). — Simpl. B. = id. Hrsg. von Bobertag (Nat. Lit. 33. 34). — Simpl. Schr. = Simplicianische Schriften. Hrsg. von Bobertag (Nat. Lit. 35).
- Steffens, Norw. = Heinrich Steffens, Die 4 Norweger. Breslau 1827—28. — Nov. = Novellen. Gesamt-Ausgabe. Breslau 1837—38.
- Stephanie d. ä., Murrkopf = Christian Gottlob Stephanie, Der gutherzige Murrkopf (nach Goldoni). Augsburg 1785.
- Stephanie, Bekanntschaft = Gottlieb Stephanie, Die Bekanntschaft im Bade. München 1776. — Neugierde = Die bestrafte Neugierde. 1772. — Werber = Die Werber. Lustsp. in 5 Aufz. nach d. Engl. des Farquhar. Wien 1777.
- Stifter, Studien = Adalbert Stifter, Studien. 5. Aufl. 1. 2. Bd. 1857. 3. Bd. 1856.
- Storm = Theodor Storm, Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 8 Bänden. Braunschweig 1898.
- Thümmel = A. M. von Thümmels sämtliche Werke. Leipzig 1839.
- Tieck = Ludwig Tiecks Schriften. Berlin 1828 ff. — Acc. = Vittoria Accorombona. Breslau 1840. — Cev. = Der Aufruhr in den Cevennen (Nat. Lit. 144. 2. Abtg.). — Gen. = Leben und Tod der heiligen Genoveva (Nat. Lit. 144. 1. Abtg.). — Lov. = Geschichte des Herrn William Lovell. Berlin und Leipzig 1795—96. — Oct. = Kaiser Octavianus. Jena 1804. — Phant. = Phantasus. Eine Sammlung von Märchen, Erzählungen,

- Schauspielen und Novellen, hrsg. von Ludw. Tieck. Berlin 1812—16. — Quix. = Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Tieck. Berlin 1799—1801.
- Uhland = Gedichte von Ludwig Uhland. Kritische Ausg. von Erich Schmidt und Julius Hartmann. Stuttgart 1898.
- Vischer, Auch Einer = Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Fried. Theod. Vischer. Stuttgart und Leipzig 1879.
- Voß, Il. = Joh. Heinrich Voß, Ilias. — Luise¹ = Luise. 1. Ausgabe (zitiert nach Nat. Lit. 49). — Od. = Odyssee. — Od.¹ = Homers Odüsee, übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Hamburg 1781.
- Vulpus, Rin. = Chr. Aug. Vulpus, Rinaldo Rinaldini der Räuber-Hauptmann. 2. Aufl. Leipzig 1802.
- Waldis = Esopus von Burkhard Waldis. Hrsg. von Heinr. Kurz. Leipzig 1862 (zitiert nach Nummern).
- V. Weber, Sagen = Veit Weber, Sagen der Vorzeit. 2. Aufl. Frankfurt und Leipzig 1790—99.
- Weckherlin = Georg Rudolf Weckherlins Gedichte. Hrsg. von H. Fischer (Lit. Ver. 199. 200).
- Chr. Weise, Cath. = Christian Weise, Comödie von der bösen Catharine (Nat. Lit. 29). — Erz. = Die drei ärgsten Erznarren (Neudrucke 12—14). — Klügste Leute = Die Drey klügsten Leute in der gantzen Welt. Leipzig 1707. — Mac. = Bäuerischer Machiavellus (Nat. Lit. 39). — Mas. = Masaniello (Neudrucke 216—18).
- F. Weiße, Op. = Christian Felix Weiße, Komische Opern. Leipzig 1768. — Rich. = Richard der Dritte (Nat. Lit. 72).
- Werder, Rol. = (Dietrich v. d. Werder), Die Historia vom Rasenden Roland. Leipzig 1636.
- Wi. = Wielands Werke (Hempel). — Wi. I = Wielands Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Deutschen Kommission der Kgl. Preuß. Ak. d. Wiss. 1. Abt. Berlin 1909. — Wi. II = id. 2. Abt., Übersetzungen. Berlin 1909. — Am.¹ = Der neue Amadis. Leipzig 1771. — Arasp. = Araspes und Panthea. Zürich 1760. — Cic. = Ciceros sämtliche Briefe übersetzt und erläutert. Zürich 1808—21. — Idris¹ = Idris, Ein Heroisch-comisches Gedicht. Leipzig 1768. — Luc. = Lucians von Samosata Sämtliche Werke. Aus dem Griech. übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen. Leipzig 1788—89. — Merk. = Der Teutsche Merkur von 1773—89. — Mus.¹ = Musarion, oder die Philosophie der Grazien. Leipzig 1768.

- Wyle = Translationen des Niclas von Wyle. Hrsg. von Adelbert v. Keller. Stuttgart (Lit. Ver. 57) 1861.
- Zabuesnig, Elsb. = Joh. Christoph v. Zabuesnig, Elsbeth, oder der Frauenraub. Prag 1785.
- Zachariä, Phaet. = Just. Friedrich Wilhelm Zachariä, Der Phaeton. — Renommiste = Der Renommiste. Ein komisches Heldengedicht. — Verwandl. = Verwandlungen.

Benutzte Zeitschriften.

- AfdA. = Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum.
- Germ. = Germania. Vierteljahrsschrift für deutsches Altertum. Begründet von Pfeiffer.
- IF. = Indogermanische Forschungen. Hrsg. von Brugmann und Streitberg.
- PBB. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Hrsg. von Paul und Braune.
- Zs. fdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum. Begründet von Haupt.
- Zs. fdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie. Begründet von Zacher.
- Zs. fdU. = Zeitschrift für deutschen Unterricht. Begründet von Lyon.
- Zs. fdWf. = Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Hrsg. von Kluge.
- Zs. f. vgl. Sprf. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Begründet von Kuhn.

Sonstige Abkürzungen.

- | | |
|-------------------------|----------------------------|
| A. = Akkusativ. | Akk. = Akkusativ. |
| Adj. = Adjektivum. | Akt. = Aktivum. |
| Adv. = Adverbium. | al. = alemannisch. |
| afränk. = altfränkisch. | alts. = altsächsisch. |
| afries. = altfriesisch. | anhd. = altneuhochdeutsch. |
| afrz. = altfranzösisch. | anord. = altnordisch. |
| ags. = angelsächsisch. | Art. = Artikel. |
| ahd. = althochdeutsch. | asächs. = altsächsisch. |
| aind. = altindisch. | Ausg. = Ausgabe. |

Ausgg. = Ausgaben.	md. = mitteldentsch.
bair. = bairisch.	mengl. = mittelenglisch
D., Dat. = Dativ.	mfränk. = mittelfränkisch.
Dem. = Demonstrativum.	mbd. = mittelhochdeutsch.
Dim. = Diminutivum.	mlat. = mittellateinisch.
engl. = englisch.	md. = mittelniederdeutsch.
F., Fem. = Femininum.	mdl. = mittelniederländisch.
fränk. = fränkisch.	Mua. = Mundart.
frz. = französisch.	muartl. = mundartlich.
fries. = friesisch.	N. = Neutrum.
Fut. = Futurum.	N. = Nominativ.
G., Gen. = Genitiv.	nd. = niederdeutsch.
Ger. = Gerundium.	ndl. = niederländisch.
germ. = germanisch.	nhd. = neuhochdeutsch.
got. = gotisch.	Nom. = Nominativ.
Gramm. = Grammatik.	nordd. = norddeutsch.
griech. = griechisch.	nordostd. = nordostdeutsch.
hess. = hessisch.	nordwestd. = nordwestdeutsch.
hochd. = hochdeutsch.	Ntr. = Neutrum.
idg. = indogermanisch.	u. o. = und oft.
Imp. = Imperativ.	u. ö. = und öfter.
Ind. = Indikativ.	oberd. = oberdeutsch.
Inf. = Infinitiv.	Obj. = Objekt.
Instr. = Instrumentalis.	österr. = österreichisch.
Interj. = Interjektion.	ostmd. = ostmitteldeutsch.
intr. = intransitiv.	Part. = Partizipium.
it., ital. = italienisch.	Pass. = Passivum.
Jahrh. = Jahrhundert.	Perf. = Perfektum.
kelt. = keltisch.	Pl. = Plural.
Koll. = Kollektivum.	Präd. = Prädikat.
Komp. = Komparativ.	Präp. = Präposition.
Konj. = Konjunktiv.	Prät. = Präteritum.
„ = Konjunktion.	Pron. = Pronomen.
Konjug. = Konjugation.	refl. = reflexiv.
landschaftl. = landschaftlich.	Rel. = Relativum.
lat. = lateinisch.	s. = siehe.
lit. = litauisch.	Sbst. = Substantiv.
M. = Maskulinum.	schw. = schwach.
MA. = Mittelalter.	schwäb. = schwäbisch.

schweiz. = schweizerisch.	Superl. = Superlativ.
s. d. = siehe dieses.	sw. = schwach.
Sg. = Singular.	thür. = thüringisch.
slaw. = slawisch.	trans. = transitiv.
st. = stark.	Verb. = Verbum.
Subj. = Subjekt.	vgl. = vergleiche.
Subst. = Substantiv.	westg. = westgermanisch.
südd. = süddeutsch.	Zschr. = Zeitschrift.
südostd. = südostdeutsch.	Zus. = Zusammensetzung.
südwestd. = südwestdeutsch.	Zuss. = Zusammensetzungen.

Teil I.

Geschichtliche Einleitung.

Kap. 1. Stellung des Germanischen innerhalb des Indogermanischen.

§ 1. Das Deutsche gehört zur germanischen Sprachfamilie, die einen Teil des indogermanischen Sprachstammes bildet. Zu diesem gehören außerdem die folgenden Familien: 1) das Indische, dessen ältester, für die vergleichende Sprachwissenschaft so gut wie ausschließlich in Betracht kommender Typus das durch eine reiche Literatur vertretene Sanskrit ist, auch schlechthin als Altindisch bezeichnet, wovon die altertümlichste, von dem sog. klassischen Sanskrit mehrfach abweichende Gestalt in den Veden und den daran sich anschließenden Schriften vorliegt; 2) das Iranische, dessen älteste Vertreter zwei verschiedene Dialekte sind, ein östlicher, die Sprache des heiligen Buches der Zoroastrischen Religion, des Avesta, früher als Zend, Zendsprache bezeichnet, jetzt gewöhnlich nach der angenommenen Herkunft als Altbaktrisch, und ein westlicher, das Altpersische, in Keilinschriften erhalten; 3) das Armenische, früher dem Iranischen zugerechnet, erst in neuerer Zeit als eine besondere Familie erkannt; 4) das Albanesische, erst auf sehr junger Entwicklungsstufe überliefert und stark mit fremden Elementen durchsetzt, daher erst spät als eine besondere Familie erkannt; 5) das Griechische, schon in der ältesten unserer Erkenntnis zugänglichen Zeit in viele Mundarten gespalten; 6) das Italische, von dessen Mundarten nur das Lateinische in reichlicher Überlieferung vorliegt, während von den andern nur Trümmer erhalten sind, die reichlichsten auf Inschriften vom Oskischen und Umbrischen; 7) das Keltische, von dessen Mundarten das Irische am frühesten durch eine verhältnismäßig reiche Überlieferung bekannt ist, während die Sprache des alten Galliens nur durch spärliche Reste von

Inschriften und einzelne Wörter bei griechischen und römischen Schriftstellern überliefert ist; 8) das Baltische, d. h. das Litauische, Lettische, und das seit dem 17. Jahrhundert ausgestorbene Preußische; 9) das Slavische, das in zwei Hauptgruppen zerfällt, eine östlich-südliche, zu der das Russische, Bulgarische, Serbisch-Kroatische und das Slovenische gehört, und eine westliche, die das Čechische, Sorbische (in der Lausitz) und Polnische begreift, welchem letzteren sich auch die Sprachen der meisten jetzt germanisierten slavischen Stämme anschließen, worunter das uns in Aufzeichnungen des 18. Jahrhunderts erhaltene Polabische (Elbslavische); die altertümlichste Stufe des Slavischen ist die Sprache, deren sich die Slavenapostel Cyrill und Methodius im 8. Jahrhundert bedienten, die zur Kirchensprache der Slaven griechischen Bekenntnisses geworden ist, allerdings mit allerhand Modifikationen durch die einzelnen slavischen Sprachen, daher als kirchenslavisch bezeichnet; der ursprüngliche Typus des Kirchenslavischen wird teils als alt-slovenisch, teils (wohl richtiger) als altbulgarisch angesprochen. Neben diesen Familien haben vielleicht noch andere bestanden, von deren Sprache uns nichts übriggeblieben ist oder nur dürftige Reste, die kein sicheres Urteil gestatten. Neuerdings hat man das sog. Tocharische als eine besondere Sprachfamilie angesprochen.

Anm. Indogermanisch ist die von Bopp eingeführte und in Deutschland allgemein gebräuchliche Bezeichnung des Sprachstammes. Außerhalb Deutschlands gebraucht man meistens indoeuropäisch. Eine dritte Bezeichnung, arisch, die man übrigens mehr für das Urvolk und die Russe angewandt hat als für die Sprache, wird besser vermieden, da sie mehrdeutig ist, vgl. § 4.

§ 2. Die durch die vergleichende Sprachwissenschaft aufgedeckte Übereinstimmung zwischen diesen Familien zwingt zu der Annahme, daß sie alle einen gemeinsamen Ursprung haben, auf eine uns zwar nicht erhaltene, aber notwendig vorauszusetzende Ursprache zurückgehen. Demnach muß es natürlich auch ein Volk gegeben haben, das diese Sprache gesprochen hat, das indogermanische Urvolk. Die Wohnsitze dieses Volkes hat man früher allgemein in Asien gesucht, jetzt aber neigt man dazu, dieselben in das östliche und nördliche Europa zu verlegen. Durch immer mehr zunehmende räumliche Ausbreitung ist der Zusammenhang zwischen den

Teilen dieses Volkes gelockert worden. Es haben sich Gruppen gegeneinander abgesondert, durch politische Gegensätze, durch natürliche Grenzen, teilweise wohl auch durch Zwischenschiebung anderssprachiger Völker voneinander getrennt. So sind aus dem einen Volke mehrere mit gesonderter Sprachentwicklung entstanden, und diese haben sich in derselben Weise von neuem gespalten. Als Zwischenglieder zwischen dem Urvolke und den uns geschichtlich bekannten Völkern haben wir uns Volksgemeinschaften zu denken, die den oben aufgezählten Sprachfamilien entsprechen. Es folgt daraus aber nicht, daß alle Menschen, die jetzt eine indogermanische Sprache sprechen, oder früher gesprochen haben, lediglich von dem indogermanischen Urvolke abstammen müßten. Völkermischungen und Übertragungen von Sprachen auf ursprünglich anderssprachliche Individuen und ganze Völker, wie sie für die jüngere Zeit massenhaft nachzuweisen sind, werden wir auch für die ältere Zeit, aus der uns Nachrichten fehlen, unbedenklich voraussetzen haben. Man sollte daher lieber nicht von einer indogermanischen (oder arischen) Rasse reden. Ebenso ist anzunehmen, daß die einzelnen indogermanischen Sprachen, wie sie im Laufe der für uns verfolgbaren Entwicklung allerhand Stoff aus fremden Sprachen aufgenommen haben, dies auch schon in den ältesten dunklen Perioden getan haben, und zwar auch aus nicht indogermanischen und uns unbekanntem Sprachen. Ferner werden wir damit rechnen müssen, daß zu allen Zeiten auch noch Neuschöpfung von Sprachstoff, namentlich von onomatopoetischen Wörtern stattgefunden hat. Man geht daher von falschen Voraussetzungen aus, wenn man es als eine Aufgabe der Sprachwissenschaft betrachtet, womöglich den gesamten Wortschatz jeder indogermanischen Sprache, soweit sich derselbe nicht als Entlehnung nachweisen läßt, auf Grundlagen zurückzuführen, die schon in der Ursprache vorhanden waren.

Anm. Über die Frage nach der Heimat des idg. Urvolkes vgl. Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte“, ²Jena 1890, S. 111 ff., wo die ältere Literatur verzeichnet ist. Weitere Literatur bei Brugmann, Grundr. ² 1, S. 22. Dazu Hirt, „Die Indogermanen“, Straßburg 1905, 1, S. 176 ff.

§ 3. Übereinstimmungen zwischen den bekanntesten indogermanischen Sprachen sind frühzeitig (schon seit der Huma-

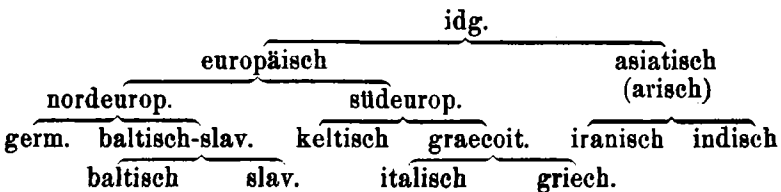
nistenzeit) gelegentlich bemerkt worden, auch gewisse Lautentsprechungen wie lat. *d* und deutsch *z*. Aber da man nicht systematisch vorging, mischten sich nur zu oft mit richtigen Erkenntnissen irrende Annahmen. Auch beschränkte man sich fast ausschließlich auf Wortvergleichen, wobei man außerdem Übereinstimmungen, die durch frühe Entlehnung aus einer Sprache in die andere entstanden waren, nicht von solchen zu scheiden wußte, die auf Urverwandtschaft beruhten. Eine stärkere Anregung zur Vergleichung wurde erst durch das Bekanntwerden des Sanskrit in Europa gegeben seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Das Sanskrit war in wesentlichen Stücken altertümlicher als alle andern überlieferten idg. Sprachen, zugleich besonders durchsichtig, wozu die Beeinflussung des Wortauslautes durch den Anlaut des im Satze folgenden Wortes (Sandhi) viel beitrug. Dazu kam, daß infolge solcher Eigenschaften die Lautlehre dieser Sprache schon von den indischen Grammatikern auf einen ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit gebracht war. So kam es, daß die nun entstehende vergleichende Sprachforschung zunächst ihre Hauptnahrung aus der Erforschung des Sanskrit zog, wobei denn dessen Altertümlichkeit doch überschätzt wurde. Ein bedeutender Anstoß ging aus von F. Schlegels Schrift „Über die Sprache und Weisheit der Indier“ (1808). Von entscheidender Bedeutung war es vor allem, daß er hier die Forschung von der bloßen Wortvergleichung auf die Untersuchung der inneren Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik lenkte. Dieser Anregung folgte F. Bopp in dem Buche „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“ (1816), dem ersten methodischen Ansatz zu einer vergleichenden Flexionslehre. Nunmehr trat der fortschreitende Ausbau der weiteren vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen durch Bopp in nahe Beziehung zu der Begründung der engeren vergleichenden Grammatik der germanischen Sprachen durch J. Grimm. Nach dem Vorgange Bopps schuf dieser eine vergleichende Flexionslehre des Germanischen (1819), und durch die Hinzufügung einer germanischen Lautlehre lieferte er wieder ein Vorbild, dem sich Bopp anschließen konnte in dem ersten Versuche zu einer

Gesamtdarstellung: „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Deutschen“ (1833—52). Wie aus dem Titel ersichtlich, waren darin noch nicht alle indogermanischen Sprachfamilien herangezogen. In einer zweiten Auflage (1857—61) wurden das Armenische und das Altslavische hinzugefügt. Eine dritte Ausgabe erschien 1869—71. Ein neuer, möglichst knapp gehaltener Versuch zu einer zusammenfassenden Darstellung wurde von A. Schleicher gemacht in seinem „Compendium der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen“ (1861, vierte Aufl. 1876). Hierin waren nicht nur die Fortschritte, welche die Sprachwissenschaft bis dahin über Bopp hinaus gemacht hatte, verwertet, insbesondere die eigenen Untersuchungen des Verf. über das Slavische und Litauische, sondern es war auch eine ganz neue Aufgabe zum ersten Male energisch ins Auge gefaßt und zu lösen versucht. Bopp hatte wie Grimm Grammatiken der einzelnen Sprachen parallel nebeneinander gestellt, woraus sich allerdings mit Notwendigkeit die Schlußfolgerung ergab, daß alle diese Sprachen auf einer gemeinsamen Grundlage ruhen mußten. Es fehlte aber noch an einem Versuche, diese Grundlage genau im einzelnen zu fixieren. Der älteren Sprachforschung schien dies wohl auch deshalb nicht so nötig, weil man der Meinung war, daß das Sanskrit dieser Grundlage schon recht nahe komme. Schleicher zog zuerst das Ergebnis aus der Vergleichung, indem er der Grammatik der Einzelsprachen eine Grammatik der von ihm rekonstruierten Grundsprache voranstellte. Ein solches Verfahren nötigte dazu, alles schärfer und bestimmter zu fassen und auf die zu lösenden Probleme aufmerksamer zu werden. Indem man nun im folgenden für jede Annahme eines Lautwandels immer strengere Rechenschaft forderte und dadurch zu der Erkenntnis geführt wurde, daß die Veränderungen der äußeren Sprachgestalt in den ältesten Perioden wie in den jüngsten nicht bloß durch den Lautwandel, sondern vielfach auch durch die Analogie bewirkt sind, wurden allerdings Schleichers Anschauungen über die Ursprache wesentlich modifiziert. Dabei kam man zu der Überzeugung, daß das früher so ausschließlich als maßgebend betrachtete Sanskrit doch nach verschiedenen Seiten hin unursprünglicher sei als die europäischen Sprachen, insbesondere das Griechische. Eine

neue Zusammenfassung der lebhaft betriebenen Forschungen gab K. Brugmann in seinem „Grundriß der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen“, Bd. I. Einleitung und Lautlehre, Straßburg 1886, Bd. II. Stammbildungs- und Flexionslehre 1889—92. Daran schloß sich als Bd. III—V eine Darstellung der Syntax an von B. Delbrück (1893—1900). Der ausführlicheren Darstellung ließ Brugmann eine „Kurze vergleichende Grammatik der idg. Sprachen“ folgen (Straßburg 1902—3), in welche auch die Syntax aufgenommen ist. Eine zweite Bearbeitung der beiden ersten Bände des ausführlichen Werkes ist 1897 ff. erschienen, die sich dadurch von der ersten unterscheidet, daß auch die Bedeutung der Flexionsformen mitbehandelt ist.

Anm. Einen Versuch, den idg. Wortschatz zusammenzufassen, machte Fick, „Wörterbuch der idg. Grundsprache“ Göttingen 1868. In einer 2. Aufl., die unter dem Titel „Vergleichendes Wörterbuch der idg. Sprachen“ (Göttingen 1870—71) erschienen ist, ist der Plan erweitert, indem auch der gemeinsame Wortschatz von Untergruppen, wie sie Fick annahm, behandelt ist. Eine 3. Aufl. ist 1874—76 erschienen, eine vierte 1891—1901. Die 2. Aufl. bringt auch den Versuch einer Zusammenfassung des germ. Wortschatzes, bearbeitet von Bezzenberger, die allerdings von Fehlern wimmelt, in der 4. Aufl. völlig umgearbeitet von Torp.

§ 4. Die in § 1 aufgezählten Sprachfamilien verhalten sich nicht ganz gleich zueinander, sondern einige haben gewisse Eigentümlichkeiten miteinander gemein, die den andern fremd sind. Diese Verhältnisse suchte man sich dadurch zu erklären, daß man Zwischenstufen zwischen der idg. Grundsprache und den Grundsprachen der einzelnen Sprachfamilien annahm. Die Entwicklung suchte man unter dem Bilde eines Stammbaumes darzustellen. Ein solcher Stammbaum, für den besonders G. Curtius und A. Fick eingetreten sind, und der eine Zeitlang fast kanonisches Ansehen genoß, ist dieser:¹⁾



¹⁾ Das Armenische und das Albanesische waren dabei noch nicht als besondere Familien erkannt.

Schleichers Auffassung war im übrigen die gleiche, nur wollte er das Italische näher zum Keltischen stellen. Gegen diese ganze Anschauungsweise wendete sich Job. Schmidt in der Schrift „Die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen“ (1872). Er machte geltend, daß sich auch zwischen Familien, die nach diesem Stammbaume keine engeren Gemeinschaften bildeten, gewisse Übereinstimmungen fänden, z. B. zwischen dem Germ. und dem Kelt. oder zwischen dem Baltisch-Slav. und dem Arischen, daß daher das Bild eines Stammbaumes ungeeignet sei, die wirklichen Verhältnisse zu veranschaulichen. Es hätten sich vielmehr sprachliche Veränderungen durch wellenförmige Ausbreitung, die eine bis zu diesen, die andere bis zu jenen Grenzen erstreckt, also z. B. eine über das griechische und italische Gebiet, eine andere über das italische und keltische, eine dritte über das keltische und germanische usw. Richtig ist zweifellos, daß in einem zusammenhängenden Sprachgebiete, innerhalb dessen der Verkehr zwischen den Nachbarorten nirgends ganz gehemmt ist, die Grenzen für die einzelnen mundartlichen Verschiedenheiten keineswegs immer zusammenfallen, sondern oft verschieden verlaufen und sich mannigfach durchkreuzen, so daß ein engeres Gebiet einiges mit diesem, anderes mit jenem Nachbargebiet gemein hat. Daher hat sich schon Schuchardt in seiner 1870 gehaltenen, allerdings erst 1900 gedruckten Habilitationsvorlesung „Über die Klassifikation der romanischen Mundarten“ gegen die Aufstellung von Stammtafeln für die mundartliche Gliederung eines Sprachgebietes gewendet. Keine Sprache kann sich über einen einigermaßen beträchtlichen Raum ausbreiten, ohne daß sie mundartlich differenziert wird. So müssen wir auch für die Indogermanen zu der Zeit, wo sie noch ein zusammenhängendes Volk bildeten, doch schon das Vorhandensein von mundartlichen Unterschieden annehmen. Schmidts Auffassung könnte also richtig sein unter der Voraussetzung, daß die späteren Sprachfamilien gewissermaßen im Keime schon als Mundarten der idg. Grundsprache bestanden hätten, und daß diejenigen Eigenheiten derselben, die mehrere miteinander gemein haben, bis in diese alte Zeit zurückreichen. Wieweit es sich aber wirklich so verhält, ist schwer mit Sicherheit festzustellen. Die Anschauungen über das Verhältnis

der einzelnen Sprachfamilien zueinander sind natürlich auch bedingt durch die Anschauungen über die Beschaffenheit der idg. Grundsprache. So beruhte die Ansetzung einer europäischen Gruppe hauptsächlich auf der Ansicht, daß die darin begriffenen Sprachen gemeinsam die sogenannte Spaltung des *a*-Lautes (vgl. § 39) durchgemacht hätten. Nachdem aber erkannt ist, daß die Mannigfaltigkeit des europäischen Vokalismus schon der Grundsprache zuzuweisen ist, ist das scheinbare Argument für die engere Zusammengehörigkeit der europäischen Sprachen in nichts zerfallen. Ferner kann das Zusammentreffen mehrerer Sprachen in einer sprachlichen Neuerung auch zufällig sein. Denn es lassen sich nicht wenige Fälle eines solchen Zusammentreffens nachweisen, bei denen jeder historische Zusammenhang ausgeschlossen ist. Brugmann hat die Frage behandelt in *Techmers Zeitschr. für Sprachwissenschaft*, Bd. 1, S. 226 ff. (vgl. jetzt auch seinen *Grundr.*² § 18. 19). Er erkennt von vornherein an, daß indisch und iranisch, ferner baltisch und slav. je eine zusammengehörige Gruppe bilden, wie er denn später in seinem Grundriß arisch und baltisch-slav. geradezu als je eine Sprachfamilie behandelt hat. Im übrigen aber ist er in bezug auf alle sonstigen angenommenen Beziehungen sehr skeptisch, doch vielleicht zu skeptisch. In neuerer Zeit hat man besonderes Gewicht auf die verschiedene Behandlung der idg. Velare und Palatale gelegt (vgl. § 16). Danach scheiden sich die indogermanischen Sprachen in eine östliche Gruppe (arisch, armenisch, albanesisch, baltisch-slav.) und eine westliche (it., griech., kelt., germ.). In der östlichen Gruppe sind die Palatale zu Zischlauten geworden. Man pflegt daher, indem man die Gruppen nach der Gestalt des Wortes für 100 charakterisiert, die westliche als die *centum*-Sprachen, die östliche als die *satem*-Sprachen zu bezeichnen. Der Unterschied ist allerdings bedeuksam, doch wird es darum noch nicht notwendig sein, die Spaltung des idg. Urvolkes mit einer Teilung in zwei dann völlig getrennten Hälften beginnen zu lassen. Es könnte auch dieser Gegensatz zwischen Osten und Westen schon aus der Zeit des kontinuierlichen Zusammenhanges aller Indogermanen stammen, und dann bliebe dabei noch die Möglichkeit, daß in anderer Beziehung Berührungen zwischen Mundarten (Vorstufen der späteren Sprachfamilien)

stattgefunden hätten, von denen die eine der centum-, die andere der satem-Gruppe angehört hätte. Unter allen Umständen aber muß daran festgehalten werden, daß von einem bestimmten Zeitpunkte an jede einzelne Sprachfamilie, zunächst als die im wesentlichen einheitliche Sprache eines Volkes, ihre besonderen Wege gegangen ist, und daß es zwischen ihnen keine Übergangsstufen gibt.

Was nun die besondere Stellung des Germanischen betrifft, so hat sich das meiste, was man früher für eine nähere Verwandtschaft mit dem Baltisch-Slav. vorgebracht hat, als hinfällig erwiesen, vgl. A. Leskien, „Die Declination im Slav.-Litauischen und Germanischen“ (1876). Am ehesten kann wohl noch Gewicht darauf gelegt werden, daß das Suffix des Instr. Pl. (des deutschen Dativs) in beiden Gruppen mit *m* beginnt gegenüber dem *bh*, das in den übrigen Sprachen zugrunde liegt. Weiter kommt die Übereinstimmung in der Bildung des Gen. Sg. der Pronomina in Betracht (auf *-sso*). Den Übereinstimmungen im Wortschatz kann man solche des Germ. mit dem Kelt. und mit dem Lat. gegenüberstellen. Der Wortschatz läßt sich aber am wenigsten mit Sicherheit für eine nähere Verwandtschaft in Anschlag bringen. Wo ein Wort nur in zwei oder drei Sprachfamilien nachzuweisen ist, braucht es darum nicht von Anfang an Sondereigentum derselben gewesen zu sein, sondern es kann auch idg. Erbgut sein, das den übrigen zufällig verloren gegangen ist. In manchen Fällen läßt sich auch an Entlehnung denken, die erst stattgefunden hat, nachdem schon deutliche Sprachentrennung vollzogen war. Es fehlt für die ältesten Zeiten vielfach an Kriterien für die Unterscheidung von Entlehnung und Urverwandtschaft. Über zwei anscheinende lautliche Übereinstimmungen zwischen dem Germ. und dem Keltisch-It. vgl. § 13. 31.

§ 5. Die germanische Familie umfaßt Sprachen und Mundarten, die in ihrer heutigen Gestalt sehr weit auseinandergehen. Allerdings verringern sich die Unterschiede beträchtlich, je weiter wir in der Zeit zurückschreiten. Doch auch auf der ältesten Stufe unserer Überlieferung ist schon eine Differenzierung vorhanden. Die Zusammengehörigkeit der germanischen Sprachen konnte auch bloß von den jüngeren Entwicklungsstufen aus kaum verkannt werden. Aber zu einer methodischen

Vergleichung gelangte man doch nur sehr allmählich. Mit Denkmälern der älteren Sprache, zunächst meistens mit solchen der engeren Heimat, beschäftigten sich in den verschiedenen germanischen Ländern einige Gelehrte schon seit der Humanistenzeit. Seit der Veröffentlichung der gotischen Evangelien durch F. Junius (1665) war ein Gebiet gefunden, dem sich das Interesse der verschiedenen Nationen gleichmäßig zuwendete. Es wurden Texte herausgegeben und teilweise kommentiert, auch Wörterbücher angefertigt. Die grammatische Darstellung der älteren Perioden blieb dagegen zurück. Die Sprachen der Gegenwart wurden nur zu praktischen Zwecken behandelt. Der Engländer Hickes gab 1705 in seinem Thesaurus eine Zusammenstellung von vier Grammatiken altgermanischer Dialekte, aus denen man sich aber noch keine klare Vorstellung von dem Verhältnis dieser Dialekte zueinander machen konnte. Einen bedeutenderen Anlauf zu systematischer Vergleichung nahm der Holländer Lambert ten Kate in dem Werke „Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake“ (1723). Hierin war eine Reihe von Entsprechungen richtig bemerkt, und insbesondere die Erscheinung, die J. Grimm später als Ablaut bezeichnet hat, als ein alle germanischen Sprachen durchdringender Lautwechsel erkannt. Nach ihm ist die bedeutendste Vorarbeit für die Begründung der vergleichenden germanischen Grammatik von dem Dänen Kristian Rask geleistet. Er schuf zuerst eine zuverlässige Grundlage für die Grammatik des Anord., behandelte auch das Ags. und Afries. und untersuchte in seinem wichtigsten Werke „Underzögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse“ (erschieden 1818) das Verhältnis zu den übrigen germanischen und den verwandten europäischen Sprachen. Dabei stellte er insbesondere durch kritische Prüfung älterer Annahmen und eigene Kombinationen eine Reihe von Lautentsprechungen fest.

§ 6. Doch erst J. Grimm blieb es vorbehalten, eine systematische Darstellung des Gesamtgebietes der germanischen Sprachen in Angriff zu nehmen. 1819 erschien der erste Teil seiner Deutschen (d. h. germanischen) Grammatik. Deutlich erkennt man darin den Einfluß von Bopps Konjugationssystem (vgl. § 3). Auf eine reichhaltige Zusammenstellung der

früheren Leistungen für die deutsche Grammatik folgen, parallel nebeneinander gestellt, Flexionslehren der verschiedenen germanischen Sprachen und ihrer verschiedenen Entwicklungsstufen, die größtenteils erst neu unmittelbar aus den Quellen hatten geschöpft werden müssen. Infolge der Durchführung des gleichen grammatischen Systems durch alle Einzeldarstellungen ergab sich eine deutliche Anschauung von der durch alle Mannigfaltigkeit hindurchgehenden Übereinstimmung des grammatischen Baues. Es fehlt auch nicht an manchen Bemerkungen über Lautverhältnisse, doch stehen dieselben nur im Dienste der Flexionslehre. Schon 1822 folgte eine zweite Auflage des ersten Teiles. Erst in dieser wurden die von Rask ausgegangenen Anregungen vollständig verwertet, auch der Hinweis Lachmanns auf die Wichtigkeit der Reime für die genauere Bestimmung der Lautverhältnisse. Der Flexionslehre wurde jetzt eine umfängliche Lautlehre vorangestellt (allerdings bezeichnenderweise noch mit der Überschrift „Von den Buchstaben“), die eine noch originellere Leistung war als jene. Ein zweiter und dritter Teil (1826. 1831) brachte die Wortbildungslehre, die in ihrer Art auch noch ohne Vorbild war, ein vierter (1837) die Syntax des einfachen Satzes. Eine Umarbeitung des ersten Teiles ist nicht zum Abschluß gelangt, das Fertiggewordene ist 1840 erschienen. Eine Neuausgabe des Werkes mit Nachträgen Grimms ist herausgegeben von W. Scherer, E. Schröder und G. Roethe (I. 1870. II. 1878. III. 1890. IV. 1898).

§ 7. J. Grimm war noch genötigt mit einem recht unvollkommenen Materiale zu arbeiten, zumal bei dem ersten Bande. Nur der kleinste Teil der Quellen war schon veröffentlicht und meist in mangelhafter Weise. Ein sehr viel reicheres und zuverlässigeres Quellenmaterial ist seitdem zugänglich gemacht, so daß allein für die Sammlung und Sichtung des Stoffes eine immer umfassendere Tätigkeit in Anspruch genommen wurde. Vieles ist hierfür seit dem Erscheinen von Grimms grundlegendem Werke schon geleistet, teils in Spezialuntersuchungen, teils in zusammenfassenden Darstellungen, vieles bleibt noch zu leisten.

Ein Gebiet war von Grimm noch ganz beiseite gelassen, die lebenden Mundarten. Und doch war auf demselben schon

vor Grimm manches Achtungswerte geleistet, allerdings mehr für den Wortschatz. Immerhin hatte schon im 18. Jahrhundert F. Fulda in mundartlichen Lautverhältnissen die Nachwirkung älterer Sprachzustände erkannt. Und zwischen die erste und zweite Auflage von dem ersten Teile der Grammatik (1821) fällt Schmellers Werk über die Mundarten Bayerns, durch welches die historische Mundartenforschung begründet wurde. Es dauerte freilich noch lange, bis das von Schmeller Begonnene erfolgreich fortgesetzt wurde. Erst allmählich brach sich die Erkenntnis Bahn, wie notwendig das Studium der lebenden Mundarten zur Ergänzung der schriftlichen Quellen ist. Jene sind eben nicht einfach Weiterentwicklungen älterer Sprachzustände, von denen wir annehmen könnten, daß sie uns schon durch Aufzeichnungen genügend bekannt seien. Unsere schriftliche Überlieferung ist keineswegs so reichhaltig, daß sie allein genügen könnte. Dabei sind die verschiedenen Landschaften sehr ungleichmäßig, manche sehr dürftig oder gar nicht vertreten, so daß zur Vervollständigung Rückschlüsse aus den heutigen Mundarten unentbehrlich sind. Insbesondere lassen sich die Grenzen der mundartlichen Verschiedenheiten nur nach den heutigen Verhältnissen genau bestimmen. Ferner ist die Beobachtung der mundartlichen Lautverhältnisse neben den Reimen ein notwendiges Hilfsmittel zur Ausdeutung der mangelhaften Schreibweise unserer Texte. Endlich ist die Heranziehung der lebenden Mundarten wichtig für die Entscheidung der Frage, wieweit die älteren Aufzeichnungen rein mundartlich, wieweit durch schriftsprachliche Tradition bestimmt sind.

§ 8. Durch die große Erweiterung des Materials sind der germanischen Sprachforschung immer neue Aufgaben gestellt. Aber nicht dadurch allein. Auch die Zielsetzung und die Methode der Forschung erfuhren nach und nach bedeutsame Wandlungen. Eine Forderung, die gestellt werden mußte, war die Herstellung einer innigeren Beziehung der germanischen Sprachwissenschaft zu der weiteren indogermanischen. J. Grimm hatte Vergleichung mit den verwandten Sprachfamilien getübt, besonders durch die Darlegung der urgermanischen Lautverschiebung. Aber überwiegend blieb er doch bei einer isolierten Betrachtung des Germanischen stehen, wodurch er auch zu mancher unhaltbaren Erklärung der Erscheinungen veranlaßt

wurde. So ergab sich zunächst ein gewisser Gegeusatz zwischen Grimm und Bopp, zwischen Germanisten und Indogermanisten. Wenn die Versuche zur Ausgleichung zunächst nicht recht glücken wollten, so lag dies keineswegs bloß daran, daß die Germanisten sich zu wenig mit vergleichender Sprachforschung beschäftigten, sondern auch daran, daß die Auffassung der Indogermanisten von der Ursprache nicht sehr geeignet war, die Besonderheiten des Germanischen zu erklären.

§ 9. Ein anderer Mangel der Darstellung Grimms wird durch die Überschrift des ersten Abschnittes „Von den Buchstaben“ charakterisiert. Zwar war auch er schon, namentlich in bezug auf die Vokale zu einer reinlicheren Sonderung der Laute übergegangen, als sie durch die handschriftliche Schreibung gegeben war, aber er blieb doch noch zu sehr am Buchstaben haften. Von diesen zu den Lauten wurde man durch die Beschäftigung mit der lebenden Sprache gewiesen, die Grimm immer fremd blieb. Mehr und mehr mußte sich aber auch das Bedürfnis geltend machen, auch für die älteren Perioden die Lautwerte mit allen zu Gebote stehenden Hilfsmitteln soweit als möglich festzustellen. Das mußte dazu führen, die Ergebnisse der Lautphysiologie oder allgemeinen Phonetik für die Sprachforschung zu verwerten. Dies war eine Grundbedingung für das Verständnis der Lautentwicklung. Mit dem Bestreben eine deutlichere Einsicht in die Natur der Laute und des Lautwandels zu gewinnen mußte sich noch eine andere Anforderung immer bestimmter aufdrängen. J. Grimm hatte eine große Menge regelmäßiger Lautentsprechungen nachgewiesen. Aber es blieben doch noch genug anscheinende Unregelmäßigkeiten, deren Zahl mit der Ausdehnung des Materials zunahm. Es ergab sich so für die germ. wie für die idg. Sprachwissenschaft die Frage, wieweit diese Unregelmäßigkeiten durch genauere Fassung der Lautgesetze und durch den Nachweis von Störungen, namentlich durch die Analogie beseitigt werden könnten.

§ 10. Die geschilderten Aufgaben nach manchen schüchternen Versuchen Anderer zuerst mit voller Energie in Angriff genommen zu haben bleibt das Verdienst W. Scherers durch sein Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ (Berlin 1868. 21878).

Eine Menge wichtiger Probleme der germanischen Sprachgeschichte waren darin behandelt, aber fast nie zu einer endgültigen Lösung geführt; viele Irrwege waren eingeschlagen. Nicht durch bleibende Leistungen, sondern durch die von ihm ausgegangenen Anregungen hat das Buch gewirkt. Es mußte um so rascher veralten, als bald nach seinem Erscheinen auf dem Gebiete der Laut- und Flexionslehre eine lebhaftere Tätigkeit einsetzte, die in Fühlung mit der idg. Sprachwissenschaft und unter Anwendung einer vervollkommenen Methode zu bedeutenden Fortschritten führte. Weniger durchgreifend umgestaltend, aber auch reichhaltig und zum Teil sehr fördernd waren die Arbeiten auf dem Gebiete der Syntax, und auch die Wortbildungslehre ging nicht leer aus.

§ 11. Nach den geschilderten Fortschritten hat jetzt der erste Teil von Grimms Grammatik nur noch Wert für die Geschichte der Wissenschaft, während die drei andern noch nicht in allen ihren Teilen ersetzt sind. Eine zweite zusammenfassende Darstellung des ganzen Gebietes der germanischen Grammatik hat noch niemand unternommen, und sie wird wohl auch niemals mehr unternommen werden. Dagegen sind Parallel Darstellungen der ältesten Stufen der germanischen Sprachen versucht, immer mit Ausschluß der Syntax. Zur ersten Einführung bestimmt und viel benutzt war Heynes „Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Sprachstämme“, Paderborn 1862 (vierte Aufl. 1880), die einen selbständigen Wert nur für das Friesische hatte. Eigene Sammlungen und manche glückliche neue Auffassung brachte Holtzmanns „Altdeutsche Grammatik“ I^a (1870), die spezielle Lautlehre des Got., Anord., Alts., Ags. und Ahd. enthaltend, während eine nach seinem Tode herausgegebene zweite Abteilung (1875) wertlos ist. Eine die neueren Forschungen verwertende Darstellung brachte eine Kollektivarbeit, „Die Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte“ von Bethge, Dieter, Hartmann, Schlüter, Leipzig 1898. 1900. Kein einheitliches Werk, sondern eine Aneinanderreihung von selbständigen Grammatiken einzelner Sprachen nach ihren verschiedenen Stufen ist die „Sammlung kurzgefaßter Grammatiken germanischer Dialekte“, herausg. von W. Braune, Halle 1880 ff. Die Ergänzungsreihe dazu hat eine auf alle ältesten Sprachstufen bezügliche Arbeit gebracht, die „Nominale Stamm-

bildungslehre der altgermanischen Dialekte“ von F. Kluge (1886). Ein ähnliches, noch nicht ganz so weit gediehenes Unternehmen ist die Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte, herausg. von W. Streitberg, Heidelberg 1896 ff. Der historischen Grammatik der verschiedenen Sprachen hat man öfters eine Darstellung der gotischen Grammatik vorangeschickt. Diese auch in Vorlesungen beliebte Kombination hat Vilmars kleine Deutsche Grammatik (zuerst Marburg 1840). Dieses Werk ist seit der achten Aufl. (1888) vollständig umgearbeitet und erweitert von F. Kauffmann (jetzt in sechster Aufl. 1913), so daß es zu einem recht brauchbaren Kompendium geworden ist. Viel eingehender ist die nun leider unvollständig gebliebene, sehr wertvolle Darstellung von Wilmanns, Deutsche Grammatik, I. Lautlehre, Straßburg 1893. ²1897. ³1901. II. Wortbildung 1896. ²1899. III. Flexion (nebst Bedeutung der Flexionsformen) 1906. 1909.

§ 12. Wir müssen für die germanischen Sprachen eine gemeinsame Grundlage voraussetzen, die wir als die germanische Ursprache bezeichnen können. Sie ist uns ebensowenig überliefert wie die idg. Ursprache. Wir müssen sie ebenso wie diese zu rekonstruieren versuchen. Wenn die Notwendigkeit dazu nicht gleich erkannt wurde, so lag dies hauptsächlich daran, daß innerhalb des Germ. das auf der altertümlichsten Entwicklungsstufe überlieferte Got. eine ähnliche Stellung einnahm wie innerhalb des Idg. das Sanskrit, daß man glaubte, im Got. schon eine im wesentlichen mit dem Urgerm. identische Sprache zu besitzen. Daher die oben erwähnte Benutzung des Got. zur Grundlegung der historischen Grammatik der verschiedenen Einzelsprachen. Erst allmählich erkannte man, daß das Got. doch auch nach manchen Seiten weniger ursprünglich war als jene. Zur Rekonstruktion der germanischen Ursprache ist wie zu derjenigen der indogermanischen Vergleichung der verschiedenen daraus abgeleiteten Sprachen erforderlich. Hier sind wir aber in der glücklichen Lage, noch ein anderes Hilfsmittel zu besitzen, die Vergleichung mit den verwandten Sprachfamilien und der aus ihnen rekonstruierten idg. Ursprache. Die germanische Ursprache muß sich als Mittelglied zwischen dieser und den einzelnen germanischen Sprachen darstellen. Von diesen müssen natürlich die ältesten erreichbaren Formen aufgesucht

werden. Da die literarischen Quellen nur beim Got. bis ins 4. Jahrhundert zurückreichen, bei den andern Sprachen erst erheblich später beginnen, so dürfen neben ihnen auch die sonstigen kleinen Reste nicht vernachlässigt werden, die in eine frühe Zeit zurückreichen. Diese sind: einzelne Wörter, ganz überwiegend Eigennamen, die bei griechischen und römischen Schriftstellern, auch in griech. und röm. Inschriften überliefert sind; die ältesten Runeninschriften; die ältesten aus dem Germ. aufgenommenen Lehnwörter des Finnischen und Lappischen.

In der Laut- und Formenlehre der altgerm. Dialekte von Bethge usw. ist eine Behandlung des Urgerm. der einzelnen Dialekte vorangeschickt. Eine besondere „Urgermanische Grammatik“ hat W. Streitberg verfaßt (Heidelberg 1896 = Elementarbücher I). Nur ein Teil ist behandelt von A. Noreen, „Urgermanische Lautlehre“, Straßburg 1894. In anderer Weise sind die ältesten Verhältnisse dargestellt von F. Kluge in der „Vorgeschichte der altgerm. Dialekte“ im Grundr. der germ. Philol. I, S. 300—406. ²320—496. ³(als besonderer Band) 1913.

Eigenheiten des Germanischen.

Betonung.

§ 13. Im Idg. war der stärkste Ton innerhalb eines Wortes nicht an eine bestimmte Stellung gebunden. Er konnte auf Anfangs-, Mittel- oder Schlußsilbe, auf Ableitungs- und Flexionssilbe so gut wie auf Wurzelsilbe stehen und wechselte die Stellung innerhalb der Flexion. Diese Betonungsweise ist, von einzelnen Verschiebungen abgesehen, im Sanskrit erhalten, im Griech. wenigstens teilweise, vgl. *πῶς*, *ποδός*, *ποδί*, *πόδα* usw. Im Germ. hat im einfachen Worte die erste Silbe den Hauptton an sich gezogen. Statt „erste Silbe“ sagt man gewöhnlich nicht ganz richtig „Wurzelsilbe“. Diese Bezeichnung geht noch von der Anschauung aus, daß die idg. Wurzeln alle einsilbig gewesen seien. Die Formenanalyse aber führt nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft meist auf ein ursprünglich zweisilbiges Element. Nach der älteren Anschauung wäre darin immer nur der Vokal der ersten Silbe als Wurzelvokal anzuerkennen. Derselbe ist aber in manchen Fällen schon in der idg. Ursprache ausgefallen, vgl. z. B. unser

Knie, got. *kniu* im Verhältnis zu griech. γόνυ, lat. *genu*. Ferner ist in reduplizierten Formen der Ton auf die Reduplikationssilbe gefallen, also z. B. in Präteritis wie got. *haihait* „hieß“. Reduplikationssilbe war ursprünglich auch die erste Silbe von (*ich*) *bebe*, ahd. *bibēm* = sanskr. *bibhēmi*. Wir müssen daher vielmehr sagen: das Element, auf dessen vokalischen Bestandteil infolge der Anfangsstellung der Ton gefallen ist, ist deshalb von dem späteren Sprachgefühl als das Beharrliche, als die Wurzel empfunden.

Auch im Kelt. und It. hat die erste Silbe den Hauptton an sich gezogen. Das literarisch überlieferte Lat. hat allerdings eine ganz andere Betonungsweise. Aber zwischen dieser und der idg. liegt Anfangsbetonung. Das ergibt sich namentlich aus gewissen Modifikationen der Vokale, die als Folge der Unbetontheit während der Periode der Anfangsbetonung geblieben sind. Mit dem Wechsel in *cado* — *cecidi*, wo die Anfangsbetonung erhalten ist, steht der Wechsel in *caedo* — *cecidi*, *parco* — *peperci* in Analogie, wo dieselbe dem neuen Prinzipie hat weichen müssen. Man ist versucht, in dieser Übereinstimmung einen Beweis für nähere Verwandtschaft des Germ. mit dem Kelt. und It. zu sehen. Indessen lassen sich dagegen starke Bedenken erheben. Zunächst muß eine Abweichung des Germ. vom It. in bezug auf die Zuss. hervorgehoben werden. Für das Germ. gilt die Regel: in nominalen Zuss. ist die Anfangssilbe des ersten Gliedes stärker betont als die des zweiten (vgl. *Hausväter*), in verbalen dagegen die des zweiten stärker als die des ersten (vgl. *durchstéchen*, *erhalten*). Dagegen galt im Lat. auch für verbale Zuss. stärkere Betonung des ersten Gliedes, vgl. *cado* — *incido*, *tango* — *contingo*, *caedo* — *incido*, *claudio* — *includo* usw., wie denn auch ganz im Gegensatz zu der germanischen Satzbetonung die Pröp. stärker betont war als das abhängige Nomen, vgl. die zu Adverbien gewordenen Verbindungen *admodum*, *obviam*, *illico* (= *in loco*), *denuo* (= *de novo*). Bedenklicher noch ist, daß die Akzentverschiebung im Germ. erst eingetreten ist, nachdem sich bereits die Lautverschiebung vollzogen hatte (vgl. § 27), durch die doch das Germ. scharf von allen andern idg. Sprachen geschieden war.

Die Anfangsbetonung ist für die Weiterentwicklung der germanischen Sprachen von entscheidender Bedeutung gewesen.

Sie ist die Ursache, daß in ihnen allen, wenn auch in den einen etwas mehr, in den andern etwas weniger, die Vokale der Ableitungs- und noch mehr die der Flexionssilben, in ursprünglich zweisilbigen Wurzeln auch die Vokale der zweiten Silben abgeschwächt oder gänzlich ausgestoßen sind.

Lautverschiebung.

§ 14. Unter der von J. Grimm eingeführten Bezeichnung Lautverschiebung begreift man Vorgänge von sehr verschiedener Art, die sich an den Verschlußlauten der idg. Grundsprache und weiterhin an den aus ihnen entwickelten Lauten vollzogen haben. Gemeinsam ist diesen Vorgängen eigentlich nur das Negative, daß es sich bei ihnen nicht um eine Verschiebung der Artikulationsstelle handelt. Man unterscheidet eine erste oder urgermanische und eine zweite oder hochdeutsche Verschiebung. Beide wurden von J. Grimm in einen Parallelismus zueinander gesetzt. Voraussetzung für ihn war, daß bei der ersten wie bei der zweiten Lautverschiebung alle unter der gemeinsamen Bezeichnung begriffenen Vorgänge untereinander in einem Zusammenhange stünden, was kaum für jene, sicher nicht für diese zutrifft.

J. Grimm gilt gewöhnlich schlechthin für den Entdecker der Lautverschiebungsgesetze. Für die erste Verschiebung ist ihm dieses Verdienst streitig gemacht und an seiner Stelle Rask zugeschrieben. Sicher ist Grimm von Rask angeregt. Aber auch dieser hat schon Vorgänger gehabt, deren Aufstellungen er nur kritisch zu sondern brauchte. Und Grimm ging wieder einen erheblichen Schritt über ihn hinaus, indem er die von Rask einzeln hingestellten Entsprechungen wie $g - k$, $b - p$ unter allgemeine Formeln brachte und die Zahl der Beispiele erheblich vermehrte.

§ 15. Grimm ging von dem Lautstande des Griech. aus, den er für identisch mit dem ursprünglichen nahm. Im Griech. unterschied man auf drei verschiedenen Artikulationsstellen je drei verschiedene Stufen der Verschlußlaute, die man als Tenuis, Media und Aspirata bezeichnete. So gelangte Grimm zu folgender Formulierung für die erste Verschiebung: Media wurde zu Tenuis, Tenuis zu Aspirata, Aspirata zur Media.

Danach hätte es sich um einen Kreislauf gehandelt, nach dessen Vollendung der Lautvorrat wieder der gleiche gewesen wäre wie ursprünglich, nur mit Rollentausch. Aber diese Formulierung läßt sich nicht aufrecht erhalten. Einerseits decken sich die Lautverhältnisse der idg. Ursprache nicht mit denen des Griech., anderseits ergibt eine genaue Untersuchung der germanischen Lautverhältnisse einen andern Stand für das Urgerm., als ihn Grimm voraussetzte. Ihm lag eine solche Untersuchung noch fern. Er braucht insbesondere die Bezeichnung *Aspirata* unter dem Einflusse der inkonsequenten Schulaussprache des Griech. in einem schillernden Sinne. Wir verstehen jetzt unter *Aspirata* die Verbindung eines Verschlußlautes mit einem nachfolgenden Hauche; Grimm braucht ihn auch für Reibelaute wie unser *f* und *ch* und für die Verbindung von Verschlußlaut mit homorganem Reibelaute wie unser *z* und *pf*, die wir jetzt als Affrikata bezeichnen.

Anm. Den ersten Ansatz zu einer genaueren Bestimmung der für die Lautverschiebung in Betracht kommenden Lautverhältnisse hat R. v. Raumer gemacht in seiner Schrift „Die Aspiration und die Lautverschiebung“ Leipzig 1837 (wieder abgedruckt in den Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften 1863, S. 1 ff). Eine Abhandlung von G. Curtius, „Die Aspiraten der idg. Sprachen“ (Zs. f. vgl. Sprf. 2. 1855) brachte die richtige Erkenntnis, daß statt der griechischen Aspiraten Medialaspiraten als Grundlage anzunehmen seien, aber der daran angeknüpfte Versuch zur Erklärung der Verschiebung muß als verunglückt betrachtet werden. Scherer machte in seinem Buche „Zur Gesch. d. deutschen Spr.“ Ansätze zu einer richtigeren Auffassung der germanischen Lautverhältnisse. Die Frage ist dann von mir behandelt PBB. 1, 147 ff. Die dort aufgestellte Ansicht von dem Gange der Verschiebung hat seitdem weitere Bestätigung gefunden und liegt der folgenden Darstellung zugrunde.

§ 16. Nach der Artikulationsstelle nahm man früher für das Idg. wie für das Griech., Lat. und Germ. drei verschiedene Gruppen von Lauten an, die gewöhnlich als Labiale, Dentale und Gutturale bezeichnet werden. Die Dentale wären nach der gewöhnlichen deutschen Aussprache, die auch die ursprüngliche gewesen sein mag, besser als Alveolare zu bezeichnen, da sie durch Anlehnung der Zunge an das Zahnfleisch (*alveoli*) gebildet werden. Die gebräuchliche Bezeichnung Gutturale ist ganz unpassend, da die so benannten Laute nicht in der Kehle gebildet werden, sondern in der Mundhöhle durch Anlehnung des Zungenrückens an den Gaumen. Die Berührung

kann weiter hinten oder weiter vorn erfolgen. Wenn man hintereinander die Silben *ku*, *ko*, *ka*, *ke*, *ki* spricht, so wird man leicht bemerken, daß die Artikulationsstelle immer weiter vorrückt. Man unterscheidet zunächst zwei Lautgruppen, für welche die Bezeichnungen Velare und Palatale eingebürgert sind. Bei den Velaren berührt die Zunge den hinteren weichen Teil des Gaumens, das Gaumensegel, bei den Palatalen den vorderen harten. Merkbarer für das Gehör ist der Unterschied bei den entsprechenden Reibelauten, vgl. die velare Aussprache unseres *ch* nach *a*, *o*, *u* und die palatale nach *e*, *i*, *ö*, *ü*. Wenn wir im Deutschen ohne Unterscheidung der Velare und Palatale durch besondere Zeichen auskommen, so liegt dies daran, daß sich die Aussprache von selbst versteht, weil sie unzweideutig durch die Natur der vorausgehenden oder folgenden Laute bestimmt ist. Dagegen würde sich die Auseinanderhaltung nötig machen, wenn die velare oder palatale Natur der Laute von der Umgebung unabhängig wäre, wenn etwa velares *k* im Wortanlaut auch vor *e* und *i*, palatales auch vor *a*, *o*, *u* vorkäme usw. Dies war der Zustand der idg. Grundsprache. Man muß also in derselben zunächst Velare und Palatale als zwei gesonderte Reihen auseinanderhalten. Es scheint aber, daß sich auch die Velare noch wieder in zwei Klassen gesondert haben, die man jetzt als rein velare und labiovelare unterscheidet. Die Labiovelare wurden vielleicht so gesprochen, daß sich mit der velaren Zungengaumenartikulation eine Rundung der Lippen ähnlich wie bei der Bildung des *u* verband. Eine genaue Bestimmung der idg. Aussprache ist natürlich unmöglich. Aber die Notwendigkeit der Scheidung ergibt sich aus der verschiedenen Behandlung in den einzelnen Sprachfamilien. Die Labiovelare erscheinen in den centum-Sprachen vor Vokalen mit dem Nachschlag eines konsonantischen *u* (über die besondere Behandlung im Griech. vgl. § 20), in den satem-Sprachen ohne denselben (vgl. lat. *quis* — sanskr. *kas*), die Palatale in den centum-Sprachen als Verschußlaute, in den satem-Sprachen als Reibelaute (vgl. lat. *centum*, griech. *ἐκατόν* — sanskr. *śatám*, lit. *szimtas*), die reinen Velare in beiden Gruppen als Verschußlaute ohne Nachschlag. Wir bezeichnen im folgenden, wo es nötig ist, die Labiovelare durch *k^u*, *g^u*, die Palatale durch *kⁱ*, *gⁱ*.

§ 17. An jeder Artikulationsstelle konnte eine Tenuis und eine Media gebildet werden. Jene unterschied sich von dieser durch energischere Artikulation und stärkeren Expirationsdruck. Außerdem aber war die Media im Idg. mit Stimmtönen verbunden wie in den romanischen und slavischen Sprachen und in der norddeutschen Aussprache des Deutschen. Sowohl die Media wie die Tenuis konnte mit einem nachstürzenden Hauche verbunden werden, es gab *Tenues aspiratae* und *Mediae aspiratae*. Es bestanden also nicht drei Stufen, wie Grimm annahm, sondern vier, die im Sanskr. geschieden sind, also z. B. in der Labialreihe *p*, *ph*, *b*, *bh*. Von den *Mediae aspiratae* können wir uns schwer eine Vorstellung machen, sie waren aber viel reichlicher vertreten als die *Tenues aspiratae*, so daß man eine Zeit lang die Existenz der letzteren verkennen konnte, und daß ihre Entsprechung in den Einzelsprachen nicht leicht zu bestimmen war. Wir wollen daher im folgenden zunächst von ihnen absehen.

§ 18. Wir können nun dem Lautverschiebungsgesetze folgende Fassung geben: Media wurde zu Tenuis, also *g*, *d*, *b* zu *k*, *t*, *p*; Tenuis zu dem entsprechenden harten Reibelaute, also *k* zu dem Laute unseres *ch*, wofür wir das griech. Zeichen χ nach der neugriech. Aussprache verwenden wollen, *t* zu dem Laute, den wir, wie es bei der Umschreibung des Got. üblich ist, mit dem zunächst im Ags. verwendeten Buchstaben *þ* bezeichnen, d. h. wahrscheinlich einem gelispelten *s*, bei dem Zunge und Lippen keine andere Stellung einnahmen als beim *t*, abgesehen von der Lockerung des Verschlusses (vgl. Braune, IF. 4, 341), *p* zu *f*, das ursprünglich rein labial (zwischen den Lippen gebildet) war, erst später in den germanischen Sprachen dentalabial (zwischen Oberzähnen und Unterlippe gebildet) geworden ist; Media aspirata zu dem entsprechenden weichen Reibelaute, also *gh* zu dem unserem *ch* entsprechenden weichen Laute, wie er in der norddeutschen Aussprache des *g* in *sagen* vorliegt, wofür wir das ags. Zeichen ζ verwenden, *dh* zu einem dem *þ* entsprechenden weichen Laute, wofür wir das im Ags. verwendete Zeichen δ gebrauchen, *bh* zu rein labialem *w*, wofür wir im Anschluß an eine Heliandhs. das Zeichen \bar{b} verwenden wollen. Unverschoben blieben die Tenuis in den Verbindungen *sk*, *st*, *sp*, idg. *kt*

wurde zu χt (*ht*), *pt* zu *ft*. Von Grimms drei Regeln kann also nur die erste beibehalten werden. Möglich bleibt allerdings, daß die Tenues, wie Grimm annahm, zunächst zu Aspiraten und durch diese Zwischenstufe zu Reibelauten geworden sind, es könnte aber auch ein direkter Übergang durch Lockerung des Verschlusses erfolgt sein; jedenfalls sind die Reibelaute schon als urgerm. anzusetzen. Es hat daher auch kein Kreislauf stattgefunden. Der Lautbestand des Ugerm. war ein wesentlich anderer geworden als der des Idg. Aus dem größeren Teil der Verschußlaute waren Reibelaute geworden. Nur unaspirierte Tenues waren zunächst wieder vorhanden, keine Mediae.

§ 19. Allerdings ist keine germ. Sprache auf diesem Standpunkte stehen geblieben. Mehrere Veränderungen werden noch als gemeingerm. zu bezeichnen sein. Der Reibelaut χ ist im Silbenanlaut zu *h* geworden, während er sich nach dem Vokal der Silbe behauptet hat, vgl. noch im Nhd. die verschiedene Behandlung des An- und Auslautes in *hoch* und den Wechsel in *hoch* — *hoher*, *sehen* — *Sicht*. Auf den älteren Sprachstufen erscheinen die Lautverhältnisse dadurch verdunkelt, daß das Zeichen *h* sowohl für χ als für den bloßen Hauch verwendet wird. Unser *h* ist ein Reibungsgeräusch, das, indem die Luft durch die geöffnete Stimmritze entweicht, bei sehr verschiedener Mundstellung gebildet werden kann. Die Mundstellung richtet sich dabei nach der Natur des folgenden Lautes. Aus χ ist *h* entstanden, indem die Enge über das Maß dessen, was zur Bildung des χ erforderlich ist, erweitert wurde. Der Vorgang hat sich in allen germ. Sprachen vollzogen, doch erscheint Schreibung mit *ch* noch im Anlaut von Eigennamen in der Römerzeit (*Chariovaldus*) und noch später auf fränkischem Gebiete.

Ferner sind in allen germanischen Sprachen die weichen Reibelaute wenigstens zum Teil zu Verschußlauten entwickelt. Am frühesten und ganz allgemein ist diese Entwicklung eingetreten nach Nasal und in der Geminat. Ja die geminierten Medien scheinen sogar gemeingerm. weiter zu Tenues entwickelt zu sein. Auch im Wortanlaut ist der Übergang zeitig eingetreten, nur ζ hat sich im Alts. und Ags. als Reibelaut erhalten. Am besten hat sich der weiche Reibelaut im Inlaut

nach Vokal behauptet, nicht ganz so nach *r* und *l*. In der lateinischen Umschrift des Got. wendet man die Buchstaben *g*, *d*, *b* sowohl für Reibelaut wie für Verschlußlaut an, was die frühere unrichtige Auffassung vom Gange der Lautverschiebung begünstigt hat.

§ 20. Bevor wir dazu übergehen, Beispiele zu geben, müssen wir noch kurz die wichtigsten Veränderungen betrachten, die im Griech. und Lat. eingetreten sind, die wir als die bekanntesten Sprachen vorzugsweise zur Vergleichung heranziehen wollen. Im Griech. sind die Mediae aspiratae zu Tenues aspiratae gewandelt und so mit den idg. Tenues aspiratae zusammengefallen. Eine Organverschiebung hat bei den Labiovelaren stattgefunden, die meist in Labiale, teilweise in Dentale übergegangen sind (vgl. lat. *quis*, *quod* mit griech. *τίς*, *πότερος*). Im Lat. sind die Mediae aspiratae zunächst gleichfalls in Tenues aspiratae gewandelt. Die Aspiraten sind dann aber (wie auch im späteren Griech.) zu Reibelauten geworden, die Labiale zu *f*, die Velar-Palatale durch eine ähnliche Entwicklung wie im Germ. zu *h*, die Dentale zu einem ähnlichen Laute wie germ. *þ*, der sich weiter im Anlaute zu *f* gewandelt hat. Im Inlaut hat dann Erweichung harter Reibelaute stattgefunden und weiterhin Übergang zu Verschlußlauten. So ist inlautendes lat. *d* nicht nur Entsprechung von idg. *d*, sondern auch von idg. *dh*, inlautendes lat. *b* nicht nur von idg. *b*, sondern auch von idg. *bh* und in bestimmten Stellen auch von idg. *dh*. Auf demselben Wege ist idg. *gʰ* im Lat. inlautend zu *gv* geworden. Weiterhin aber hat lat. *gv* überall außer nach Nasal, sowohl wo es = idg. *gʰ* als wo es = idg. *gʰh* war, das *g* eingebüßt, ist zu *v* geworden.

§ 21. Verschiebung der Tenues. a) Labiale: *Fisch*, got. *fishs* = lat. *piscis* ¹⁾. *viel*, got. *filu* = griech. *πολύ*. *voll*, got. *fulls* = lat. *plenus*. *Fell*, got. *-fill* in Zuss. = lat. *pellis*. *Neffe*, ahd. *nēfo* = lat. *nepos*. *faul*, got. *fūls*, verwandt mit lat. *pūs*. got. *hafts* „gefangen“, nhd. *-haft* in Zuss. = lat. *captus*. — Unverschobenes *p* in (*ich*) *speie*, got. *speiwa* = lat. *spuo*.

¹⁾ Das Gleichheitszeichen soll nicht immer vollkommene Identität der Bildungsweise ausdrücken.

b) Dentale: *du*, got. *þu* = lat. *tu*. *drei*, got. *þreis* = griech. *τρεις*, lat. *tres*. *das*, got. *þata* = griech. *τό*. (*ich*) *dehne*, got. (*uf*)*þanja* = griech. *τείνο*. *dünn*, anord. *þunnr* = lat. *tenuis*. (*ich*) *werde*, got. *waírþa* = lat. *verto*. — Unverschobenes *t* in (*ich*) *stehe*, ahd. *stām* = griech. *ἵστημι*, lat. *sto*. (*ich*) *streue*, got. *stráuja* = lat. *sterno*. (*er*) *ist*, got. *ist* = lat. *est*. got. *hafts* = lat. *captus*. *recht*, got. *rahts* = lat. *rectus*. *Nacht*, got. *nahts* = lat. *nox*, Gen. *noctis*.

c) Palatale: *hundert*, Weiterbildung zu got. *hund* = lat. *centum*, griech. *ἑκατόν*, aind. *śatám*. *Hund*, got. *hunds* = griech. *κύων*, gen. *κυνός*. *Horn*, got. *háurn* = lat. *cornu*. *Schwäher*, got. *swathra* = griech. *ἐκχρός*, lat. *socer*. (*ich*) *lehne*, ahd. *hliném* = griech. *κλίνω*, lat. (*in*)*clino*. *Vieh*, got. *faihu* = lat. *pecu*. *acht*, got. *ahtáu* = griech. *ὀκτοί*, lat. *octo*. Unverschobenes *k* in *mischen*, ahd. *miscan* = lat. *miscere*.

d) Velare: (*ich*) *hebe*, got. *hafja* = lat. *capio*, dazu got. *hafts* = lat. *captus*. *heil*, got. *háils* = aslav. *čělŭ*.

e) Labiovelare: *wer*, ahd. *huër* = lat. *quis*. *was*, got. *wa* = lat. *quod*. *Ahe* landschaftl. „Fluß“, „Bach“, häufig in Eigennamen als *-ach* oder *-a*, got. *aba* = lat. *aqua*. (*ich*) *leihe*, got. *leiwa* = lat. *linquo*.

§ 22. Verschiebung der Mediae. a) Labiale: got. *þáida*, mhd. *phēit* „Rock“ = griech. *βαίτη* „Rock aus Fellen“; doch scheint das Wort aus einer nichtindogermanischen Sprache entlehnt zu sein. *schlaff*, ahd. *slaf*, nd. *slap* = aslav. *slabŭ*. Die hierhergehörigen Fälle sind wenig zahlreich. Insbesondere fehlt es sehr an sicheren Vergleichen für anlautendes *b* — *p*.

b) Dentale: *zwei*, got. *twái* = griech. *δύο*, lat. *duo*. *zehn*, got. *taihun* = griech. *δέκα*, lat. *decem*. (*ich*) *zeihe*, got. *teiha* = lat. *dico*. (*ich*) *ziehe*, got. *tiuha* = lat. *duco*. *Zahn*, ahd. *zand*, got. *tunþus* = lat. *dens*, *-tis*, griech. *ὀδός*, *-όντος*. *Fuß*, got. *fótus* = lat. *pes*, *-dis*, griech. *ποδός* (*ich*) *esse*, got. *ita* = lat. *edo*. (*ich*) *sitze*, got. *sita* = lat. *sedeo*. (*ich*) *weiß*, got. *wáit* = griech. *οἶδα*. *Herz*, got. *háirtó* = griech. *καρδία*, lat. *cor*, *-dis*. *das*, got. *þata* = lat. *quod*. *Ast*, got. *asts* = griech. *ὄζος* (aus **ozdos*).

c) Palatale: *Knie*, got. *kniu* = lat. *genu*, griech. *γόνυ*, aind. *jánu*. *Korn*, got. *kaurn* = lat. *granum*. (*ich*) *kiese*, got.

kriusa = griech. *γείω* (mit Ausfall des *s*). *Acker*, got. *akrs* = griech. *ἀγρός*, lat. *ager*.

d) Velare: *Kranich*, ahd. *chranuh*, Weiterbildung zu *Kran*, and. *kranō* (Kranich) = griech. *κράνος*. *Dach*, anord. *þak*, verwandt mit lat. *tego*. *Joch*, got. *juk* = lat. *jugum*.

e) Labiovelare: got. *qius* „lebendig“ (verwandt mit ahd. *quēc* „lebendig“, nhd. *keck*, wozu *erquicken*) = lat. *vivus* (aus **gvivos*), verwandt griech. *βίος*. *nackt*, got. *naqahs* = lat. *nudus* (aus **nogvedos*).

§ 23. Verschiebung der Mediae aspiratae. a) Labiale: (*ich ge*)*bäre*, got. *baíra* „ich trage“ = griech. *φέρω*, lat. *fero*, aind. *bhárāmi*. *Bruder*, got. *brōþar* = lat. *frater*, aind. *bhrātā*. *Buche* (got. *bōka* „Buchstabe“) = lat. *fagus*. (*ich*) *beiße*, got. *beita* = lat. *findo*, aind. *bhēdāmi*. *Blume*, got. *blōma* = lat. *flos*. *lieb*, got. *liufs*, verwandt mit lat. *lubet*, *libet*, aind. *lubhyāmi* „ich empfinde heftiges Verlangen“.

b) Dentale: *Tür*, ahd. *turi* und *Tor*, got. *daúr* = griech. *θύρα*, lat. *fores*. *Tochter*, got. *daúhtar* = griech. *θυγάτηρ*. *rot*, got. *ráuþs*, -*dis* = griech. *ῥοδρός*, lat. *ruber*. *Miete*, got. *mizdó* „Lohn“ = griech. *μισθός*. got. *midjis*, mhd. *mitte*, erhalten in *Mittag*, *Mitternacht* (D. Sg.) = lat. *medius*, aind. *mádhya*s. *Witwe*, got. *widuwō* = lat. *vidua*, aind. *vidhāvā*.

c) Palatale: *Gans* = griech. *χίψ*, lat. (*h*)*anser*, lit. *žąsis*. Got. *guma* „Mann“, erhalten in *Bräutigam* = lat. *homo*. (*ich wäge*, *wiege*, got. (*ga*)*wiga* = lat. *veho*, aslav. *vezq*. *enge*, got. *aggwus* = lat. *angustus*, dazu griech. *ἄγχιω*.

d) Velare: *Gast*, got. *gasts* = lat. *hostis* (Grundbedeutung „Fremdling“). *liegen*, got. *ligan*, verwandt mit griech. *λέχος* „Bett“. (*ich*) *steige*, got. *steiga* = griech. *στείχω*.

e) Labiovelare: *singen*, got. *siggwan*, verwandt mit griech. *ὄμφή* „Stimme“ (aus **soñg'hā*). *Schnee*, got. *snáiw*s (mit sekundärem Ausfall eines *g* vor *w*, vgl. § 34) = lat. *nix*, *nivis* (aus **nigvis*), griech. *νίφα* (A. Sg.).

§ 24. Entsprechungen der idg. Tenuis aspiratae lassen sich im Germ. nur wenige mit Sicherheit nachweisen, doch kann man es als festgestellt betrachten, daß sie wie die unaspirierten Tenuis behandelt sind (vgl. Kluge, Zs. f. vgl. Sprf.

28, 88). So entspricht got. *þragja* „ich laufe“ griech. *τρέχω*, das im Anlaut die Aspiration verloren hat, wie das Fut. *θρέξομαι* zeigt. Ahd. *rad*, dessen *d* auf urgerm. *þ* zurückgeht, ist = aind. *ratha-*. Ahd. *feim* „Schaum“ (wozu unser *abgefeimt*) vergleicht sich mit aind. *phéna-*. Nach *s*, *f*, *h* erscheint die aspirierte Tenuis wie die unaspirierte als unverschobene Tenuis. So ist (*ich*) *scheide*, got. *skáida* verwandt mit griech. *σχίζω*, lat. *scindo*. Scheinbar eine andere Behandlung des idg. *th* findet sich in der 2. Sg. Ind. Praet. (des idg. Perf.) der starken Verba, die im Germ. ursprünglich allgemein auf *-t* ausging wie im Deutschen nur bei den Präteritopräsentia (vgl. mhd. *du maht*). Zu Grunde liegt idg. *tha*. Man sollte danach erwarten, daß es im Got. nicht *namt* „du nahmest“ hieß, sondern **namþ*. Das *t* läßt sich aber erklären als eine Verallgemeinerung von den ziemlich zahlreichen und häufigen Formen aus wie got. *gaft* „du gabest“, *falht* „du verbargst“, *wáist* „du weißt“, in denen es dem oben angegebenen Gesetze entspricht.

§ 25. Scheinbare Ausnahmen der Lautverschiebungsgesetze haben sich dadurch ergeben, daß im Aind. wie im Griech. das Gesetz gilt, daß, wo ursprünglich zwei aufeinanderfolgende Silben mit Aspirata begannen, die eine die Aspiration verlieren muß. So löst sich die Unregelmäßigkeit der Entsprechung von (*ich*) *biete*, got. *biuda* — aind. *bódhāmi* — griech. poet. *πειθόμεαι* (attisch *πυνθάνομαι*) durch die Zurückführung auf eine Grundform **bhéudhō*. So erklärt sich die Verwandtschaft von *Teig*, got. *digan* „kneten“ mit lat. *fungo*, *figulus*, griech. *τεῖχος* „Mauer“ (ursprünglich wohl „Lehmwand“) unter der Voraussetzung einer Wurzelgestalt *dheigh-*.

Andere scheinbare Unregelmäßigkeiten ergaben sich aus einem schon der idg. Grundsprache eigenen Lautwechsel. So wurden die labialen, palatalen und velaren Mediae und Aspiratae vor *t* zu Tenues. Davon hinterblieb ein Wechsel auch in den Einzelsprachen, vgl. z. B. lat. *rego* — *rectus*, got. (*uf*-)*rakja* (ich recke auf) — *raihts* (recht). Da darf man natürlich nicht etwa *rego* unmittelbar mit *raihts* vergleichen und so in ähnlichen Fällen. Andererseits war im Idg. Tenuis unter bestimmten Bedingungen in Media gewandelt, vgl. griech. *δείκνυμι* — *δείγμα* (Beweis, Beispiel). Vergleicht man nun unser *Zeichen*, got. *táikns* direkt mit *δείκνυμι*, so entsteht der Schein einer Un-

regelmäßigkeit, der verschwindet, wenn wir es vielmehr mit *δειγμα* vergleichen.

§ 26. Als eine Ausnahme betrachtete man es früher auch, daß der idg. Tenuis im In- und Auslaut im Germ. nicht harter Reibelaut, sondern weicher (später Media) entspricht, vgl. got. *fadar* (urgerm. *faðer*) „Vater“ = lat. *pater* gegen got. *brôþar* „Bruder“ = lat. *frater*. In Wirklichkeit ist auch hier die Tenuis zuerst zu hartem Reibelaute geworden und erst durch einen weiteren Prozeß erweicht. Dies ergibt sich besonders klar daraus, daß das Verhältnis von urgerm. *f, þ, χ* zu *þ, ð, ζ* ganz das gleiche ist wie das von hartem und weichem *s* (letzteres in der Umschrift des Got. mit *z* wiedergegeben), vgl. Braune, PBB. 1, 513. Da es nun keinem Zweifel unterliegt, daß das germ. weiche *s* erst aus dem ursprünglich harten des Idg. entstanden ist, so drängt sich der Schluß auf, daß auch *þ, ð, ζ*, wo sie einer idg. Tenuis entsprechen, dem gleichen Erweichungsprozeß ihr Dasein verdanken. Dieselben werden in den verschiedenen germ. Dialekten ganz gleich behandelt wie die Entsprechungen der idg. Medialaspiraten, was wieder ein Hauptbeweis dafür ist, daß auch diese für das Ugerm. als Reibelaute anzusetzen sind. Das im Got. erhaltene *s* ist in den übrigen germanischen Sprachen zu *r* geworden.

§ 27. Die Ursache des verschiedenen Schicksals der idg. Tenuis ist durch K. Verner gefunden und in der Zs. f. vgl. Sprf. 23, 97 dargelegt noch unter der Überschrift „Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung“. Es ergab sich die überraschende Tatsache, daß dafür die Stellung des Akzentes maßgebend gewesen ist, und zwar nach der Betonungsweise der idg. Ursprache, die also noch bestanden haben muß, nachdem schon die Verschiebung der Tenuis zu harten Reibelauten vollzogen war (vgl. § 13). Wir können dem von Verner gefundenen, nach ihm das Vernersche genannten Gesetze auf Grund der oben entwickelten Anschauungen vom Gange der Lautverschiebung die folgende allerdings nicht so von ihm herrührende Fassung geben: Die nach Vollzug der urgermanischen Lautverschiebung vorhandenen harten Reibelaute, der uridg. Reibelaut *s* und die aus idg. Tenuis verschobenen *f, þ, χ* sind im In- und Auslaut erhalten, wenn der nächst-

vorhergehende Vokal nach der idg. Betonung den Hauptton trug, dagegen in die entsprechenden weichen Reibelaute (*z, b, d, s*) übergegangen, wenn dies nicht der Fall war. Eine Ausnahme machen die Verbindungen *st, sk, sp, ft, χt (ht), χs (hs), ss*, in denen keine Erweichung eintritt.

Beispiele: got. *fadar* „Vater“ = griech. *πατήρ*, aind. *pitā*, as. *mōdar* „Mutter“ = aind. *mātā* gegen got. *brōþar* = aind. *bhrātā*. got. *sibun* „sieben“ = griech. *ἑπτά*, aind. *saptā* (erst jünger *sāpta*). got. *hund* „hundert“ = griech. *ἑκατόν*, aind. *śatām* gegen got. *taihun* „zehn“ = griech. *δέκα*, aind. *daśa*. got. *af* mit sekundärer Verhärtung im Anlaut, aber mit Antritt einer Partikel *abuh*, ahd. *aba*, nhd. *ab* = griech. *ἀπό*. Die sogenannten Partizipia Perf. der sw. Verba (vgl. got. *galagiþ*, aber flektiert *galagidis*, ahd. *gilegit*) entsprechen den griech. Verbaladjektiven auf *-τος*, die immer endbetont sind.

§ 28. Da der idg. Akzent innerhalb der Ableitungen aus der gleichen Wurzel und innerhalb der Flexionsformen aus dem gleichen Stamme wechselte, so mußte vielfach ein Wechsel zwischen hartem und weichem Reibelaute und deren Weiterentwicklungen entstehen, wofür man sich seit Holtzmann des allerdings an sich zu weiten Ausdrucks „grammatischer Wechsel“ bedient. Frühzeitig hat dann die Tendenz eingesetzt, den Wechsel durch Ausgleichung wieder zu beseitigen. Teilweise ist dies schon in der Zeit vor unserer Überlieferung geschehen, teilweise können wir den Vorgang an der Hand unserer Überlieferung verfolgen, teilweise ist er auch jetzt noch nicht durchgedrungen. Innerhalb der Nominalflexion ist der grammatische Wechsel schon in unseren ältesten Texten nicht mehr lebendig. Dagegen zeigt er sich noch innerhalb der starken Konjugation. Im Idg. lag der Ton im Sg. des Perfektums, dem das germ. st. Prät. entspricht, stets auf der Wurzelsilbe, im Pl. und in dem sogenannten Part. Perf. stets auf der Endsilbe. Im Präs. war teils der Wurzelvokal betont, teils der sogenannte thematische Vokal (der Bindevokal der griech. Schulgrammatik). Doch überwog die Wurzelbetonung von Anfang an, und im Germ. hat sie ein noch entschiedeneres Übergewicht erhalten. Demnach gilt als Regel: im Präs. und im Sg. Prät. harter, im Pl. Prät. und im Part. weicher Reibelaut. Dieser Regel entsprechen z. B. ahd. *kiusu* (nhd. *kiese*),

kôs — *kurum*, *gikoran*; *lîdu* (nhd. *leide*), *leid* — *litum*, *gilitan* (*d* = urgerm. *þ*, *t* = urgerm. *ð*); *ziuhu* (nhd. *ziehe*), *zôh* — *zugum*, *gizogan*; nicht ganz *heffu* (nhd. *hebe*) — *huob* (mit frühzeitiger Angleichung an den Pl.), *huobum*, *gihaban*.. In der Wortbildung spielt der Wechsel noch eine große Rolle. Aus starken intransitiven Verben werden schwache Kausativa abgeleitet, die auf idg. Formen mit Suffixbetonung zurückgehen. Daher stimmen diese im Konsonanten zu dem Pl. Prät. des starken Verbums, vgl. ahd. *ginësan* = nhd. *genesen* (ursprünglich „am Leben, unversehrt bleiben“) — *nerien* = nhd. *nähren* (ursprünglich „am Leben erhalten“). Als Nomina agentis fungierten im Urgan. schwache Maskulina, die den Ton meist auf der Endung hatten, vgl. ahd. (*heri*-)zogo = nhd. *Herzog* (Heerführer) zu *ziohan* (= lat. *ducere*). Im Komparativ der Adjektiva, die den Ton auf der Endsilbe hatten, wurde derselbe auf die Anfangsilbe zurückgezogen, daher got. *jûhiza* zu *juggs* (jung). Weiteres in Teil II und V.

§ 29. Nicht selten ist auf einem Teile des germ. Gebietes die Ausgleichung schon früh vollzogen, während ein anderer den Wechsel bewahrt hat. So steht neben ahd. *zihu* (ich zeihe) *zêh* — *zigum*, *gizigan* got. *teiha*, *tâih*, *taihum*, *taihans*, umgekehrt neben got. *þarf* (ich darf) — Pl. *þairbum* ahd. *darf*, *durfum*, neben got. *juggs* — *jûhiza* ahd. *jung*, *jungiro*. Wenn mehrere Dialekte unabhängig voneinander ausgeglichen haben, so kann die Ausgleichung nach verschiedenen Seiten hin erfolgt sein, und es ergibt sich dann eine Unregelmäßigkeit in der Lautentsprechung, vgl. got. *þahan* (schweigen = lat. *tacere*) — ahd. *dagên*, ahd. *zahar* (Zähre = griech. *δάκρυ*) — got. *tagr*, ahd. *haso* (Hase) — ags. *hara*.

§ 30. Durch die Wirkung des Vernerschen Gesetzes mußte auch in den Flexionssuffixen eine Spaltung eintreten. Unter diesen enthielten im Idg. viele ein *s* oder ein *t*. Diese mußten je nach der Stellung des Tones in einem Teile der Wörter und Formen als *s* und *þ* erhalten bleiben, in einem andern zu *z* und *ð* werden. Begreiflicherweise machte sich aber hier bald die Tendenz zur Wiederherstellung einer Gleichförmigkeit geltend. Dabei sind im allgemeinen die erweichten Laute, die aus verschiedenen Gründen ein Übergewicht hatten, durch-

geführt. Im Got. sind die Verhältnisse durch sekundäre Verhärtung im Auslaut verdunkelt, aber doch noch erkennbar bei Antritt einer vokalisch anlautenden Partikel (vgl. § 80). Vgl. got. *dags* (-*zuh*) N. Sg. (Tag) = anord. *dagr*, got. *is* (aber *izei*) = ahd. *ir*, *ër* (er), got. *dagós* (-*zuh*) N. Pl. = anord. *dagar*: (dagegen alts. *dagos*, ags. *dagas*), got. *gibós* G. Sg. und N. A. Pl. von *giba* (Gabe) = anord. *gjafar*, got. *nimis* (-*zu*) „du nimmst“ = anord. *nemr*; got. *nimand* (sie nehmen) = alts. *nëmad* = ahd. *nëmant* (aber ags. *nemað*), got. *nimiþ* (-*du*) „er nimmt“ = alts. *nimid* = ahd. *nimit*.

Sonstige Konsonantenveränderungen.

Assimilation.

§ 31. Schon im Urgerm. haben sich eine Anzahl von Assimilationen vollzogen. Die urgermanischen Doppelkonsonanten sind zumeist durch Assimilation entstanden.

Eine Assimilation hat das Germ. mit dem It. und Kelt. gemein. Wo ein Dental vor folgendes *t* getreten ist, da ist die Verbindung durch Zwischenstufen hindurch, die wir nicht genau bestimmen können, schließlich zu *ss* geworden, vgl. lat. *mitto* — *missus* in Vergleich mit *cipio* — *captus* usw., *edo* — *esus* (mit Vereinfachung des *s* nach langem Vokal). So erklärt sich got. *gawiss*, nhd. *gewiß*, aus *wáit* (ich weiß) mit dem idg. Suffix *-to-* abgeleitet; ebenso das Prät. got. *wissa* = mhd. *wisse*, *wësse* (wußte); got. *af-stass* „Abfall“, mit Suffix *-ti-* abgeleitet aus *standan* (stehen, treten). Nach langem Vokal ist wie im Lat. Vereinfachung eingetreten, vgl. got. *weis* = nhd. *weise*, ebenfalls verwandt mit *wáit*, womit sich lat. *visus* zu *video* vergleichen läßt; ferner ahd. *muosa*, mhd. *muose*, Prät. zu *muoz* = got. *mót* (ich muß); ahd. *muos* = nhd. *Mus* (ursprünglich überhaupt „Speise“) zu ahd. *maz* = got. *mats* (Speise). Zweifelhaft bleibt, ob wegen der Übereinstimmung in diesem Lautwandel eine nähere Beziehung des Germ. zum It. und Kelt. angenommen werden muß, oder ob nur eine auch mit andern idg. Sprachen gemeinsame Vorstufe (im Griech. entspricht σ) zu dem gleichen Endergebnis geführt hat.

Anm. Vgl. Kügel, PBB. 7, 171. In manchen Fällen erscheint nicht *ss*, sondern *st*, vgl. *Last* zu *laden*. Kügel nimmt an, daß *ss* nur nach

unbetontem Vokal entwickelt sei, dagegen *st* nach betontem. Ein Beweis dafür läßt sich nicht erbringen. Eher ist wohl Wiederherstellung des *t* nach analogen Bildungen anzunehmen. Wenn *st* in der 2. Sg. Ind. Prät. feststeht (got. *hathāist* zu *hāitan* „heißend“), so könnte man denken, daß vor idg. *th*, das hier zugrunde liegt, die Entwicklung eine andere gewesen wäre; indessen lag gerade hier die Angleichung nach anderen Formen wie *gaft* (du gabst) sehr nahe.

§ 32. Idg. *sm*, wohl zunächst zu *zm* geworden, ist zu *mm* assimiliert, z. B. in got. *þamma* = ahd. *dēmu* = nhd. *dem*, verglichen mit aind. Dat. *tasmāi* und Abl. *tasmād*. Danach sind die Dative der Adjektiva gebildet wie got. *blindamma* = ahd. *blintemu* = nhd. *blindem*. Die spätere Vereinfachung war die Folge der geringen Tonstärke des voraufgehenden Vokals.

Anm. Ähnlich scheint *zl* zu *ll* assimiliert zu sein. So kann das landschaftliche *Krolle* „Locke“, falls es auf urgerm. **krozlō* zurückgeht, verwandt sein mit *kraus*. Ferner *dl* zu *ll*, vgl. Sievers, IF. 4, 335. So erklärt sich das Verhältnis des oberdeutschen *Stadel* zu *Stall* (aus **stadlōz*).

§ 33. Besonders verbreitet ist Assimilation des *n* an einen vorhergehenden Konsonanten. So ist *ll* aus *ln* entstanden in got. *fulls*, nhd. *voll*, vgl. lat. *plenus* und das genauer stimmende lit. *pilnas*; in got. *wulla*, nhd. *Wolle*, vgl. aslav. *vlūna*. So sind urgerm. *pp*, *tt*, *kk* wohl durchgängig durch Assimilation eines *n* an den vorhergehenden einfachen Verschlusslaut entstanden, wenn sich dies auch nicht immer im einzelnen nachweisen läßt. Vgl. *rupfen*, nd. *ruppen* neben *raufen* = got. *rāupjan*, *ritzen*, ahd. *rizzan* und *rizzōn* (*zz* aus *tt*) neben *reißen*, ahd. *rizan* = alts.-ags. *writan*. Unser *backen* (wohl verwandt mit griech. *φάγω*), das ursprünglich nur im Präsens Geminatio hatte, geht auf eine Präsensbildung wie griech. *δάσσω* zurück (vgl. Flexionslehre). Diese Doppelkonsonanten entsprechen aber nicht bloß idg. *bn*, *dn*, *gn*, sondern auch älterem germ. *ḥn*, *ḍn*, *zn*, sei es, daß die dem *n* vorangehenden Laute auf idg. Medialaspirata zurückgehen oder nach dem Vernerschen Gesetz auf idg. Tenuis. Vgl. ahd. *lēcchōn*, *lēcchōn* gegen got. *bilāigōn* „belecken“; *zucken* gegen *ziehen*, *gezogen*.

Ferner ist konsonantisches *u* (*w*) an vorhergehendes *n* assimiliert. So ist *dünn*, ahd. *dunni*, anord. *þunnr* = lat. *tenuis*. Den gleichen Ursprung hat *nn* in *rinnen*, got. *rinnan* (vgl. aind. *riṇvati* „er läßt fließen“); in got. *minniza* = mhd. *minner*, nhd. *minder* (vgl. lat. *minuo*); in *Kinn*, got. *kinnus* = griech.

γένυς, aind. *hanuš*, wobei die Geminatio ausgegangen ist von den Formen, in denen *u* konsonantisch wurde (vgl. aind. *hanvām* G. Pl.).

Anm. Vgl. Kluge, PBB. 9, 157 ff. Kauffmann, ib. 12, 504 ff.

Ausfall.

§ 34. Zwischen Vokal und *w* ist *ɣ* (*g*) ausgefallen. Vgl. got. *snáws* — lat. *nix*, *nivis* aus **nigwis*; got. *mawi* „Mädchen“ aus **magwi* zu *magus* „Knabe“ (verwandt *Magd*); *Aue*, mhd. *ouwe* (ursprünglich „von Wasser umflossenes Land“) zu got. *aha* „Wasser“, ahd. *aha* = lat. *aqua*.

Konsonantisches *i* (*j*) scheint gemeingerm. vor folgendem *i* ausgefallen zu sein, vgl. ahd. *neriu* (ich erhalte am Leben) — *neris*, *nerit*, *zellu* (ich zähle), worin die Verdopplung durch ursprünglich folgendes *j* bewirkt ist, — *zelis*, *zelit*; in got. *nasjis*, *nasjþ* hat wahrscheinlich Wiederherstellung des *j* stattgefunden. Ebenso ist konsonantisches *u* (*w*) vor *u* geschwunden, vgl. anord. *sund* „das Schwimmen“ zu *schwimmen*, got. *swimman*.

Gemeingermanisch ist auch der Ausfall eines Nasals vor *h* mit Hinterlassung von Dehnung des voraufgehenden Vokals. Beispiele: got. *þagkjan* (denken) — *þáhta* (ich dachte), got. *húhrus* (Hunger) — *huggrjan* (hungern). Doch ist der Vorgang vielleicht erst in den Einzeldialekten zum Abschluß gelangt, da *anh* im Ags. zu *oh* geworden ist, also die spezifisch ags. Verdampfung des *a* vor Nasal vorangegangen zu sein scheint.

Anm. Über andere Ausstößungen, die für die Verhältnisse in den jüngeren Perioden weniger wichtig und zum Teil auch nicht so sicher sind, vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 129.

Einschiebung.

§ 35. Zwischen *s* und *r* hat sich ein *t* als Übergangslaut entwickelt. Vgl. *Strom*, anord. *straumr* = air. *sruaim*, verwandt mit griech. ῥέει „er fließt“ = aind. *sravati*; *Ostern*, verwandt mit aind. *usrā* „Morgenröte“, lat. *aurora*; *Schwester*, got. *swistar* = lat. *soror* aus **svesor*, wobei das *t* ausgegangen ist von Formen wie got. Dat. (Lok.) *swistr* = aind. *svasrí*.

Auslautgesetze.

§ 36. Ursprünglich im Auslaut stehende Dentale sind im Germ. wie im Griech. geschwunden. So ist ein idg. *t* ge-

schwunden in den sogenannten sekundären Endungen der dritten Person Sg. und Pl., vgl. got. *bairái* (er trage) = griech. *φέροι*, aind. *bhāret* (Grundform **bhéroit*), got. *bērun* (sie trugen), worin *n* aus idg. *-nt* (vgl. lat. *legebant*). Ein idg. *d* ist geschwunden im N. A. Sg. des Neutrums der Pronomina, vgl. got. *ha* = lat. *quod*, während unser *was* = ahd. *huaz*, alts. *huat*, eine im Got. geschwundene Nebenform voraussetzt, die dort **wata* zu lauten hätte, in der das *t* durch eine angehängte Partikel geschützt ist. Dieselbe Partikel in got. *pata* = ahd. *dag* und in got. *ita* = ahd. *ig*, *äg*. Eine Nebenform **pa* liegt vor in ahd.-mhd. *deist* „das ist“, *deich* „das ich“ = *da ist*, *da ich*.

Anm. Wo überlieferte Formen auf Dental ausgehen, ist dahinter ein Vokal abgefallen. So in den sogenannten primären Verbalendungen, vgl. got. *bairip* „er trägt“ = idg. **bhéreti*, *bairip* „ihr tragt“ = idg. **bhérete*, *bairand* „sie tragen“ = idg. **bhéronti*.

§ 37. Ebenso ist ursprünglich auslautender Nasal abgefallen. Vorher war auslautendes *m* wie im Griech. zu *n* geworden. Auf *m* ging ursprünglich aus, wie im Lat., der A. Sg. aller Nomina außer den Neutris nach konsonantischer Deklination (die *i*- und *u*-Stämme eingeschlossen). Als *n* erscheint das Akkusativsuffix im Germ. noch in Pronominalformen, wo es durch eine angehängte Partikel geschützt war, vgl. got. *pana* (griech. *τόν*), *wana* = *den*, *wen* und danach beim Adj., vgl. got. *blindana*, ags. *blindne*, alts. *blindan* (daneben *hēlagna*), ahd. *blintan*, nhd. *blinden*. Sonst ist es abgefallen, vgl. got. *handu* (Hand), ahd. *wini* (Freund), *gēba* (Gabe), und mit weiterem Verlust eines Vokals got. *gast* (= lat. *hostem*), *dag* (idg. auf *-om*). Der gleiche Abfall liegt vor im G. Pl. (lat. *-um*, griech. *-ων*), vgl. got. *dagê*, *gibó* usw.

Anm. Wo im Germ. Nasal im Auslaut erscheint, ist dahinter etwas abgefallen, vgl. got. *bērun* „sie trugen“ mit Verlust des auslautenden Dentals (vgl. § 36), *m* im D. Pl. (got. *dagam*, *gastim* usw.) aus *-mis*, in der 1. Sg. Ind. Präs. (got. *im* „ich bin“, ahd. *bim*) aus *-mi* (griech. *εμῖ*).

Vokale.

§ 38. Bei der aus dem Altertum übernommenen Einteilung der Sprachlaute in Vokale und Konsonanten ist die Funktion innerhalb der Silbe maßgebend gewesen. Es lag die Anschauung zugrunde, daß jede Silbe einen Vokal enthielte, dem sich

die Konsonanten, die mitklingenden Laute in bezug auf Klangstärke unterordneten. Dies traf für das Griech. und Lat. zu, darf aber nicht für alle Sprachen verallgemeinert werden. Eine Silbe muß nicht notwendigerweise einen Vokal enthalten. Auch solche Laute, die nach der herkömmlichen Einteilung zu den Konsonanten gerechnet werden, können wie die Vokale als die klangstärksten einer Silbe funktionieren, nämlich alle Dauerlaute. Insbesondere sind die Nasale und die sogenannten Liquidae (*l*, *r*) dazu geeignet und erscheinen so in verschiedenen Sprachen. Auch dem Nhd. sind sie nicht fremd, allerdings auf unbetonte, also auf Ableitungs- und Flexionssilben beschränkt. Nach der verbreitetsten Aussprache wird *da*, wo wir in unbetonter Silbe *em*, *en*, *el*, *er* schreiben, in Wirklichkeit kein *e* gesprochen, vgl. II § 111. Andererseits können auch Vokale, ebenso wie sonst Konsonanten, eine untergeordnete Stellung einnehmen, am leichtesten, je enger bei ihrer Bildung die Öffnung des Mundkanals ist. Am geeignetsten sind daher *i* und *u*, die den Reibelauten *j* und *w* nahe stehen, in die sie daher, wo sie dem klangvollsten Laute der Silbe vorangehen, leicht übergehen. Unser *j* und *w* sind auf diese Weise aus *i* und *u* entstanden, die aus der idg. Ursprache überkommen und in den älteren Perioden des Germ. noch erhalten sind. Engl. *w* wird noch jetzt als *u* gesprochen. Nach dem Vorschlag von Sievers gebraucht man jetzt die Bezeichnung Konsonanten im Anschluß an den ursprünglichen Sinn auch bloß mit Bezug auf die Stellung in der Silbe, und stellt dann den Konsonanten nicht die Vokale gegenüber, sondern die Sonanten, d. h. diejenigen Laute, die innerhalb der Silbe die größte Klangfülle haben, die den Silbenakzent tragen. Es können demnach nach dieser Terminologie Vokale konsonantisch sein (jetzt gewöhnlich so bezeichnet: *ǰ*, *ǔ*) und Laute, die nach der älteren Terminologie als Konsonanten bezeichnet werden, sonantisch (jetzt gewöhnlich so bezeichnet: *r*, *y*).

Streng genommen müßte man auch die zweiten Komponenten der Diphthonge als Konsonanten bezeichnen. Allerdings sprechen wir jetzt z. B. *au* so, daß wir unmittelbar, nachdem wir zur Stellung für *a* eingesetzt haben, sogleich den Übergang zur Stellung für *u* anschließen, wobei rasch hintereinander alle zwischen *a* und *u* liegenden Vokale erklingen, so daß weder

a noch *u* als ein deutlich gesonderter Laut erscheint; entsprechend die anderen Diphthonge. Es ist aber auch eine Aussprache möglich, bei der man eine Zeitlang in der Stellung für den ersten Komponenten verharret und dann rasch zu der für den zweiten übergeht, wobei beide deutlicher gesondert bleiben. Dies scheint die ursprüngliche idg. gewesen zu sein. Wenn wir in der systematischen Darstellung, abweichend von strenger Konsequenz, die konsonantischen Vokale, soweit sie dem Sonanten der Silbe vorangehen, mit den Konsonanten im alten Sinne zusammen behandeln, dagegen, soweit sie dem Sonanten folgen, mit den Vokalen zusammen, so geschieht dies mit Rücksicht auf die jüngere Entwicklung, indem die ersteren sich meist zu Reibelauten entwickeln, die letzteren dagegen vielfach mit dem vorhergehenden Sonanten zu einfachen Lauten kontrahiert werden, während umgekehrt einfache Laute sich zu Diphthongen entwickeln.

§ 39. Das Aind. besaß die Vokale *a*, *i*, *u* als Längen und als Kürzen, *e* und *o* nur als Längen, und zwar so, daß dieselben leicht als sekundäre Zusammenziehungen aus *ai* und *au* zu erkennen waren. Außerdem dienten *l* und *r* auch als Sonanten. Die vergleichende Grammatik betrachtete die sonantischen *l* und *r* von Anfang an als unursprünglich, sah dagegen lange Zeit in der Beschränkung auf die Vokale *a*, *i*, *u* Bewahrung des ursprünglichen Zustandes, was mit theoretischen Anschauungen zusammentraf, wonach diese Vokale überhaupt als die Extreme auch die Grundvokale sein sollten, aus denen die übrigen entwickelt wären. Die größere Mannigfaltigkeit der europäischen Sprachen leitete man dann im allgemeinen aus einer Spaltung des *a*-Lautes in *a*, *e*, *o* ab.

Im Aind. spielte ein Vokalwechsel eine große Rolle in der Wortbildung und Flexion. So wechselte *a* mit *ā*, *i* mit *ai*, *u* mit *au*. Zur Erklärung des Wechsels haben schon die alten indischen Grammatiker eine Theorie ausgebildet. Danach sind die Grundvokale, aus denen sich die übrigen Vokale und die Diphthonge entwickelt haben, die kurzen *a*, *i*, *u*, *r*. Diese haben eine Verstärkung erfahren durch ein vorgesetztes *a*, wodurch also *ā*, *ai*, *au*, *ar* entstanden sind. Dazu kommt eine nochmalige Verstärkung durch ein weiteres vorgesetztes *a*, wodurch *āi*, *āu*, *ār* entstanden sind, während *a*+*ā* nur wieder

\bar{a} ergeben kann. Die erste Verstärkung bezeichnen die Inder als Guna, die zweite als Wṛddhi (Wriddhi). Diese Theorie eignete sich die vergleichende Sprachwissenschaft an mit der Modifikation, die eine entschiedene Inkonsequenz war, daß \bar{a} nicht als Grundvokal anerkannt, sondern als eine Abschwächung angesehen wurde. Für die Verstärkung wurde der Ausdruck „Vokalsteigerung“ üblich, und man sonderte die Vokale und Diphthonge nach den vorausgesetzten Grundlauten in eine a -, i - und u -Reihe.

§ 40. Die germanischen Sprachen zeigten eine größere Mannigfaltigkeit als das Indische. Da aber im Got. anscheinend e und o nur als Längen vorhanden waren, so begünstigte das die Theorie von den drei Grundvokalen. Auch im Germ. gewährte man einen Vokalwechsel innerhalb der Wortbildung und innerhalb der starken Konjugation. Diesen zuerst von ten Kate beobachteten Wechsel (vgl. § 5) nannte Grimm Ablaut. Er behandelte denselben isoliert als eine speziell germanische Erscheinung und nahm an, daß er sich zuerst im st. Verb. entwickelt habe und von da erst in die Wortbildung übertragen sei. Wo sich in der Wortbildung ein Ablaut fand, ohne daß ein verwandtes st. Verb. zu belegen war, nahm er an, daß ein solches verloren sei, eine Anschauung, die noch lange nachgewirkt hat. Demnach setzte er sechs Ablautsreihen an, denen sechs Klassen der ablautenden st. Verba entsprachen. Zur Bestimmung der Ablautsstufen in den Formen der st. Verba ist die Kenntnis von vier Formen erforderlich, der 1. Sg. Ind. Präs., mit der alle übrigen Formen des Präs. stimmen, der 1. Sg. Ind. Prät., mit der ursprünglich die übrigen Formen des Sg. stimmen, der 1. Pl. Ind. Prät., mit der der ganze Pl. des Ind. und der Opt. (Konj.) des Prät. stimmt, und dem sogenannten Part. Perf.

Ich gebe im folgenden die von Grimm aufgestellten Ablautsreihen, aber nicht in der von ihm gewählten Reihenfolge, sondern aus Gründen, die später erhellen werden, in derjenigen, die zuerst Braune in seiner Gotischen Grammatik eingeführt hat. Auch bezeichne ich die Grundlaute, zum Teil abweichend von Grimm, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. In Klammer setze ich daneben die schon gemeingerm. daneben vorkommenden Modifikationen. 1) i — ai — i (got. *steiga*

„ich steige“, *stáig, stigum, stigans*). 2) *eu (iu, eo) — au — u* (o), in einigen Wurzeln auch *ú* (got. *biuga* „ich biege“, *báug, bugum, bugans* — got. *luka* „ich schlieÙe“, *láuk, lukum, lukans*). 3) *ě (i) — a — u* (o) (got. *binda, band, bundum, bundans*). 4) *ë (i) — a — ê — u* (o) (got. *nima* „ich nehme“, *nam, nênum, numans*). 5) *ë (i) — a — ê* (got. *giba, gaf, gêbum, gibans*). 6) *a — ô* (got. *fara, fôr, fôrum, farans*). Den Wechsel *ê — ô* in einigen reduplizierenden Verben (got. *lêta* „ich lasse“, Prät. *lailôt*) rechnete Grimm nicht zum Ablaut.

§ 41. Im Gegensatz zu den Anschauungen Grimms suchte die vergleichende Grammatik den Ablaut zu dem Vokalwechsel in anderen idg. Sprachen in Beziehung zu setzen und die Steigerungstheorie auf ihn anzuwenden. Man suchte also die Grimmschen Ablautsreihen auf die als idg. angesetzten Reihen mit Grundvokal *a, i, u* zurückzuführen, ein Verfahren, das dann auch in die Einzeldarstellungen germanischer Dialekte überging. In die *i*-Reihe wurde unsere erste Klasse untergebracht, zugleich aber auch reduplizierende Verba wie got. *háitan* „heißén“; in die *u*-Reihe unsere zweite, zugleich aber reduplizierende Verba wie got. *stáutan* „stoßen“; in die *a*-Reihe Klasse 3—6 und reduplizierende Verba mit *a* oder *ê* im Präs., wie got. *haldan* „halten“ oder *lêtan* „lassen“. Es leuchtet ein, daß mit dieser Einordnung zur Erklärung der Grimmschen Ablautsreihen herzlich wenig geleistet war. Unklar blieb, woher die Verschiedenheit von Klasse 3—6, woher der Wechsel von *e* und *a* zwischen Präs. und Prät., weshalb im Präs. bald *e*, bald *a*, woher das *u* im Prät. und Part. usw. Wenn auch einige Parallelen in den anderen idg. Sprachen gefunden waren, in der Hauptsache mußte der Ablaut immer noch als eine spezifisch germanische Entwicklung erscheinen, für die es an einer Erklärung fehlte.

§ 42. Erst ein völliger Umschwung der Anschauungen von den Vokalverhältnissen der idg. Ursprache ermöglichte auch ein Verständnis der germanischen Vokalverhältnisse. 1871 erschien ein Buch von A. Amelung, „Die Bildung der Tempusstämme durch Vokalsteigerung im Deutschen“, in dem richtigere Einsichten über die Vokalentsprechungen in den europäischen Sprachen dargelegt wurden, die aber zunächst wenig Beachtung

fanden. Durch die Entdeckung Verners (vgl. § 27) wurde man nachdrücklich auf die Bedeutung des Akzents für die Lautentwicklung hingewiesen. Verner selbst schloß an seinen Hauptaufsatz Bemerkungen „zur Ablautsfrage“ an mit manchen richtigen Ahnungen. Gleich darauf zeigte Osthoff (PBB. 3, 1 ff.) den Einfluß des Akzents auf die wechselnde Gestalt der Stammform in der Deklination. Hieran knüpfte dann Brugmann an in zwei Aufsätzen, die in Curtius' Studien zur griech. u. lat. Gramm., Bd. 9 erschienen, durch die eine wesentlich neue Auffassung der idg. Vokalverhältnisse angebahnt wurde, gestützt auf eine Untersuchung der Entsprechungen in den Einzelsprachen. Hierin traf Brugmann teilweise, ohne ihn zu kennen, mit Amelung zusammen, über den er aber erheblich hinaus gelangte. Es folgte eine lebhafte Erörterung der in Betracht kommenden Fragen, an der sich eine Reihe von Forschern beteiligte. Als gesichertes Ergebnis können wir folgende Hauptpunkte betrachten. 1) Der Vokalismus der idg. Grundsprache stand dem der europäischen Sprachen, namentlich dem des Griech. näher als dem des Sanskrit. Er war viel mannigfacher, als man früher angenommen hatte. Es bestanden die Vokale *a*, *e*, *i*, *o*, *u* als Kürzen und als Längen; dazu wahrscheinlich ein reduzierter Vokal, ähnlich unserem unbetonten *e*, den man im Anschluß an die ebräische Grammatik als Schwa-Vokal zu bezeichnen pflegt, und für den das Zeichen *ə* üblich ist. Mit *i* und *u* als zweitem Komponenten bildeten die übrigen Vokale, auch die langen, Diphthonge. Außerdem aber gab es im Idg. Silben, in denen nicht ein Vokal, sondern ein Nasal oder *r* oder *l* als Sonant fungierte. 2) Die Ableitung des idg. Vokalwechsels aus Steigerung ist aufzugeben, vielmehr ist er zu einem großen Teile aus einer Abschwächung zu erklären, indem in schwachtoniger Silbe oder, wie man es auch bezeichnet, auf Tiefstufe der ursprüngliche Sonant der Silbe reduziert oder ganz ausgestoßen ist. Infolgedessen ist teilweise eine Silbe fortgefallen, teilweise aber ist die von der Schwächung betroffene Silbe geblieben, indem der dem ursprünglichen Sonanten vorausgehende oder folgende Konsonant nun zum Sonanten geworden ist. Auf diese Weise sind die sonantischen Nasale und Liquidae entstanden, aber auch sonantisches *i* und *u*. Es wird somit ganz im Gegensatz zu der früheren Anschauung

eine ältere Stufe vorausgesetzt, in der nur *a*, *e*, *o*, vielleicht in mehreren Schattierungen, als Sonanten bestanden, dagegen *i* und *u* nur als Konsonanten (in Verbindungen wie *ia*, *je* oder *ai*, *ei* usw.). Diese beiden Vokale verhielten sich also genau wie die Nasale und die Liquidae. 3) Außerdem kam auch bei stärkerem Tongewicht (auf der Hochstufe) ein Wechsel der Qualität vor, z. B. zwischen *e* und *o*, den man auf Verschiedenheit des musikalischen Tones zurückzuführen pflegt, auch ein Wechsel zwischen Kürze und Länge.

Anm. Statt Nasalis sonans setzen manche Forscher die Verbindung eines reduzierten Vokals mit Nasal an, manche auch statt Liquida sonans eine entsprechende Verbindung. Ich kann nicht finden, daß diese Ansetzung eine größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Genaue Lautbestimmungen für die idg. Grundsprache sind natürlich unmöglich.

§ 43. Die Hauptveränderungen, welche die idg. Vokale in Germanischen erlitten haben, sind die folgenden.

1) Idg. *a* und *o* sind im Germ. zusammengefallen; die Kürzen erscheinen als *a*, die Längen als *ô*. Der Zusammenfall ist auch im Baltisch-Slavischen eingetreten. Einen Zusammenhang braucht man aber darum kaum anzunehmen, um so weniger, als im Slav. umgekehrt *a* Vertreter der Länge und *o* der Kürze ist. In unbetonten Silben findet man noch in historischer Zeit teilweise *o* für idg. *o*, aber auch für idg. *a*. Mit *a* ist wie in allen Sprachen außer dem Ind., wo es als *i* erscheint, auch idg. Schwa zusammengefallen.

2) Die sonantischen Nasale und Liquidae sind zu *um*, *un*, *ur*, *ul* entwickelt, mitunter auch mit umgekehrter Stellung zu *nu*, *nu*, *ru*, *lu*. Die Entwicklung in den übrigen Sprachen ist eine wesentlich andere gewesen, und sie weichen auch unter sich stark ab, was die Erkenntnis der Entsprechungen lange verhindert hat. Im Aind. erscheinen *ḷ* und *ṛ* meist noch als Sonanten (in *ṛ* zusammengefallen), im Griech. als *αφ*, *αλ* oder *ρα*, *λα*, im Lat. meist zunächst zu *or*, *ol* (vor Vokalen zu *ar*, *al*). Die sonantischen Nasale sind im Aind. und im Griech. vor Vokalen zu *am*, *an*, vor Konsonanten zu bloßem *a*, im Lat. in der Regel zu *em*, *en* (*im*, *in*) geworden.

3) Jünger, aber auch noch gemeingerm. sind weitere Veränderungen. Idg. *e* (*ē*) ist vielfach zu *i* geworden, zuerst in unbetonter Silbe, wo nur in wenigen, noch nicht aufgeklärten

Fällen *e* geblieben ist, dann in betonter Silbe stets, wenn ein zur gleichen Silbe gehöriger Nasal darauf folgte, vor anderen Konsonanten, wenn die folgende unbetonte Silbe ein *i* enthielt, sei es als Sonant oder Konsonant (*j*). Auf entsprechender Assimilation beruht der Übergang von idg. *ei* zu *î*. Idg. *eu* ist wahrscheinlich zunächst auch nur vor folgendem *i* (*j*) zu *iu* geworden, erst durch jüngere einzelsprachliche Entwicklung auch vor folgendem *u*. Als gemeingerm. dürfen wir wahrscheinlich auch eine Spaltung des *u* betrachten, die das idg. *u* wie das aus Nasal oder Liquida entwickelte betroffen hat. Es ist erhalten stets vor Nasal, der zur gleichen Silbe gehört, sonst, wenn in der folgenden Silbe ein *u* oder *i* (auch konsonantisches *i*) stand, dagegen vor *a*, *e*, *o* der folgenden Silbe zu *o* geworden. Wenigstens ist diese Entwicklung dem Skand. und Westgerm. gemein, das Got. geht hier seine eigenen Wege. Eine entsprechende Wandlung von *eu* in *eo* vor *a*, *e*, *o* zeigt sich gleichfalls im Skand. und Westgerm., aber teilweise mit Ausnahmen unter konsonantischen Einflüssen. Eine der jüngsten gemeinsamen Veränderungen ist die Dehnung von Vokalen bei Ausfall eines Nasals vor *h* (vgl. § 49).

§ 44. Bevor wir dazu übergehen können, die Lautsprechungen durch Beispiele zu veranschaulichen, müssen wir noch einige Hauptveränderungen der verwandten Sprachen besprechen. Die Schicksale der sonantischen Nasale und Liquidae und des Schwa-Vokales sind schon in § 43 behandelt. Im Griech. sind sonst die ursprünglichen Verhältnisse am besten bewahrt. Doch ist kurzes und langes *u* durchgängig zu *v* geworden, auch in den Diphthongen. Dabei ist zu bemerken, daß *ov*, das man als *ū* spricht, von Hause aus auch lautlich ein Diphthong war (idg. *ou*). Ferner sind die Vokale mit Jota subscriptum ursprünglich wirkliche Diphthonge mit langem ersten Komponenten gewesen. Natürlich muß man überall auf das Urgriech. zurückgehen, wobei namentlich zu berücksichtigen ist, daß attisch *η* zum Teil auf lang *α* zurückgeht. Im Lat. ist wie im Griech. zunächst die Scheidung von *a*, *e*, *o* bewahrt, doch ist *e* vor sonantischem und konsonantischem *u* zu *o* geworden, Diphthonge sind kontrahiert und viele andere sekundäre Veränderungen eingetreten, die sich übrigens zum Teil noch an der Hand der ältesten Überlieferung verfolgen lassen.

§ 45. Ich stelle nunmehr den germanischen Vokalen ihre idg. Entsprechungen gegenüber.

Germ. *a* ist 1) = idg. *a*. Vgl. nhd. *Acker*, got. *akrs* = griech. *ἀγρός*, lat. *ager*; *Salz*, got. *salt* = lat. *sal*; got. *aljis* (erhalten in *Elend*, ahd. *elilenti* „fremdes Land“) = lat. *alius*; *ab*, got. *af* = griech. *ἀπό*, lat. *ab*; landschaftlich *Ahe* „Fluß“, got. *aha* = lat. *aqua*; got. *and-*, Pröp., erhalten in *Antlitz*, *Antwort*, abgeschwächt zu *ent-* = griech. *ἀντί*. Im Diphthong: got. *ái* „Erz“, ahd. *ér* (wozu das Adj. *érin* = nhd. *chern*) = lat. *aes*; got. *áius* „Zeit“, woraus *ewig* abgeleitet ist, = lat. *aevum*, griech. *αἰών*; got. *áukan* „sich vermehren“ = lat. *augere*. Hierher gehört im allgemeinen das *a* im Präs. der starken Verba, also in der sechsten Klasse und in Verben, die im Got. das Prät. durch Reduplikation bilden.

2) = idg. *a*. Vgl. *Vater*, got. *fadar* = griech. *πατήρ*, lat. *pater*, aind. *pitā*; *Statt*, *Stadt*, got. *staps*, verwandt mit griech. *στατός*, aind. *sthitas* „gestellt“; *Rede*, got. *raþjô* = lat. *ratio*.

3) = idg. *o*, welches der häufigste Fall ist. Vgl. *Gast*, got. *gasts* = lat. *hostis*; *Ast*, got. *asts* = griech. *ὄστος* (aus **ὄστος*); *acht*, got. *ahtáu* = griech. *ὄκτώ*, lat. *octo*; *Rad* = lat. *rota*; *das*, got. *þata* = griech. *τό*. Im Diphthong: (*ich*) *weiß*, got. *wáit* = griech. *οἶδα*; *ein*, got. *áins* = lat. *unus*, alat. *oinos*; got. *þái* „die“ (M.) = griech. *τοί*; got. *bairáis* „du tragest“ = griech. *φέρεις*; *rot*, got. *ráuþs* = altgallisch *Roudus*, air. *ruad*, verwandt mit lat. *rüber*. Hierher gehört das *a* im Sg. Prät. der ablautenden Verba nach Klasse 1—5. In den ältesten Lehnwörtern können wir den Übergang noch verfolgen. Lat. *oleum* erscheint im Got. als *alêw*. Aus dem Keit. stammen *Main* = *Moenus*, *Mainz*, ahd. *Meginza* (e Umlaut von *a*) = *Moguntiacum*, mhd. *Waskenwald* = *Vosegus*, ahd.-mhd. *Walk* „Welscher“ (woraus *wälhisch*, *welsch*), das auf den gallischen Völkernamen *Volcae* zurückgeht.

§ 46. Germ. *e*, zum Unterschied von dem jüngeren durch Umlaut aus *a* entstandenen *e* als *ě* bezeichnet, ist = idg. *e*. Vgl. *sechs*, ahd.-mhd. *sěhs* = lat. *sex*; *zehn*, ahd. *zēhan* = lat. *decem*; *essen*, ahd. *ēzzan* = lat. *edere*. Im Diphthong: ahd. *keosan*, erst jünger *kiosan*, mhd. *kiesen*, verwandt mit griech. *γεῖομαι*.

§ 47. Germ. *i* 1) = idg. *i*. So stets im Diphthongen *ai*, vgl. got. *wáit* „ich weiß“ = griech. *οἶδα*, und da, wo es im Wechsel mit *ai* oder *i* steht, so in got. *witum* „wir wissen“, im Pl. Prät. und im Part. der Verba nach Ableitungsreihe 1: got. *stigum*, *stigans* zu *steiga* „ich steige“. Vgl. ferner *Fisch*, got. *fisks* = lat. *piscis*; *Witwe*, got. *widuwó* = lat. *vidua*; urnord. (auf Runeninschriften) *gastix* (*x* = dem aus *s* entstandenen *r*-Laut) = lat. *hostis*.

2) = idg. *e*. So vor Nasal in gleicher Silbe, vgl. *in* (Präp.) = griech. *ἐν*; ahd. *finf* „fünf“ = griech. *πέντε*; im Präs. von Verben nach der dritten Ablautsreihe: *binden* usw. Vor folgendem *i*: ahd. *mitti* (erhalten in *Mittag*) = lat. *medius*; auch wo das *i* früh ausgestoßen ist, z. B. in *ist* = griech. *ἐστί*. Meist steht es dann in Wechsel mit *ë*, so in Verben der Klasse 3—5, vgl. ahd. *du izzis*, *ër izzit* neben *ëzzan*; vgl. ferner ahd. *bërg* — *gibirgi*, *ërda* — *irdisc*. Weiteres II § 120.

Häufig ist *i* = *e* in unbetonten Silben, vgl. ahd. *elina* „Elle“ = griech. *ὀλένη*; das *i* von got. *sigis* „Sieg“ entspricht dem *e* in lat. *generis* zu *genus*; die Endungen der 2. 3. Sg. Ind. Präs. der starken Verba (vgl. ahd. *biris*, *birit*) gehen auf idg. *esi*, *eti* zurück; das *i* in *ich*, alts. *ic* = lat. *ego* erklärt sich aus der enklitischen Verwendung des Wortes. Der Diphthong *iu* geht auf idg. *eu* zurück, vgl. ahd. *ër kiusit* mit dem Inf. *keosan*.

Der Übergang von *ë* zu *i* läßt sich noch an den von den Römern überlieferten Eigennamen verfolgen. In *Segestes* gegenüber got. *sigis* sind noch beide *e* unberührt; in *Segimerus*, *Segimundus* bei Tacitus ist erst das unbetonte *e* zu *i* geworden.

§ 48. Germ. *u* und das daraus entstandene *o* ist 1) = idg. *u*, so stets in den Diphthongen *eu*, *iu*, *ëo* und *au* und, wo es in Wechsel mit diesen steht, also in der zweiten Ablautsreihe. Vgl. ferner got. *juk* „Joch“ = lat. *jugum*; ahd. *turi* „Tür“ = griech. *θύρα*; got. *þu* „du“ = lat. *tu*; got. *nu* „nun“ = griech. *νύ*; got. *hunds* „Hund“ = griech. *κύων*, G. *κυνός*; got. *filu* „viel“ = griech. *πολύ*.

2) ist *u* aus sonantischem Nasal oder sonantischer Liquida entwickelt. Vgl. got. *hund* „hundert“ = griech. *ἐκατόν*, lat. *centum*, aind. *śatám* (idg. *kʷmtóm*); got. *taihun* „zehn“ = lat.

decem, griech. *δέξα*; got. *sibun* „sieben“ = lat. *septem*, griech. *ἑπτά*; *un-* „un-“ = lat. *in-*, griech. *ἀν- ἀ-*; got. *guma* „Mann“ (erhalten in *Bräutigam*) = lat. *homo*, alat. *hemo*; got. *þaursus* „dürr“ = aind. *trṣūś*; got. *wulfs* „Wolf“ = aind. *vṛkas*. Hierher gehören Pl. Prät. und Part. der dritten Klasse und das Part. der vierten, vgl. got. *bundum*, *bundans*, *numans* (genommen) und mit anderer Stellung des Vokals ahd. *druscun*, *gidroscan* zu *drëscan* „dreschen“.

Für die Scheidung der beiden *u* hat man einen Anhalt an den umgebenden Konsonanten. Doch ist idg. *u* auch neben Nasal oder Liquida möglich, vgl. oben *hunds*.

§ 49. Germ. *â* ist erst spät aus *añ* vor *h* entwickelt. Das zugrunde liegende *a* kann = idg. *a* sein, wie wahrscheinlich in got. *fâhan*, mhd. *vâhen* „fangen“, oder idg. *o*, wie in got. *þâhta* „ich dachte“ zu *þagkja*, verwandt mit alat. *tongeo*.

§ 50. Germ. *ê*. Es sind zwei verschiedene *ê*-Laute zu unterscheiden, von denen wahrscheinlich der eine (*ê*¹) offen, der andere (*ê*²) geschlossen war. Jener erscheint im Skand. und Westgerm. in betonten Silben als *â*, dieser zunächst als *ê* (ahd. als *ea*, *ia*); im Got. sind beide zusammengefallen.

*ê*¹ ist = idg. *e*. Vgl. got. (*ga-*)*dêþs*, ahd. *tât*, nhd. *Tat*, verwandt mit griech. *τίθημι*; ahd. *sâmo* = lat. *sēmen* (verwandt got. *-sêþs*, ahd. *sât*; got. *mêna*, ahd. *mâno* „Mond“ = lit. *mėnũ*, griech. *μήν*; ahd. *uuâr* „wahr“ = lat. *vērus*; got. *êtum*, ahd. *âzum* „wir aßen“ = lat. *edimus*.

*ê*² erscheint 1) in einer nicht großen Zahl echt germanischer Wörter, in denen es zum Teil in Ablaut zu *i* oder *î* steht, weshalb man vermutet, daß es Vertreter von idg. *ēi* sei. Vgl. got. *hêr*, ahd. *hiar* „hier“, got. *fêra*, ahd. *fiara* „Seite“; ags. *kén*, mhd. *kien* „Kien“. Nicht ganz klar ist das Verhältnis von alts. *mêda*, ahd. *miata*, nhd. *Miete* zu got. *mizdô*, ags. *meord* = griech. *μισθός*. 2) im Skand. und Westgerm. im Prät. von Verben, die im Got. ein redupliziertes Prät. bilden, vgl. alts. *hêt*, ahd. *hiaz*, nhd. *hieþ* gegen got. *haihait*; alts. *lêt*, ahd. *liaz*, nhd. *lieþ* gegen got. *lailôt*. Jedenfalls beruhen hier die gotischen Formen auf einer anderen Grundlage als die der übrigen Sprachen. 3) in Fremdwörtern. Schon im Got. erscheint *Krêks*, dem ahd. *Kriach* entspricht, aus

Graccus. Sonst entspricht \acute{e}^2 lateinischem e , vgl. ahd. *ziagal* „Ziegel“ aus lat. *tegula*.

§ 51. Germ. \acute{o} (ahd. *uo*, nhd. *û*) ist 1) = idg. \acute{o} . Vgl. got. *fōtus* „Fuß“ = griech.-dorisch $\pi\acute{o}\varsigma$; got. *flōdus* „Flut“, verwandt mit griech. $\pi\lambda\acute{o}\omega$; got. *blōma* „Blume“, verwandt mit lat. *flos*; got. *raþjō* (nhd. *Rede*) = lat. *ratio*.

2) = idg. \acute{a} (der häufigere Fall). Vgl. got. *bróþar* = lat. *frāter*; alts. *mōdar* = lat. *māter*, urgriech. $\mu\acute{\alpha}\tau\eta\rho$; got. *bōka* „Buche“ = lat. *fagus*; got. *þó* „die“ = urgriech. $\tau\acute{\alpha}$. Die got. Feminina auf *a* wie *giba* „Gabe“, die in verschiedenen Kasus noch unverkürztes \acute{o} aufweisen (N. Pl. *gibós*, D. Pl. *gibóm*), entsprechen den griechischen und lateinischen nach der ersten Deklination. Die got. Verba auf *-ōn* wie *salbōn* entsprechen den lateinischen nach der ersten Konjugation und den griechischen auf *-άω*.

§ 52. Germ. \acute{i} (got. *ei* geschrieben) ist 1) = idg. \acute{i} . Vgl. got. *freidjan* „schonen“ (wozu mhd. *vrīthof*, nhd. umgebildet zu *Friedhof*), verwandt mit aind. *prītás* „lieb“; got. *swein* „Schwein“ = lat. *suīnum*, also Substantivierung eines Adj.

2) meist = idg. *ei*. Vgl. got. *steiga* „ich steige“ = griech. $\sigma\tau\acute{\epsilon}\iota\chi\omega$; got. *teiha* „ich zeihe“ = lat. *dico* (aus idg. $*deikō$).

3) spät entwickelt aus *iñ* vor *h*. So vielleicht in got. *leiha* „ich leihe“ = lat. *linquo*. *iñ* kann erst aus *eñ* entstanden sein, so in got. *þeiha* „ich gedeihe“, wie sich daraus ergibt, daß der Pl. Prät. und das Part. im Ags. *þunjon*, *þunzen* lauten.

§ 53. Germ. \acute{u} ist 1) = idg. \acute{u} . Vgl. ahd. *mūs* „Maus“ = lat. *mūs*, griech. $\mu\acute{\upsilon}\varsigma$; ahd. *sū* „Sau“ = lat. *sūs*, griech. $\epsilon\acute{\upsilon}\varsigma$; ahd. *útar* „Euter“ = aind. *údhar* (lat. *über*).

2) spät entstanden aus *uñ* = idg. \acute{u} . Vgl. got. *þúhta* Part. zu *þugkjan* „dünken“, got. *húhrus* „Hunger“ gegen *huggrjan* „hungern“.

§ 54. Wir können nun dazu übergehen, die germanischen Ablautsreihen aus den idg. Vokalabstufungen abzuleiten. In bezug auf die letzteren ist wohl noch nicht alles vollkommen klargelegt. Einige Abstufungen spielten von Anfang an eine größere Rolle als andere. Im Germ. mußte durch lautlichen

Zusammenfall manche Abstufung verdunkelt werden, während bei anderen die ursprüngliche Scheidung klar gewahrt wurde. Die von Anfang an häufigeren Abstufungen haben dabei noch mehr das Übergewicht erhalten.

§ 55. Die ursprünglich häufigste Reihe war diejenige, in der auf der Hochstufe *e* mit *o* wechselte, in der starken Konjugation so verteilt, daß *e* dem Präs. (bei Betonung des Wurzelvokals), *o* dem Prät. zukam, vgl. griech. μένω — μέμωνα, λείπω — λέλοιπα, Fut. ἐλεύσομαι — εἰλήλουθα; reichlich erhalten ist dieser Wechsel im Griech. in der Wortbildung, vgl. φέρω — φέρορος. Im Germ. entspricht Wechsel zwischen *ë* (*i*) und *a*. Von den Grimmschen Ablautsreihen gehören hierher 1—5 nach unserer Anordnung. Eine Sonderung derselben ergibt sich erst nach dem Vokalismus der Tiefstufe und ist bedingt durch die den ursprünglichen Sonanten umgebenden Konsonanten. Innerhalb der starken Konjugation erscheint die Tiefstufe nach dem, was in § 28 über die Betonung bemerkt ist, im Pl. Prät. und im Part., bei manchen Verben auch im Präs., wovon sich aber im Ugerm. nur geringe Reste erhalten haben, die dann meistens früh getilgt sind.

In die erste Reihe gehören die Wurzeln, in denen auf den Sonanten ein *i* folgte. Wurde jener auf der Tiefstufe ausgestoßen, so wurde dieses zwischen Konsonanten zum Sonanten der Silbe (got. *stigum* gegen *steigan*). In die zweite Reihe gehören die Wurzeln, in denen auf den Sonanten ein *u* folgte, das ebenso wie *i* auf der Tiefstufe zum Sonanten wurde (*bugum* gegen *biugan*). In die dritte Reihe gehören die Wurzeln, in denen auf den Sonanten Nasal oder Liquida mit noch einem Konsonanten folgte. Auch hier war die Entwicklung ganz analog, indem der Nasal oder die Liquida sonantisch wurden. Dadurch, daß später aus denselben ein *u* entwickelt ist (*bundum* gegen *bindan*), ist der Parallelismus zu Reihe 1 und 2 verdunkelt worden. Außerdem gehören hierher auch einige Wurzeln, in denen der erste der auf den Sonanten folgenden Konsonanten nicht Nasal oder Liquida, deren Anlaut aber eine Konsonantenverbindung mit Liquida ist. In solchen Wurzeln ist nach Ausfall des Sonanten die diesem vorangehende Liquida sonantisch geworden, das später daraus entwickelte *u* steht in Angleichung an die Hochstufe nach der Liquida (vgl. ahd. *druskun*

zu *drëskan* „dreschen“). In die vierte Reihe gehören Wurzeln mit einfachem Konsonanten nach dem Sonanten, und zwar erstens solche, in denen dieser Konsonant Nasal oder Liquida ist, zweitens solche, in denen derselbe zwar ein anderer Laut ist, in denen aber dem Sonanten eine Konsonantenverbindung mit Nasal oder Liquida vorangeht. In den letzteren mußte die Entwicklung die gleiche sein wie in der zweiten kleineren Gruppe der dritten Reihe (got. Part. *brukans* zu *brikan* „brechen“). In den ersteren müßte man bei gleicher Behandlung Verlust einer Silbe erwarten. Die germanischen Formen des Part. wie got. *baúrans* zu *baíran* aus **byronós* vertreten wahrscheinlich eine Stufe, in der die Abschwächung weniger weit gegangen ist. In der fünften Klasse, in der auf den Sonanten der Wurzel einfacher Konsonant folgt, der nicht Nasal oder Liquida ist, hat das Part. *ë* wie im Präs., was auf Ausgleichung beruhen kann. Über das *ë* im Prät. der vierten und fünften Reihe vgl. § 57.

Einbuße einer Silbe findet sich innerhalb der regelmäßigen starken Konjugation anscheinend nicht, wenn auch vielleicht versteckt, worüber weiter unten. Einen Rest solcher Einbuße haben wir aber in (*sie*) *sind*, Konj. (*ich*) *sei* usw. gegenüber *ist*, vgl. lat. *sunt*, *sim* gegen *est*. Ferner ist *Zahn*, ahd. *zand*, got. *tunþus* = lat. *dens*, griech. *ὀδόνς* eigentlich Part. zu *essen*, got. *itan* = lat. *edo*. Daß auch in der Deklination solche Abstufung einmal vorhanden war, zeigt *Kníe*, got. *kniu* gegen lat. *genu*, griech. *γόνυ*.

Daß der Ablaut nicht auf die sogenannten Wurzelsilben beschränkt war, ist im Germ. noch deutlich erkennbar. In die Reihe *e-o* gehört der Auslaut der Stämme, die im Griech. und Lat. die zweite Deklination bilden, vgl. griech. *λύκος* mit dem Vok. *λύξε* oder ahd. *tago-*, *taga-* in Zuss. mit dem Gen. *tage-s* (got. *dagis*); ferner der sogenannte thematische Vokal (Bindevokal) der Präsensstämme, vgl. griech. *λίετε* mit *λίοντι* (att. *λίονσι*) oder got. *baírīþ* „ihr tragt“ mit *baírand* „sie tragen“. Auch die Tiefstufe mit Ausstoßung des Sonanten ist daneben vorhanden bei den *i*-Stämmen, deren Auslaut ursprünglich zwischen *ei*, *oi* und *i* wechselte, vgl. *ansteis* N. Pl., *anstáis* G. Sg., *anstim* D. Pl. von *ansts* (aus **anstis*) „Gunst“; bei den *u*-Stämmen, deren Auslaut zwischen *eu*, *ou* und *u* wechselte,

vgl. got. *sunjus* N. Pl. und *suniwê* G. Pl., *sunáus* G. Sg., *sunus* N. Sg.; bei den *n*-Stämmen, deren Auslaut zwischen *en*, *on* und *n* wechselte, vgl. got. *abin* D. Sg., *aban* A. Sg., *abnê* G. Pl. von *aba* „Mann“.

§ 56. Dem Wechsel zwischen *e* und *o* entsprach ein solcher zwischen \bar{e} und \bar{o} , vgl. griech. ῥήγνυμι — ἔρρωγα. Auch dieser war in der germanischen starken Konjugation noch vorhanden, liegt aber nur noch im Got. vor bei Verben, welche die Reduplikation bewahrt haben, vgl. *létan* „lassen“, Prät. *lailót*. Andere Belege: Part. ahd. *gitán*, dazu *tât*, got. *ga-dêþs* — Inf. ahd. *tuon*, alts. *dôn*; ahd. *râwa* neben *ruowa* „Ruhe“; ahd. *blâen* „blâhen“ — *bluomo* = got. *blôma* „Blume“. Als Tiefstufe dazu erscheint Schwa-Vokal, vgl. got. *lats* (ahd. *laz*, nhd. *laß*) zu *létan*; ahd. *bad* (nhd. *Bad*) zu *bâen* (nhd. *bâhen*).

§ 57. In manchen Fällen erscheinen idg. \acute{e} und \acute{o} oder eins von beiden neben *e* und *o*. Es liegt dann meistens eine Dehnung der letzteren vor, mitunter auch eine Kontraktion mit einem folgenden Vokal, vgl. griech. πατήρ, πατέρα, εἰπάτωρ, εἰπάτορα. Im Germ. ist \acute{e} neben \ddot{e} (*i*) nicht selten, vgl. got. *qêns* — *qinô*, beide in der Bedeutung „Weib“; ahd. *bâra* „Bahre“ zu *bêran* „tragen“; ahd. *ginâmi* „genehm“ zu *nêman* „nehmen“. Aber das \acute{e} im Pl. Prät. der vierten und fünften Ablautsreihe ist sicher anders aufzufassen. Nach den sonstigen Analogien wäre hier Ausstoßung des Sonanten der Wurzelsilbe zu erwarten, also z. B. zu *giban* eine Wurzelgestalt *gb*. Es wird auch keine andere Erklärung möglich sein, als daß diese Stufe wirklich zugrunde liegt, und daß in dem *gê* von got. *gêbum* die Reduplikationssilbe steckt, wobei freilich noch viele Schwierigkeiten übrigbleiben.

§ 58. Außerdem besteht im Germ. noch ein verbreiteter und deutlicher Wechsel, der zwischen *a* und \acute{o} in der sechsten Ablautsreihe. Diese Reihe ist durch Zusammenfall und Mischung verschiedener idg. Reihen entstanden, indem ja germ. \acute{o} = idg. \bar{a} oder \bar{o} , germ. *a* = idg. *a* oder *o* oder Schwa-Vokal sein kann. In einigen Fällen ist der lange Vokal des Prät. als Grundvokal aufzufassen und das *a* des Präs. als Schwa-Vokal, der in der Tiefstufe (bei Betonung des thematischen Vokals) wie in der \bar{e} -, \bar{o} -Reihe entstanden ist. Nach diesem

Muster scheinen sich andere Stämme gerichtet zu haben. Auf diese Weise begreift es sich auch, daß das Part. mit dem Präs. übereinstimmt. Das *ó* im Pl. Prät. kann nur auf früher Angleichung an den Sg. beruhen.

§ 59. Im Idg. gab es wahrscheinlich auf der Hochstufe einen Wechsel zwischen *a* und *o* und zwischen *ā* und *ō*, der dem von *e* — *o*, *ē* — *ō* parallel war. Dieser mußte im Germ. durch den Zusammenfall von *a* und *o* schwinden. Daher konnte im Got. bei reduplizierenden Verben wie *skáidan*, *stáutan* (stoßen), *haldan*, *hōpan* (sich rühmen) keine Verschiedenheit des Vokals zwischen Präs. und Sg. des Prät. bestehen. Die Tiefstufe zu den Wurzeln mit idg. *a* als Grundvokal ist selten, sie liegt aber z. B. vor in ahd. *scidōn* schw. Verb. zu *sceidan*, wahrscheinlich in *stutzen* zu *stoßen*, got. *stáutan*.

§ 60. Die reduplizierenden Verba des Got. zeigen im Pl. des Prät. die gleiche Stufe wie im Sg. Dies kann nur Folge einer Angleichung sein, da man nach der ursprünglichen Betonung Tiefstufe erwarten müßte. Diese Angleichung wird auch nicht gemeingerm. sein, sondern nur got. oder ostgerm. Im Anord. liegt die zu erwartende Abstufung noch deutlich vor bei einigen vokalisch anlautenden Wörtern, vgl. *jók* — *jukum* von *auka* „vermehrten“ aus **eauk* — **eukum*. Verschiedenheit zwischen Sg. und Pl. zeigen im Anord. auch die Präterita von *hlaupa*, *búa*, *hoggva*. Die im Skand. und Westgerm. verbreiteten Präterita mit *é*, *e* oder *eo* (vgl. ahd. *hiaz* = alts. *hêt* zu *heizan*, *steoz* zu *stōzan*) lassen sich kaum aus den gotischen Formen ableiten. Es ist wahrscheinlicher, wenn auch noch Schwierigkeiten genug übrigbleiben, daß den Ausgangspunkt Pluralformen mit Tiefstufe gebildet haben.

§ 61. Idg. *ī* und *ū* scheinen die Tiefstufen zu langen Sonanten mit folgendem oder vorangehendem *i* oder *u* gewesen zu sein, also z. B. *ī* zu *ēi* oder *iē*. So gehen die got. Feminina auf *i*, das aus *ī* verkürzt sein muß, wie *mawi* „Mädchen“, auf ursprüngliche *iē*-Stämme zurück, die im Lat. die 5. Deklination bilden. Ebenso Tiefstufe zu *iē* ist das *ī* im Opt. Prät., vgl. got. *bēreima*, ahd. *bārīm* „wir trügen“ und im Opt. Präs. der Verba ohne thematischen Vokal, vgl. ahd. *sīm* „wir seien“. Im allgemeinen läßt sich aus dem Germ. die Entstehungsweise

von *i* und *û* nicht mehr erkennen. Doch ist es klar, daß die Präsenta der 2. Ablautsreihe mit *û*, wie ahd. *sûgan* = nhd. *saugen*, auf Bildungen mit Betonung des thematischen Vokals zurückgehen. Auch in der 1. Ablautsreihe können sich entsprechende Bildungen befunden haben, die aber als solche nicht mehr zu erkennen sind, weil idg. *i* und *ei* im Germ. zusammengefallen sind.

§ 62. Die germanischen Ablautsreihen sind nicht schlecht hin Fortsetzungen indogermanischer Reihen. Konnten schon im Idg. manche Vokale verschiedenen Reihen angehören, so war das im Germ. nach dem vielfachen Zusammenfall ursprünglich verschiedener Vokale noch viel mehr der Fall. Dadurch aber war der Übertritt aus einer Klasse in eine andere ermöglicht und hat auch nicht selten stattgefunden. Auf diese Weise konnten dann einige seltenere Abstufungen ganz in den geläufigen aufgehen.

Anm. Noch nicht urgerm. war der Übertritt aus der dritten in die erste Klasse bei dem Verb. got. *beihan*, ahd. *dîhan* „gedeihen“. Im Ags. lautet das Verb. *béon*, lautlich dem got. *beihan* entsprechend, aber Pl. Prät. *þunzon*, Part. *þeþunzen*. Das beweist, daß wir für die Gestalt des Präs. die Stufen **beñh*, *þiñh*, *þih* anzunehmen haben. Dieselbe Entwicklung liegt vor in got. *þreihan* gegenüber unserem *dringen*, in dem sich das Präs. den übrigen Formen angepaßt hat, vgl. ags. *bréon* — *þrunzon*, *þeþrunzen*. Auf entsprechende Weise sind frühere Übergänge erfolgt. So ist bei manchen Verben der dritten Klasse das *i* des Präs. = idg. *i* als Tiefstufe der ersten Ablautsreihe, z. B. in *schwinden*, ahd. *suintan*, woneben ahd. *sûinan*, noch mhd. *swînen*. Die Wurzelsvokale der Verba *fahren*, *graben*, *mahlen* (ahd. *malan* — Prät. *muol*) gehören nach Ausweis der verwandten Sprachen ursprünglich in die Ablautsreihe *e — o*; daher auch noch das *u* in *Furt* und *grübeln*, ahd. *grubilôn*.

§ 63. In allen germanischen Sprachen haben die unbetonten Silben Vokalausstoßungen und Vokalverkürzungen erfahren. In bezug auf die ersteren gehen die drei Hauptgruppen ihre besonderen Wege, wenn sie auch vielfach im Ergebnis zusammentreffen. Dagegen hat sich die älteste Verkürzung wohl in allen gleichmäßig vollzogen, freilich im Got. nach, im Nord- und Westgerm. vor der ältesten Ausstoßung. Dadurch ist im Auslaut urgerm. *ó* = idg. *ā* oder *ō* wahrscheinlich zunächst zu *o* geworden, das im Got. zu *a*, im Nord- und Westgerm. zu *u* geworden ist, vgl. N. Sg.: got. *giba* (Gabe),

ags. *ziefu*, anord. *gjof* (aus **geþu*) N. Pl. N.: got. *waúrda* (Worte), alts. *word*, wonében noch *fatu* (Fässer); 1. Sg. Ind. Präs.: got. *giba* (ich gebe), ahd. *gibu*; N. Sg. der männlichen *n*-Stämme: got. *hana* (Hahn). Ferner urgerm. *i* = idg. *i* zu *i*, vgl. got. *gēbi* (er gäbe) gegen *gēbeis* (du gäbest), *gēbeima* (wir gäben) usw.; N. Sg. einer Gruppe der weiblichen *jā*-Stämme (eigentlich *jē*-Stämme): *mawi* (Mädchen). Bestimmte Fälle sind ausgenommen, vgl. G. Pl. sämtlicher Nomina: got. *dagē*, *gibó* usw.; N. Sg. der weiblichen *ōn*-Stämme: got. *tuggó* (Zunge), auch der männlichen *n*-Stämme im Westgerm.: ahd. *hano*, dem im got. **hanó* entsprechen müßte; N. Sg. der weiblichen *in*-Stämme: got. *managei* (Menge); Adverbia wie *galeikō* (gleich). Zweierlei Erklärungen sind aufgestellt. Nach der einen (von Leskien herrührenden) hätte ein ursprünglich folgender Nasal, der Nasalierung des Vokals hinterlassen hätte, die Verkürzung verhindert, nach der anderen ein eigentümlicher Silbenton (Zirkumflex).

Deklination.

§ 64. Das Deklinationssystem des Germ. zeigt gegentüber dem idg. eine erhebliche Verminderung des Formenreichtums. Von den drei Numeri hat sich der Dual nur beim Pron. der ersten und zweiten Person erhalten, außerdem in vereinzelt Resten, in denen die Dualfunktion nicht mehr deutlich ist. Kasus hatte das Idg. acht, wenn man den Vok. mitzählt, nämlich außer den im Lat. vorliegenden einen Lokativ, der eigentlich auch noch im Lat. vorhanden ist (*domi* usw.), und einen Instrumentalis, den man vielleicht richtiger Soziativus nennen würde, indem er wahrscheinlich ursprünglich die Begleitung und erst weiterhin das Werkzeug, das Mittel bezeichnete. Allerdings waren diese acht Kasus schon im Idg. nicht durchweg geschieden. Für das Neutrum galt die aus der griech. und lat. Schulgrammatik bekannte Regel von der Gleichheit der drei Kasus: Nom., Akk., Vok. Ein besonderer Vok. bestand nur im Sg. Ein Abl. Sg. wurde vielleicht ursprünglich wie im Aind. nur von den *o*-Stämmen gebildet, während bei den übrigen der Gen. die Funktion des Abl. mit versah. Im Pl. hatten Dat. und Abl. die gleiche Form. Im Dual waren die Kasus noch weniger auseinandergelassen. Ein gewisser

Ansatz zur Kasusvermischung war also schon in den idg. Verhältnissen gegeben. Die weitere Reduktion im Germ. erfolgte zum Teil durch lautlichen Zusammenfall, zum größeren Teil aber durch Übergreifen eines Kasus in die Funktion eines anderen, wodurch mehrere gleichwertige Formen entstanden, von denen allmählich die einen als überflüssig ausgeschieden wurden. Die Herabsetzung der Zahl auf vier war noch nicht urgerm. Das Got. unterscheidet noch den Vok. Sg. vom Nom., soweit der letztere auf *s* ausgeht (*skalk* gegen *skalks*), ein Unterschied, der im Westgerm. durch den Abfall des *s* getilgt werden mußte. Die vier Kasus Dat., Lok., Abl., Instr. sind nicht gleich wie in der jetzigen Sprache in einen zusammengefallen. Wir finden daneben im Sg. noch Reste eines Instr., die sich erst allmählich verloren haben. Die zuletzt übriggebliebene Form, welche die Funktionen der vier idg. Kasus in sich vereinigt, bezeichnet man als Dat., sie entspricht aber im Sg. zumeist dem Lok. und im Pl. dem Instr. des Idg.

§ 65. Eine Tendenz zur Vereinfachung zeigt sich auch in bezug auf die Flexionsklassen der Substantiva. Solche Klassen unterscheidet man in den idg. Sprachen nach dem Auslaut des Stammes. So macht man gewöhnlich die beiden Hauptabteilungen vokalische und konsonantische Deklination, unterscheidet weiter *o*-, *ā*-Deklination usw. Hierbei ist zu bemerken, daß die *i*- und die *u*-Deklination konsequenterweise der konsonantischen zugerechnet werden muß (vgl. § 42). Dem entspricht auch ursprünglich die Flexion der *i*- und *u*-Stämme, was sich auch darin kundgibt, daß sie in der griechischen Schulgrammatik mit den übrigen konsonantischen Stämmen in die dritte Deklination eingeordnet sind. Im Lat. sind wenigstens die *i*-Stämme in der dritten Deklination untergebracht, während für die *u*-Stämme eine besondere vierte angesetzt ist. Im Germ. allerdings haben die *i*- und die *u*-Deklination eine Entwicklung genommen, durch die sie der vokalischen näher gertickt sind.

§ 66. Von Hause aus war wohl die idg. Flexion eine im wesentlichen einheitliche, so daß die nämlichen Kasussuffixe an die verschiedenartigen Stämme antraten. Doch hatte von Anfang an das Neutrum eine besondere Stellung in den drei

gleichen Kasus. Ferner gab es für manche Kasus mehrere Bildungsweisen, die sich dann auf die verschiedenen Stämme verteilten, so z. B. im N. Sg. Bildungen mit und ohne *s* (vgl. lat. *hortus, ars — mensa, pater*). Ferner beeinflusste der Akzent die Gestalt der Stammformen wie der Suffixe. Es gab Wörter mit festem und mit wechselndem Akzent, daher auch solche mit fester und mit wechselnder Stammform. Endlich traten auch schon Kontraktionen des vokalischen Stammauslauts mit dem Suffixvokal ein. So war also auch schon die idg. Flexion vor der Sprachspaltung mannigfach differenziert.

§ 67. Im Germ. sind die durch wenige Wörter vertretenen Flexionsklassen im allgemeinen durch die von Anfang an häufigeren und regelmäßigen aufgesogen. Gut behauptet hat sich die der zweiten griech. und lat. entsprechende *o*-Flexion¹⁾ (genauer *e*-, *o*-Flexion), Maskulina und Neutra umfassend, wobei sich die *jo*-Flexion als eine besondere Unterabteilung abhebt. Ferner die der ersten griech. und lat. entsprechende *ā*-Flexion¹⁾, nur Feminina umfassend. Mit den *jā*-Stämmen in nahe Berührung getreten sind die ursprünglichen *jē*-Stämme, die im Lat. die fünfte Deklination bilden. Auch die *i*-Deklination hat sich gut behauptet, wobei eine Spaltung zwischen Maskulinis und Femininis eingetreten ist, indem die ersteren sich der *o*-Deklination genähert haben. Die weniger zahlreichen *u*-Stämme hatten ihre Eigenart im Urgerm. noch gut bewahrt und sind erst durch jüngere Entwicklung in der *i*- und *o*-Deklination aufgegangen. Von den sonstigen konsonantischen Stämmen haben sich die mehrsilbigen auf *n* (vgl. lat. *homo, ratio*) dauernd behauptet und sogar andere, namentlich Feminina in ihre Analogie hintübergezogen. Im übrigen ist die konsonantische Deklination schon im Urgerm. im Verfall begriffen, der dann in den einzelnen Dialekten immer weiter geht. Die Flexion der mehrsilbigen *n*-Stämme bezeichnet J. Grimm als schwach, die der übrigen als stark. Wenn nun auch die Erwägungen, auf die Grimm diese Unterscheidung gründete, sich vom idg.

¹⁾ Von Germanisten wird vielfach die *o*-Deklination als *a*-Deklination, und die *ā*-Deklination als *θ*-Deklination bezeichnet. Da aber diese Bezeichnungen auch vom germ. Standpunkt aus nicht ganz zutreffen, scheint es mir zweckmäßiger, die vom idg. Standpunkt aus gewählten beizubehalten.

Standpunkte aus als nicht stichhaltig erweisen, so muß doch zugegeben werden, daß vom germ. Standpunkte aus die Einteilung zweckmäßig ist und einer in die Augen fallenden Verschiedenheit entspricht.

§ 68. Noch eigenartiger hat sich im Germ. die Flexion der Adjektiva entwickelt. Im Idg. war dieselbe von der der Substantiva nicht verschieden, nur daß an dem Adj. der Unterschied der drei Geschlechter ausgeprägt war. Im Germ. haben sich zwei verschiedene Arten der Deklination herausgebildet, die von Grimm als die starke und die schwache bezeichnet werden. Das Adj. hat ihm wohl die erste Veranlassung zu dieser Unterscheidung gegeben. Die starke Adjektivflexion ist dadurch entstanden, daß die ursprünglichen Formen zu einem großen Teile durch solche ersetzt sind, die nach Analogie der Pronomina gebildet sind, insbesondere des Dem., aus dem der Artikel entwickelt ist. Ansätze dazu finden sich auch in anderen Sprachen. Es gibt infolge davon Formen, die noch nach der ursprünglichen Art mit den substantivischen übereinstimmen (vgl. N. Sg. M.: got. *blinds* = *dags*), unter denen sich einige auch nicht von den pronominalen unterscheiden (vgl. G. Sg. M. u. N.: got. *blindis* = *dagis* = *pis*), und Formen, die nur zu den pronominalen stimmen (vgl. D. Sg. M. u. N.: got. *blindamma* = *þamma* gegen *daga*). Die alten Formen sind nicht immer durch die neuen ganz verdrängt (vgl. N. Sg. N.: got. *blind* wie *waird* und *blindata* wie *þata*). Das Schlußergebnis ist nicht in allen Dialekten ganz das gleiche (vgl. D. Sg. F.: got. *blindái* wie *gibái* gegen ahd. *blinteru* wie *dëru*). Das schwache Adj. war ursprünglich ein abgeleitetes Subst., wie es auch in anderen Sprachen gebildet wurde, vgl. griech. *στραβών* „Schieler“ zu *στραβός* „schielend“. Aber nur dem Germ. eigen ist es, daß diese Bildungen daneben auch adjektivische Funktion entwickelt haben. Im allgemeinen konnte im Urgerm. jedes Adj. stark und schwach flektiert werden, doch gab es auch einige, denen nur eins von beiden zukam.

Außerdem ist die Tendenz zur Vereinfachung beim Adj. noch stärker gewesen als beim Subst. Für M. und N. ist die *o*-Deklination zur Alleinherrschaft gelangt, wobei die *jo*-Deklination eine besondere Abart bildete. Beim F. herrschte von Anfang an die *ā*-Deklination. Bei den *o*-Stämmen wurde das

o des Stammaslautes im F. durch *ā* ersetzt, bei den konsonantischen Stämmen, die *i*- und *u*-Stämme eingeschlossen, wurde das F., soweit es vom M. unterschieden wurde, mit Suffix *jā*- gebildet. Durch Angleichung an das F. sind gemein-germ. die *i*- und *u*-Stämme im M. und N. der Flexion der *jo*-Stämme gefolgt bis auf den N. Sg. des M. und den N. A. Sg. des N., soweit letzterer nicht pronominal gebildet ist, vgl. got. *hráins* — *hráinjamma*, *hardus*, *hardu* — *hardjata*, *hardjamma*. Durch die Weiterentwicklung ist dann auch die im Got. noch bewahrte Differenz zwischen dem N. Sg. und den übrigen Kasus ausgeglichen, so daß die meisten *i*- und *u*-Stämme zu *jo*-Stämmen, einige zu reinen *o*-Stämmen geworden sind. Auf analoge Weise sind die Partizipia Präs. (*nt*-Stämme) im Skand. und Westgerm. zu *jo*-Stämmen geworden. Eine andere Art konsonantischer Flexion, die der Komparative (*s*-Stämme) ist dadurch verschwunden, daß für diese die schwache Flexion zur Alleinherrschaft gelangt ist.

§ 69. Was die Flexion der Pronomina betrifft, so hat sich die des geschlechtslosen Pron. (*ich*, *du*, *sich*), wie in anderen Sprachfamilien, so auch im Germ. besonders eigenartig entwickelt, während die des geschlechtlichen im wesentlichen eine Fortsetzung der idg. ist.

In bezug auf Zahlwörter ist als eine Eigenheit hervorzuheben, daß die für 4—12, wo sie für sich, nicht neben einem Subst. stehen, die Flexion der substantivischen *i*-Stämme angenommen haben. Wenigstens stimmen darin das Got. und das Westgerm. überein.

Konjugation.

§ 70. Beim Verb. ist der ursprüngliche Formenreichtum des Idg, wie er im Griech. vorliegt, noch viel mehr zusammengeschmolzen als beim Nomen. Die Tempora sind auf zwei eingeschränkt, Präsens und Präteritum. Das letztere entspricht in der starken Konjugation dem ursprünglichen Perf. (dem Perf. secundum des Griech.). Der Ursprung des schwachen Prät. ist streitig, aber seine ursprüngliche Flexionsweise entspricht der eines Aorists oder Imperfektums. Von den ursprünglichen Modi ist der Konjunktiv untergegangen. Unser sogenannter

Konj. entspricht dem ursprünglichen Opt. Ein Imperativ wird nur vom Präs. gebildet. Ein Medium, zugleich mit der Funktion des Pass. war im Urgerm. noch vorhanden, aber schon im Verfall begriffen. Nur das Got. hat dasselbe noch, und zwar nur Präsensformen. Auch ein Dual liegt im Got. noch vor und ist erst später geschwunden. Ein Inf. wird nur zum Präs. gebildet, und zwar in einer nur dem Germ. eigenen Weise. Das Part. Präs. ist erhalten, dagegen das Part. Perf. nur in Resten, die als solche nicht mehr empfunden werden (vgl. got. *bêrusjós* „Eltern“, eigentlich „geboren habende“). Dagegen hat sich ein Verbaladj. eng an das Konjugationssystem angeschlossen, das man nicht ganz passend als Part. Perf. zu bezeichnen pflegt.

§ 71. Ebenso zeigt sich eine starke Tendenz zur Vereinfachung der großen Mannigfaltigkeit der Bildungsweisen. So zunächst im folgenden. Der aus der griech. Schulgrammatik bekannte Unterschied der Verba auf *-ω* und der auf *-μ* war schon idg. Er zeigt sich nicht bloß in der Bildung der 1. Sg. Ind. Präs., sondern das allgemeinere Charakteristikum der Verba auf *-ω* ist, daß der allen Formen des Präs. zugrunde liegende Stamm im Auslaut den sogenannten thematischen Vokal enthält (*e — o*, vgl. § 55). Im Germ. ist die Präsensbildung ohne thematischen Vokal nur bei wenigen, besonders häufigen Verben erhalten geblieben, wenigstens wenn wir absehen von der 2. und 3. schw. Konjugation im Ahd. Die regelmäßige Konjugation, die starke wie die schwache, zeigt die Verallgemeinerung des Präs. mit thematischem Vokal.

§ 72. In der st. Konjugation ist die Bildungsweise des Prät. (Perf.) aus der Grundsprache überkommen. Charakteristisch aber für das Germ. ist die gute Erhaltung des Ablauts einerseits und die Beseitigung der Reduplikation andererseits. Grimm unterschied zwischen ablautenden und reduplizierenden starken Verben. Diese Unterscheidung trifft aber auch nicht einmal für das Got. zu, da es in dieser Sprache auch Verba gibt, die Ablaut mit Reduplikation verbinden. Und ursprünglich ist jedenfalls die Reduplikation das eigentliche Charakteristikum des Perf. gewesen, dem sich der Ablaut nur zufällig beigeseilt hat. Nur soviel können wir sagen, daß Gleichheit des Wurzel-

vokals mit dem des Präs. Bewahrung der Reduplikation, Verschiedenheit die Beseitigung begünstigt hat, weil éine Art der Charakterisierung genügte. Wie im einzelnen die Beseitigung der Reduplikation in den Grimmschen sechs Klassen vor sich gegangen ist, läßt sich kaum ausmachen, zumal da über die Verhältnisse im Idg. noch manche Zweifel obwalten. Wenn die in § 57 berührte Vermutung über das *é* im Pl. der vierten und fünften Klasse richtig ist, so würde dort eigentlich eine verdeckte Bewahrung der Reduplikationssilbe vorliegen. Von den Verben, die im Got. die Reduplikation bewahrt haben, zeigen einige auch im Anord., Ags. und Ahd. noch deutliche Spuren derselben, wenn auch teilweise mit Umbildungen. Auch die gewöhnlichen Formen mit scheinbarer Modifikation der Wurzelsilbe (vgl. ahd. *riat*, *steoz* usw.) sind jedenfalls nicht durch Abfall der Reduplikationssilbe entstanden, sondern dieselbe wird in ihnen noch verdeckt erhalten sein.

§ 73. Die Präsensbildung war ursprünglich eine mannigfache wie im Griech. Die einfachste Bildung, bei der das Präs. nur durch den thematischen Vokal charakterisiert ist (vgl. griech. *φέρω*, lat. *fero*), hat im Germ. die komplizierteren stark zurückgedrängt. Doch sind Reste derselben zurückgeblieben. Bildungen mit Suffix *-jo* (vgl. lat. *capio*) noch ziemlich zahlreich, z. B. got. *hafju* (ich hebe) — Prät. *hóf*; mit Suffix *-no* (vgl. griech. *δάχνω*): got. *frāhna* (ich frage) — Prät. *frak*; mit Suffix *-njo*: ahd. *giuuahannu* — Prät. *giuuuog*; mit infigiertem Nasal (vgl. lat. *tundo*): got. *standa* (ich stehe) — Prät. *stōþ*. Aber überwiegend sind die Abweichungen vom Normalen schon im Urgerm. beseitigt, eine Entwicklung, die sich dann in den Einzelsprachen noch weiter fortsetzt. Es sind dadurch die Verschiedenheiten zwischen Präs. einerseits und Prät. und Part. andererseits eingeschränkt. Dabei ist also das besondere Präsenssuffix vielfach durch den bloßen thematischen Vokal ersetzt. In anderen Fällen ist aber auch umgekehrt ein Element, das ursprünglich nur dem Präs. angehörte, in das Prät. und Part. gedrungen. So gehört das *n* von Verben wie got. *skeinan* (scheinen) ursprünglich nur dem Präsensstamme an; desgleichen das *t* von Verben wie ahd. *flēhtan* (flechten), das *sk* von Verben wie got. *þriskan* (dreschen). Doppelnasal ist in manchen Verben (z. B. in *rinnan*) aus

nv (*ny*) entstanden, und das *v* gehörte ursprünglich nur dem Präsensstamme an.

§ 74. Für das Germ. besonders charakteristisch ist die Bildung des sogenannten schwachen Prät. mit Hilfe eines Dentalsuffixes. Zur Entstehung dieses Prät. haben vielleicht verschiedene Faktoren zusammengewirkt. Dafür spricht auch, daß dem Dental in einigen Fällen idg. *dh* zugrunde zu liegen scheint (vgl. alts. *habda* zu *habên*), in anderen idg. *t* (oder *th*) (vgl. got. *þáhta* zu *þagkjan*), während in den meisten beides möglich ist. Früher war die herrschende Ansicht, die besonders durch die gotischen Formen begünstigt wurde, daß eine Zusammensetzung mit dem Prät. des Verbums *tun* vorliege, wobei also der Dental auf idg. *dh* zurückgeführt wurde. Dabei bleiben mehrere Schwierigkeiten. Aber der Versuch das Prät. aus dem Part. abzuleiten, wobei der Dental auf idg. *t* zurückgeführt wurde, kann nicht als geglückt betrachtet werden. Beziehungen zwischen Prät. und Part. sind allerdings vorhanden, aber erst sekundären Ursprungs. Sie zeigen sich schon darin, daß in der schwachen Konjugation nicht wie in der starken das Verbaladj. auf *-no-*, sondern das auf *-to-* als Part. angegliedert ist. Und diese Beziehung hat weiter gewirkt. Für die ursprüngliche Entstehung des schw. Prät. aber werden noch andere Momente in Betracht kommen, wenn auch die darüber aufgestellten Vermutungen noch nicht vollständig befriedigen können.

Auch die verschiedenen Klassen der schw. Verba haben sich im Germ. eigentümlich gestaltet, wenn auch auf idg. Grundlage. In der ersten Klasse (vgl. got. *nasjan* „retten“ = *nähren*) ging der Präsensstamm auf *-jo-* (*-je-*) aus. Es sind darin Verba zusammengefallen, in denen sich *-jo-* unmittelbar an einen Konsonanten anschloß und solche, in denen ein *i* = idg. *e* vorherging. Reste der Scheidung zeigen sich noch im Got. Das Prät. und Part. enthält gewöhnlich ein *i*, das auf idg. *e* zurückgehen kann (vgl. got. *nasida*, *nasips*), aber eine Anzahl von Verben bildet das Prät. ohne *i* (vgl. got. *þagkja* — *þáhta*, *þáhts*). Die zweite Klasse entspricht der lat. ersten Konjugation und den griechischen Verben auf *-áω*. Der Anslaut des Verbalstammes ist *-ó* = idg. *ā*, daher Prät. und Part.: got. *salbô-da*, *salbô-þs*. Im Präs. bestand eine Erweiterung durch Suffix *-jo-*, die im Ags. am deutlichsten

vorliegt, vgl. den Inf. *scalfian*, dem ein gotisches **salbô-jan* entsprechen würde; die abweichenden Formen 2., 3. Sg. Ind. und 2. Sg. Imp. *sealfas*, *sealfad*, *sealfa* sind jedenfalls auf **salbô(j)is* usw. zurückzuführen mit früher Ausstoßung des *j* und nachfolgender Kontraktion. Die einfacheren Präsensformen got.-ahd. *salbôn* usw. ließen sich aus dieser Grundlage durch Verallgemeinerung ableiten. Doch kann es sein, daß von Anfang an auch Formen ohne die Erweiterung durch *-jo-* bestanden haben, die dann des Themavokals entbehrt hätten, weshalb die 1. Sg. Ind. auf *-mi* ausgegangen wäre. Dazu stimmt, daß dieselbe im Ahd. und Alts. abweichend von den übrigen Dialekten auf *-m* (*-n*) ausgeht. Ähnliche Verhältnisse scheinen in der dritten Klasse bestanden zu haben, die der lat. zweiten Konjugation und den griech. Verben auf *-έω* entspricht (vgl. got. *haban*, ahd. *habên*). Im Prät. und Part. scheint wenigstens ein Teil der hierher gehörigen Verba ursprünglich keinen Mittelvokal gehabt zu haben (vgl. alts. *habda*, *sagda*, *libda*). In den ahd. Formen auf *-êta*, *-êt* könnte *ê* den ursprünglichen Auslaut des Verbalstammes vertreten (vgl. lat. *delē-vi*, *delē-tus*); es könnte aber auch dem got. *-áida*, *-áips* entsprechen, worin das *ái* jedenfalls erst auf sekundärer Entwicklung beruht.

§ 75. Charakteristisch für das Germ. ist auch die Ausbildung einer Anzahl sogenannter Präteritopräsentia. Es sind Perfekta, die als Resultatsbezeichnungen präsentische Bedeutung angenommen haben, während das ursprüngliche Präs. untergegangen ist. Es gibt deren auch in anderen idg. Sprachen, und eins, got. *wáit* (ich weiß) = griech. *οἶδα* ist als uridg. anzusetzen. Aber dem Germ. eigen ist es, daß sich dazu noch eine ziemliche Anzahl anderer Verba gesellt haben, und daß zu denselben ein neues Dentalprät. wie in der schw. Konjugation gebildet ist.

Kap. 2. Gliederung der germanischen Sprachen.

§ 76. Die germanischen Sprachen gliedern sich zunächst in drei Hauptgruppen, die wir als nordgerm. (nordisch, skandinavisch), ostgerm. und westgerm. bezeichnen. Von den ostgermanischen Dialekten ist uns nur das Got., speziell das

Westgot. durch zusammenhängende Texte genauer bekannt. Man rechnet außerdem zu den Ostgermanen die Gepiden, Vandalen, Rugier, Turcilingen, Sciren, in der Regel auch die Burgunden und Bastarnen. Aber nur zum Teil läßt sich die Zusammengehörigkeit dieser Stämme nach sprachlichen Kriterien bestimmen, zum Teil wird sie durch geschichtliche Zeugnisse gestützt, zum Teil nur auf Grund ihrer ursprünglichen Wohnsitze angenommen. Zu den Westgermanen gehören die Stämme, die von Anfang unserer Überlieferung in dem heutigen Deutschland angesiedelt waren, aus denen die Deutschen, Niederländer, Friesen und Engländer hervorgegangen sind, von denen aber auch ein Teil romanisiert ist.

§ 77. Statt der hier angesetzten Dreiteilung wird auch eine ursprüngliche Zweiteilung angenommen, indem nord- und ostgerman. zu einer Gruppe zusammengefaßt werden, für die dann die gemeinsame Bezeichnung ostgerm. gewählt wird. Diese Anschauung ist in Deutschland besonders von Müllenhoff und Scherer vertreten. Die Beweise dafür hat Zimmer zusammenzufassen versucht (Zs. fdA. 19, 393). Seine Aufzählung der Verschiedenheiten zwischen westgerm. und ostgerm. im weiteren Sinne läßt sich noch vervollständigen. Aber diese beweisen im allgemeinen nur die nähere Zusammengehörigkeit der westgermanischen Stämme, keine Verwandtschaft der Ostgermanen im engeren Sinne mit den Nordgermanen. Denn eine solche Verwandtschaft läßt sich nicht auf die Übereinstimmung in Bewahrung des Ursprünglichen gründen, sondern nur auf gemeinsame Neuerungen. Nur éine solche dem Nord- und Ostgerm. gemeinsame Neuerung hat Zimmer beigebracht, die Verwandlung von geminiertem u in ggw , vgl. got. *triggws*, anord. *tryggr* (Akk. *tryggvan*) = ahd. *gatriuui* „getreu“. Dazu können wir noch einen nur durch wenige Fälle vertretenen analogen Wandel von geminiertem i stellen, das im Anord. als ggj , im Got. allerdings etwas abweichend als ddj erscheint, vgl. got. *twaddjê*, anord. *tveggja* = ahd. *zweiio* „zweier“ G. Pl. Ferner hat Sievers auf eine Verschiedenheit der Silbentrennung hingewiesen. Wo ui zwischen Vokalen stand, wurden ursprünglich beide konsonantischen Vokale mit dem folgenden Sonanten zu einer Silbe verbunden, vgl. aind. *na-vyas* „neu“, wo die Schreibung über die Silbentrennung keinen Zweifel läßt. Im Westgerm.

hat sich die Silbengrenze lange behauptet; infolgedessen hat i das u wie jeden anderen Konsonanten verdoppelt und ist dann geschwunden, so daß $u-w$ entstanden ist. Im Ost- und Nordgerm. dagegen ist u mit dem vorhergehenden Vokal zum Diphthongen verbunden, vgl. got. *niušana* „neuen“ Akk. Sg., anord. *nýjan* = ahd. *niu-wan*. Anord. *ey*, Gen. *eyjar* „Insel“ entspricht unserem *Aue*, ahd. *ouue*, d. i. *ou-we*, dessen ursprüngliche Form in *Scadinavia*, *Batavia* überliefert ist; im Got. fehlt das Wort, kann aber nach sonstigen Analogien mit Sicherheit als **awi*, Gen. **ájōs* angesetzt werden.

Das sind die Momente, auf die sich die Annahme stützen kann, daß in alter Zeit eine nähere Berührung zwischen Nordgermanen und Ostgermanen stattgefunden hat. Dagegen scheidet sich das Skand. entschieden vom Got. und geht mit dem Westgerm. zusammen in der Wandlung des idg. e zu $á$. In der jüngeren Entwicklung zeigen sich noch weitere Berührungspunkte zwischen Skand. und Westgerm., der Wandel von z in r , der i -Umlaut, der Ersatz der Reduplikation durch Vokalwechsel. Von den letzteren Vorgängen können wir freilich nicht wissen, ob sie sich nicht auch über ostgerm. Dialekte erstreckt hätten, wenn diese sich lange genug in der Nachbarschaft von nord- oder westgerm. Sprachen erhalten hätten. Die ganze Vergleichung wird überhaupt dadurch mißlich, daß uns das Ostgerm. vollständiger nur auf der Stufe vorliegt, die es im 4. Jahrhundert erreicht hat, aus späterer Zeit nur in schwachen Trümmern, während umgekehrt die zusammenhängenden Denkmäler des Westgerm. und Nordgerm. erst viel später beginnen und von den früheren Entwicklungsstufen nur geringe Reste bewahrt sind. Es ist daher auch nicht ausgeschlossen, daß manche von den Eigenheiten, die wir jetzt als gemeinwestgerm. erkennen, auch von ostgermanischen Stämmen wirklich geteilt sind oder unter anderen geschichtlichen Bedingungen hätten geteilt werden können.

Ostgermanisch.

§ 78. Unsere Kenntnis des Ostgermanischen beruht im wesentlichen auf den uns erhaltenen Teilen der Bibelübersetzung des Ulfilas und den Bruchstücken einer Erklärung des Evan-

geliums Johannis, die man als Skeireins zu bezeichnen pflegt. Diese Denkmäler liegen uns in Handschriften des 6. Jahrhunderts vor. Der Text ist darin durch Nachlässigkeit und durch absichtliche Bearbeitung an manchen Stellen verändert. Doch ist in der Hauptsache der Sprachcharakter des 4. Jahrhunderts bewahrt. Dazu kommen einige kleine Aufzeichnungen aus späterer Zeit, sowie das bei griechischen und lateinischen Schriftstellern überlieferte, fast nur aus Eigennamen bestehende Material. Solches liegt auch von anderen ostgermanischen Stämmen vor. Für die Grammatik ist daraus nicht sehr viel zu gewinnen. Noch weniger aus einigen kurzen Runeninschriften. Es läßt sich auch nicht feststellen, wieweit das Gotische des Ulfilas als gemeinostgerm. betrachtet werden kann.

Anm. Die zuverlässigste kritische Ausgabe der gotischen Texte ist die von W. Streitberg, „Die gotische Bibel“, Heidelberg 1908. 1910. Von besonderen grammatischen Darstellungen des Got. sind jetzt die maßgebenden: Braune, „Gotische Grammatik“, Halle 1880. *1912 und Streitberg, „Gotisches Elementarbuch“, Heidelberg 1897. 3. 4 1910. Eine knappe Darstellung, die zur ersten Einführung in die germanische Sprachwissenschaft bestimmt ist, gibt Kluge, „Die Elemente des Gotischen“, Straßburg 1911 (Grundr. d. germ. Phil. 1). Vgl. außerdem die „Geschichte der got. Sprache“ im Grundr. d. germ. Phil., in der 1. Aufl. von Sievers (I, 407), in der 2. Aufl. von Kluge (I, 497). Das Wortmaterial der griech. und lat. Schriftsteller ist in folgenden Schriften behandelt: Wrede, „Über die Sprache der Ostgoten in Italien“ (QF. 68), Straßburg 1891. Ders., „Über die Sprache der Wandalen“ (QF. 59), Straßburg 1886. W. Wackernagel, „Sprache und Sprachdenkmale der Burgunden“ (Kl. Schr. 3, 334). Kögel, „Die Stellung des Burgundischen innerhalb der germ. Sprachen“ (Zs. f. d. A. 37, 223). Die Ostgermanen sind frühzeitig in anderen Völkern aufgegangen, allerdings nicht ohne Spuren in deren Sprache zu hinterlassen. Nur in der Krim hat ein kleiner Rest seine Sprache wenigstens bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts bewahrt. Über diese hat der Holländer Busbeck Aufzeichnungen hinterlassen. Am ausführlichsten hat darüber gehandelt Loewe, „Die Reste der Germanen am schwarzen Meere“, Halle 1896.

§ 79. Aussprache. Ulfilas hat sich eines besonderen Alphabets bedient, dem im wesentlichen das Griechische zugrunde liegt. In den neueren Ausgaben und Grammatiken umschreibt man dasselbe durch lateinische Zeichen. Es hat sich dafür ein festes Herkommen gebildet, doch nicht ohne einige Schwankungen. Man darf aber nicht ohne weiteres mit den lateinischen Buchstaben den uns geläufigen Lautwert ver-

binden. Für die Konsonanten ist besonders folgendes zu bemerken. Der velar-palatale Nasal wird im Anschluß an das Griech. durch *g* wiedergegeben, vgl. *laggs* = nhd. *lang*. *s* bezeichnet immer einen harten (tonlosen) Laut, für den weichen (tönenden) wird *z* verwendet. *h* ist im Silbenanlaut vielleicht schon wie unser *h* gesprochen, aber nach dem Sonanten der Silbe wie unser *ch*. *þ* bezeichnet den in § 18 beschriebenen Reibelaut. *b* und *d* sind nach Vokal als weiche Reibelaute zu sprechen (= urgerm. *ḅ*, *ḁ*), wie sich aus dem Wechsel mit *f* und *þ* ergibt (vgl. unten). Ein entsprechender Wechsel zwischen *g* und *h* findet nicht statt; man hat daraus geschlossen, daß *g* überall als Verschlusslaut zu sprechen ist, was freilich auffallend wäre, da sich in anderen germanischen Sprachen gerade der velare Reibelaut besonders gut behauptet. Die dem idg. und urgerm. *i* und *u* entsprechenden Laute werden jetzt durch *j* und *w* (früher *v*) bezeichnet; manche Umstände sprechen dafür, daß *w* im Got. schon Reibelaut gewesen ist wie in unserer Schriftsprache. Für die Verbindungen *kw* und *hw* werden im gotischen Alphabet einfache Zeichen angewendet. Schon lange ist es üblich, für die erstere *q* zu verwenden (z. B. in *qiman* „kommen“), neuerdings ist es üblich geworden, für die letztere die Ligatur *h* zu gebrauchen. Daß die einfachen Zeichen des Got. auf Einfachheit der Laute deuten, kann nicht mit Sicherheit angenommen werden. Sollten dieselben wirklich einfach gewesen sein, so ist darin gewiß keine Altertümlichkeit des Got. zu sehen, sondern eine sekundäre Veränderung (vgl. § 16). Was die Vokale betrifft, so bezeichnen *e* und *o* immer einen langen Vokal, und zwar einen geschlossenen, dem *i* oder *u* nahestehenden, *i* immer einen kurzen, *a* und *u* können lang oder kurz sein, ersteres nur vor *h*. Für langes *i* wird in Anschluß an die spätgriechische Aussprache das diphthongische Zeichen *ei* verwendet. Die Verbindungen *ai* und *au* bezeichnen entweder einen kurzen oder einen langen Laut. Wo es erforderlich scheint, wird der kurze durch Akzent über dem *i* oder *u*, der lange durch Akzent über dem *a* bezeichnet. *aí* ist zweifellos als offenes *e*, *áu* als offenes *o* zu sprechen. *ái* und *áu* entsprechen den idg. Diphthongen; es ist nicht sicher, ob sie noch diphthongisch ausgesprochen sind, oder als offene lange *e* und *o*. Von manchen wird auch eine

dreifache Aussprache des *ai* und *au* angenommen: Diphthong, langes offenes *e* oder *o*, kurzes offenes *e* oder *o*. Welche Aussprache in jedem einzelnen Falle anzunehmen ist, läßt sich nicht immer mit Sicherheit entscheiden, und es stehen sich mitunter darüber verschiedene Ansichten gegenüber.

§ 80. Eigenheiten des Gotischen. Der Wechsel zwischen *e* und *i*, *u* und *o* hat sich im Got. ganz abweichend vom Nord- und Westgerm. gestaltet. Idg. *e* und *i* sind in betonter Silbe vollständig zusammengefallen. Sie erscheinen sonst als *i*, vor *r* und *h* (auch *h*) als *e*, geschrieben *ai*, vgl. *bairan*, *saiwan* gegen *giban*, *taihum* Prät. von *teihan* (zeihen) gegen *stigum*. Auch für die Reduplikationssilbe setzt man *ai* an; es müssen sich dann Formen wie *saisô* (ich säte) nach solchen wie *haihait* (ich hieß) gerichtet haben. Noch in anderen Fällen *ai* als Kürze anzusetzen, ist bedenklich. Entsprechend ist der Wechsel von *u* und *o* in betonter Silbe nicht wie im Nord- und Westgerm. vom Vokal der folgenden Silbe abhängig, sondern *au* steht vor *r* und *h*, sonst *u*, vgl. *bairans* (geboren), *taiuhans* (gezogen) gegen *numans* (genommen), *gutans* (gegossen). In unbetonter Silbe steht vor *h* *i* und *u*, vgl. *parihs* (ungewalkt) und die enklitische Partikel *-uh*; vor *r* ist *e* zu *a* geworden, vgl. *lukarn* aus lat. *lucerna*, *fadar* = ahd. *fater*.

é und *ó* haben eine dem *i* und *ú* nahestehende Aussprache angenommen. Daher ist das urgerm. offene *é*, das im Nord- und Westgerm. zu *â* geworden ist, mit dem ursprünglichen geschlossenen, dem im Nord- und Westgerm. *ê* (ahd. *ea*, *ia*) entspricht, zusammengefallen (vgl. § 50).

Ausstoßung von kurzen Vokalen in unbetonter Silbe ist in eigenartiger Weise erfolgt. Im allgemeinen sind nur die Endsilben davon betroffen, im Gegensatz zum Nord- und Westgerm.; sie ist nicht bloß in offener Silbe eingetreten wie im Westgerm., sondern auch vor *s*, *z*; *u* bleibt im Gegensatz zu den übrigen Vokalen erhalten. Vgl. die Nominative Sg. *dags* aus **dagaz*, älter **dagoz*, *gasts* aus **gasti \bar{z}* gegen *sunus*, die Akkusative Sg. *dag* aus **daga(m)*, *gast* aus **gasti(m)* gegen *sunu*, den Dativ (Lok.) Sg. *brôþr* = lat. *fratri*, die Nominative Pl. *mans* aus **manniz* (*-iz* = griech. *-εs* der 3. Deklination), *sunjus* aus **suniwiz*, den Imperativ *bair* = griech. *φέρε*, die 2. 3. Sg.,

3. Pl. *bairis*, *bairiþ*, *bairand* mit Verlust eines *i* im Auslaut. die Präposition *af* = ahd. *aba*, griech. *ἀπό*. Die gemeingerm. Verkürzung langer Vokale (vgl. § 63) ist im Got. nach der Vokalausstoßung erfolgt, im Nord- und Westgerm. vor derselben.

In den unbetonten Silben hat sich im Got. *a* entwickelt gegen einen dunkeln Vokal des Nord- und Westgerm. Dies zeigt sich in der gemeingerm. Verkürzung des auslautenden *ō*; vgl. got. *giba* (Gabe) gegen ags. *ziefu*, anord. *gjǫf* (aus **gēbu*); got. *giba* (ich gebe) gegen ahd. *gibu*; got. *daga* D. Sg. gegen ahd. *tagu* Instr. Ursprünglich kurzes *o* erscheint vor *m* im Nord- und Westgerm. als *u* gegen got. *a*; vgl. D. Pl.: got. *dagam* — ahd. *tagum*, anord. *dogum*; got. *gibam* (wir geben) — anord. *gjǫfun*.

Die weichen Reibelaute sind im Auslaut und vor *s* verhärtet. So ist *z* zu *s* geworden. Die meisten auslautenden *s* gehen auf urgerm. *z* zurück. Das ergibt sich aus dem Got. selbst, indem *z* erscheint, wenn die Partikeln *-u* oder *-uh* antreten. Es ergibt sich ferner daraus, daß im Skand. Übergang in *r* vorliegt und auch im Westgerm., soweit nicht Abfall eingetreten ist, vgl. z. B. got. *dags* = anord. *dagr*, got. *is* = ahd. *ër*, got. *gibōs* G. Sg. und N. Pl. von *giba* (Gabe) = anord. *gjafar*, got. *nimis* (du nimmst) = anord. *nemr*, got. *us* = ahd. *ur* (noch nhd. in Zuss. als *ur-* und *er-*). *b* nach Vokal ist zu *f* geworden. Zu *giban* lautet der Imp. *gif*, die 1. 3. Sg. Prät. *gaf*. Got. *hláifs* (Brot) hat *f* nur im N. und A. Sg. (*hláif*), in den übrigen Kasus erscheint das ursprüngliche *b* (*þ*), also N. Pl. *hláibōs* usw. Die Präp. *af* lautet, mit der Partikel *-uh* verbunden, *abuh* mit dem Laute, der dem in ahd. *aba* entspricht. *d* nach Vokal ist zu *þ* geworden. Zu *biuda* lautet die 1. 3. Sg. Prät. *báupþ*, zu *stapþ* (Stelle) der G. *stadis*, zu *nasipþ* (Part. zu *nasjan* „retten“) *nasidis*, *bairiþ* (er trägt) erscheint mit Partikel als *bairidu*.

Nach nichthaupttonigem Vokal sind weiche (tönende) Spiranten in harte (tonlose) übergegangen und umgekehrt, und zwar hat sich das Verhältnis so geregelt, daß weiche Spirans steht, wenn ein harter Konsonant vorangeht, harte, wenn ein weicher Konsonant vorangeht, vgl. *frúistubni* (Versuchung) — *waldufni* (Gewalt), *manniskôdus* (Menschlichkeit) — *gáunôpus* (Trauer), *áupida* (Öde) — *mériþa* (Gerücht), *hatiza* D. von *hatis* (Haß) — *agisa* D. von *agis* (Schrecken).

Wo *w* nach Ausstoßung des folgenden Vokals in den Auslaut oder vor *s* geraten ist, hat es mit vorhergehendem kurzen Vokal einen Diphthong gebildet, vgl. *kniu* (aus **knewa*) „Knie“ — G. *kniwis*, *fáus* (aus **fawaz*) „wenig“ — Pl. *fawái*. Diese Behandlung entspricht derjenigen in den westgerm. Sprachen. Dagegen nach langem Vokal oder Diphthongen und nach Konsonant bleibt *w* (als Reibelaut?), vgl. *sáiwis* „See“, *waúrstw* „Werk“. Ein Wechsel zwischen *au* und *ô* (z. B. in *tauí* „Werk“ — G. *tôjis*) ist wohl so zu erklären, daß *ôw* zugrunde liegt, und daß *w* vor *j* geschwunden, vor vokalischem *i* mit *ô* zum Diphthongen *áu* verschmolzen ist. Andere nehmen Verkürzung des *ô* vor Vokal oder Übergang in offenen Laut an. Eine ähnliche Verschiedenheit der Ansichten besteht in bezug auf die reduplizierenden Verba wie *saian* „säen“. Zugrunde liegt wahrscheinlich eine Präsensbildung mit *-jo-* (vgl. mhd. *sæjen*), und **sé-jan* ist durch Verschiebung der Silbengrenze zu **séi-an*, *sáian* geworden. Andere nehmen Verkürzung oder Übergang in den offenen Laut vor Vokal an.

Charakteristisch ist für das Got. die frühzeitige Beseitigung von Unregelmäßigkeiten durch Ausgleichungen. So ist der grammatische Wechsel in der st. Konjugation ausgeglichen, meistens zugunsten des Konsonanten des Präs., vgl. got. *teiha*, *táih*, *táihum*, *táihans* gegen ahd. *zihu*, *zêh* — *zigum*, *gazigan*. Daß im reduplizierten Prät. die Pluralformen wahrscheinlich erst im Got. den Singularformen angeglichen sind, ist oben § 60 bemerkt. Die Bildung des Prät. und Part. in der ersten schw. Konjugation ohne Mittelvokal (vgl. § 74) ist nur bei wenigen Verben bewahrt, während andere sich der regelmäßigeren Bildung auf *-ida* angeschlossen haben. So heißt es got. *sôkida* „ich suchte“, *fáurhtida* „ich fürchtete“, während anord. *sóttá*, ahd. *forahta* auf **sôhta*, **fáurhta* hinweisen. In der dritten schw. Konjugation ist das *ái* im Prät. und Part. (vgl. *habáida*, *habáips*) aus dem Präs. übertragen (vgl. § 74).

In der Deklination zeigen sich manche Abweichungen des Got. vom Nord- und Westgerm., die sich wahrscheinlich erklären aus verschiedener Auswahl aus Doppelformen von ursprünglich gleicher oder gleich gewordener Bedeutung. So endigt der G. Pl. in den meisten Deklinationsklassen auf *-ê*, während die nord- und westgerm. Formen auf *-ô* weisen. Der

D. Sg. M. und N. der Pronomina und Adjektiva endigte vor der Verkürzung im Got. auf *ê* (vgl. *hwammêh* „jemand“ aus *hwammê-uh*), während ahd. *-u* (*huëmu*) auf *-ô* weist. Vgl. ferner D. Sg. der *â*-Deklination got. *gibái* gegen ahd. *gêbu*, anord. *gjof* aus **gêbô*; G. und D. Sg. der *i*-Deklination got. *anstáis*, *anstái* gegen ahd. *ensti*; D. Sg. der *u*-Deklination got. *sunáu* gegen ahd. *suniu*, anord. *syni*; N. Sg. der schw. Maskulina got. *hana* gegen ahd. *hano*, dem got. **hanô*, anord. *hane*, dem got. **hanê* entsprechen müßte.

Die konsonantische Deklination ist stärker im Verfall als im Anord. und Ags., und zwar spielt dabei Übertritt in die *u*-Deklination eine Rolle, vgl. *fôtus* „Fuß“. Bei den Verwandtschaftsbezeichnungen hat dieser Übertritt wenigstens im Pl. stattgefunden (*brôþrjus* „Brüder“).

Nordgermanisch.

§ 81. Die nordgerm. oder skandinavischen Sprachen sind erst spät zu literarischer Verwendung gelangt. Doch sind wir über die früheren Entwicklungsstufen nicht ganz ohne Kunde, nämlich durch Runeninschriften, daneben durch die frühzeitig in das Finnische und Lappische aufgenommenen Lehnwörter.

Anm. Eine Orientierung über das Gesamtgebiet der skandinavischen Sprachen gibt Ad. Noreen in dem Abschnitt „Geschichte der nordischen Sprachen“ im Grundr. d. germ. Phil. (1. Aufl. I, 417—525. 2. Aufl. I, 518—649. 3. Aufl. [als besonderer Band] 1913). Als Ergänzung dazu dient der Abschnitt „Skandinavische Mundarten“ von Lundell (1. Aufl. I, 945—959. 2. Aufl. I, 1493—1506). Die vollständigste und zuverlässigste Darstellung der älteren Sprachstufen gibt Noreen, „Altnordische Grammatik“, I. „Altisländische und altnorwegische Grammatik unter Berücksichtigung des Urnordischen“, Halle 1894. ²1903. II. „Altschwedische Grammatik mit Einschluß des Altgutnischen“, 1904. Als Einführung in das Anord. können dienen Noreen, „Abriß der altisländischen Grammatik“, ²Halle 1905; Holt-Hausen, „Altisländisches Elementarbuch“, Weimar 1895; A. Heusler, „Altisländisches Elementarbuch“, Heidelberg 1915. Eine eigenartige, sehr ausführliche Darstellung des Neuschwedischen gibt das noch im Erscheinen begriffene Werk von Noreen, „Vårt Språk“, Lund 1903 ff. Die grundlegende Arbeit über die finnisch-lappischen Lehnwörter ist Thomsen, „Über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen“, übersetzt von Sievers, Halle 1870. Vgl. jetzt E. N. Setälä, „Bibliographisches Verzeichnis der in der Literatur behandelten älteren germanischen Bestandteile in den ostseefinnischen Sprachen“. Unter Mitwirkung von Fachgenossen und Schülern herausgegeben. Helsingfors und Leipzig 1912—13.

§ 82. Die älteste Gestalt des Skand., die man gewöhnlich als das Urnordische bezeichnet, liegt uns vor in kleineren Runeninschriften aus der Zeit von ca. 300 bis 700. Sie stammen zumeist aus Dänemark und Schleswig, einige jüngere aus Schweden. Sie zeigen eine Entwicklungsstufe, die ungefähr dem Got. des Ulfilas entspricht, zum Teil aber noch altertümlicher ist. Wir finden noch Vokale bewahrt, die im Got. schon ausgestoßen sind, vgl. *ðagan*,¹⁾ *zastik*, *horna* = got. *ðags*, *gasts*, *haurn*. Die gleiche Altertümlichkeit zeigt die älteste Schicht der finnisch-lappischen Lehnwörter. Dagegen fehlen noch die Hauptcharakteristika der späteren nordischen Sprachen.

Die Weiterentwicklung während der Vikingerzeit (ca. 700—1050) läßt sich wieder an der Hand von Runeninschriften verfolgen, die zum Teil schon etwas umfänglicher sind. Auch aus dieser Periode stammen Lehnwörter im Finnischen und Lappischen, auch schon einige im Keltischen und Angelsächsischen. Jetzt entwickelt sich der spezifisch nordische Charakter der Sprache. Es zeigen sich auch schon Ansätze zu mundartlicher Differenzierung.

§ 83. Man scheidet die skandinavischen Mundarten gewöhnlich zunächst in zwei Gruppen, ostnord. und westnord. Diese Scheidung hält sich an die literarischen Denkmäler. Sie ist nicht ausreichend, wenn man auch die wenig oder gar nicht in der Literatur vertretenen Mundarten berücksichtigt. Das Westnord. hat sich von Norwegen aus auf die Färöer und nach Island verbreitet; es herrschte im MA. auch auf den britischen Inseln; auch auf dem britischen Festlande waren viele Skandinavier angesiedelt, aber nicht bloß Norweger, sondern auch Dänen. In westnordischer Sprache sind literarische Aufzeichnungen seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gemacht. Die uns überlieferten poetischen Stücke sind zum Teil früher entstanden, aber dann natürlich nicht ganz in der ursprünglichen Gestalt aufgezeichnet. Aus dem 13. bis 15. Jahrhundert haben wir eine sehr reiche Literatur, an der den Isländern der Hauptanteil zufällt. Man pflegt diese Literatur und die Sprache, in der sie geschrieben ist, schlechthin als

¹⁾ *r* bezeichnet den auf tönendes *s* zurückgehenden Laut, der in den ältesten Runeinschriften noch von dem alten *r* geschieden ist.

altnordisch zu bezeichnen, wodurch man sich nicht verleiten lassen darf, sie als gemeinnord. zu betrachten. Genauer sind die Bezeichnungen altnorwegisch und altisländisch.

§ 84. Das Anord. ist wegen seiner reichen und im Verhältnis zum Ostnord. immer noch älteren Überlieferung für uns der Hauptvertreter der skandinavischen Sprachen. In bezug auf die Schreibung ist zu bemerken, daß man die Länge der Vokale jetzt gewöhnlich nach handschriftlichem Vorgang durch den Akut bezeichnet, wobei man auch kurzes und langes *ä* als *æ* und *ǣ* unterscheidet. Daneben findet sich die von J. Grimm für alle germanischen Sprachen eingeführte Schreibweise (*a — â, ä — æ*). Mit *y* wird der Umlaut des *u* bezeichnet. Besondere Zeichen sind *ø*, das einen Mittellaut zwischen *a* und *o*, und *ø*, das einen unserem *ö* ähnlichen Laut bezeichnet.

Wir müssen uns hier mit einer kurzen Charakteristik des Anord. begnügen, die im allgemeinen auf das Skandinavische überhaupt zutrifft. Ihr besonderes Gepräge erhält die Sprache vor allem durch zahlreiche Assimilationen. Außer dem *i*-Umlaut besteht auch ein *u*-Umlaut, der auch durch konsonantisches *u* (*v*) hervorgebracht werden kann. Dadurch ist *a* zu *ø* geworden (vgl. *søk* aus **saku* = nhd. *Sache*, *þörn* aus **barnu*, Pl. von *barn* „Kind“), *á* zu *ó* (vgl. *ótom* = ahd. *ázum* „wir aßen“), *i* zu *y* (vgl. *syngva* = got. *siggwan* „singen“). Durch Kombination von *i*- und *u*-Umlaut ist *ø* aus *a* entstanden (vgl. *sökkva* = got. *sagqjan* „senken“). Auf Assimilation beruht auch die sogenannte Brechung des *e* zu *ja*, *jo* (*jø*) aus älterem *éa*, *éo*, vgl. *hjørð* (*hjørð*), Gen. *hjarðar* = got. *hairða* „Herde“, *hairðós*. Beispiele von konsonantischen Assimilationen: Nasale werden an folgende harte Verschlußlaute assimiliert, vgl. *drekka* „trinken“, *vetr* (aus **vettr*) „Winter“; das Prät. von *binda* „binden“ lautet *batt*, das von *ganga gekk*, weil im Auslaut Verhärtung des weichen Lautes eingetreten war; *þ* ist zu *ll*, *np* zu *nn* geworden, vgl. *gull* = got. *gulþ* „Gold“, *finna* = got. *finþan* „finden“; das aus weichem *s* entstandene *r* hat sich an vorhergehendes *l*, *n*, *s* assimiliert, vgl. *heill* = got. *háils* „heil“, *steinn* = got. *stáins* „Stein“. *ht* ist zu *tt* geworden mit Dehnung des vorhergehenden Vokals, vgl. *mátta* = got. *mahta* „mochte“. Nasal, der durch frühen Vokal- und Konsonantenabfall in den Auslaut getreten ist, fällt ab, so im Inf.

(*bindu* usw.), im A. Pl. (*daga, gesti* = got. *dagans, gastins*), in der schw. Dekl. (*hana* G. D. A. Sg., A. Pl.), in einsilbigen Wörtern mit Ersatzdehnung (*i* „in“, *a* „an“). Vokalausstoßungen sind in reichem Maße eingetreten, nicht bloß in Endsilben, sondern auch in Mittelsilben ohne die Einschränkungen, welche für das Got. und die, welche für die westgerm. Sprachen gelten. Als eine Eigenheit mag noch hervorgehoben werden die Bildung eines neuen Medio-Passivums durch Anschmelzung des Reflexivpron. an die Verbalformen.

§ 85. In Island ist der Zusammenhang mit der älteren Sprache und Literatur niemals ganz abgebrochen. Die einheimische Sprache hat eine gewisse literarische Geltung, wenigstens neben dem Dänischen, behauptet. Natürlich sind mannigfache Veränderungen eingetreten. Doch hat sich namentlich die ältere Schreibweise den Lautveränderungen zu Trotz ziemlich behauptet. Eigenartig hat sich das Färöische entwickelt. In Norwegen ist während der langen Vereinigung mit Dänemark das Dänische zur Schriftsprache geworden, während das Norwegische sich nur als mundartliche Sprache mannigfach gespalten erhalten hat. Gewisse Besonderheiten hat das norwegische Dänisch immer behauptet, namentlich eine altertümlichere Aussprache und viele aus den norwegischen Mundarten entlehnte Wörter. In neuerer Zeit ist der Versuch gemacht, aus den Mundarten eine eigene norwegische Schriftsprache zu schaffen. Durchschlagenderen Erfolg hat eine gemäßigte Richtung gehabt, die mit Beibehaltung der dänischen Grundlage doch die norwegischen Besonderheiten zu pflegen sucht.

§ 86. Das Ostnord. ist uns in seinen älteren Entwicklungsstufen aus verhältnismäßig vielen und umfänglichen Runeninschriften leidlich bekannt, aber die handschriftlichen Aufzeichnungen reichen nicht weiter als bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück. Auch im späteren MA. ist die Produktion viel geringer gewesen als in Norwegen und Island. Zwei Schriftsprachen haben sich aus dem Ostnord. entwickelt, schwedisch und dänisch. Die Grundlage der schwedischen Schriftsprache ist das Südschwedische, das dem Dänischen näher stand als den nördlichen schwedischen Mundarten, so

daß die beiden Schriftsprachen sich auch heute noch ziemlich nahe stehen, näher allerdings in der Schrift als in der Aussprache. Weiter entfernt sich davon ursprünglich die Sprache der Insel Gotland, die aus der älteren Zeit durch Runeninschriften und dann namentlich durch Gesetzesaufzeichnungen bekannt ist. Das Schwedische und das Dänische sind seit dem späteren MA. sehr stark durch das Niederdeutsche, weiterhin auch durch das Hochdeutsche beeinflusst, nicht nur im Wortschatz, auch in der Wortbildung und Syntax, so daß sie viel von dem echt skandinavischen Charakter eingebüßt haben.

Westgermanisch.

§ 87. Der Zusammenhang der westgermanischen Sprachen wird durch eine Reihe gemeinsamer Veränderungen erwiesen (doch vgl. § 77 Schluß).

1. Ursprünglich auslautendes *z* ist abgefallen. So im N. Sg., vgl. ags. *dæz*, ahd. *tag* = got. *dags*, anord. *dagr*. Im G. Sg., vgl. ahd. *gēba* (ags. *gīefe*), *ensti* (zu *anst* „Gunst“), *hanin*, *fater* = got. *gibōs* (anord. *gjafar*), *anstáis*, *hanins*, *fadrs*. Im N. Pl., vgl. ahd. *taga*, *gēbā*, *belgi*, *hanun* = got. *dagós* (anord. *dagar*), *gibōs*, *balgeis*, *hanans*. Im Adv. des Komparativs, vgl. ahd. *baz* gegen das Adj. *bezziro* = got. *batis* (anord. *betr*), *batiza*. Nur in einsilbigen Pronominalformen ist *z* als *r*, wenigstens im Hochdeutschen, erhalten, vgl. *ēr*, *huēr*, *wir*, *ir*, *mir*, *dir*. In allen Fällen, wo der Konsonant abgefallen ist, finden wir im Anord. *r*, und auch im Got. ist zu erkennen, daß *s* erst durch das spezifisch gotische Lautgesetz (vgl. § 80) aus *z* entstanden ist. Dies *z* war zunächst nach dem Vernerschen Gesetz in den nichtendungsbetonten Wörtern aus *s* entstanden und dann auf die endungsbetonten übertragen. Es gibt keinen Fall, in dem wir genötigt wären, Abfall von hartem *s* anzunehmen.

Anm. Ursprünglich auslautendes hartes *s* ist vielleicht erhalten im N. Pl. der *o*-Stämme: alts. *dagos*, ags. *dagas* gegen anord. *dagar*, ahd. *taga*; ferner in einigen Genitiven Sg. konsonantischer Stämme: ahd. *nahtes*, alts. *burges* usw.

2. Die Vokalausstoßung ist nach eigenartigen Gesetzen erfolgt, die sowohl von denen des Got. als von denen des Skand. abweichen, wenn auch die Ergebnisse vielfach zu-

sammentreffen. In Übereinstimmung mit dem Skand., aber im Gegensatz zum Got. werden nicht nur Vokale der Endsilben, sondern auch solche der Mittelsilben betroffen, ferner nicht bloß ursprünglich kurze, sondern auch die gemeingermanisch verkürzten; im Gegensatz zum Got. und Skand. nur Vokale in offenen Silben (auch solchen, die erst durch Abfall des *z* offen geworden sind). Dazu kommen besondere Wirkungen des Akzents und der Quantität der vorhergehenden Silbe. Wir können dem Gesetze für die Vokalausstoßung folgende Fassung geben: kurzer (auch gemeingermanisch verkürzter) Vokal in schwächstbetonter offener Silbe ist ausgestoßen nach nebetoniger Silbe stets, nach haupttoniger nur, wenn sie lang war. Allerdings sind die ursprünglichen Verhältnisse frühzeitig durch Ausgleichung gestört. — Als Beleg für die Behandlung der auslautenden Vokale kann der N. A. Sg. der *u*- und *i*-Stämme dienen; vgl. ahd. *sunu* — *hand* = got. *sunus*, *sunu* — *handus*, *handu*; ahd. *uini* „Freund“ (= anord. *vinr*, *vin*, dem got. **wins*, **win* entsprechen würde) — *gast*. Allerdings sind es im Ahd. nur noch wenige kurzsilbige *i*-Stämme, die Erhaltung des *i* zeigen; daß aber die übrigen ihr *i* erst durch sekundäre Ausgleichung verloren haben, beweist das Ags., in dem die verschiedene Behandlung der kurzsilbigen und langsilbigen Stämme noch durchgehend bewahrt ist. Im N. A. der *o*-Stämme sollte man die entsprechende Verschiedenheit erwarten, aber die überwiegende Zahl der langsilbigen und mehrsilbigen Wörter hat frühzeitig die kurzsilbigen in ihre Analogie hintübergezogen, daher *got* wie *hūs*, *nagal*. Die verschiedene Behandlung hat sich noch erhalten im ersten Gliede von Zusammensetzungen, vgl. *spilohūs* oder *spilahūs* gegen *dinchūs*. Als Beispiel für den aus ursprünglichem *ó* verkürzten Vokal kann der N. A. Pl. der Neutra dienen, vgl. alts.-ags. *fatu* (Gefäße) — *word*. Im Ahd. haben sich die kurzsilbigen nach den langsilbigen gerichtet, so daß alle Formen endungslos sind. Ferner der N. Sg. der weiblichen *á*-Stämme. Im Ags. sind die ursprünglichen Verhältnisse rein bewahrt, vgl. *giefu* (Gabe) — *lár* (Lehre) — *fíren* (Frevel = got. *fairina*). Im Ahd. werden die Akkusativformen *gēba*, *lēra*, *firina* auch für den Nom. verwendet, aber alte Nominative mit Abfall des Endvokals sind im Ahd. noch vielfach belegt, und einige

reichen in bestimmten Formeln noch ins Mhd. hinein, vgl. z. B. *dës wirdet buoz* „dagegen tritt Abhilfe ein“ gegen sonstiges *buoze*. Ferner haben die Eigennamen den Unterschied zwischen Nom. und Akk. noch im Mhd. bewahrt, vgl. *Friderün* — *Fride-rüne*. Ein verkürztes *i* ist abgefallen in Bildungen wie ahd. *kuningin* gegen den Akk. *kuninginne*, *kuninginna*, der erst in jüngerer Zeit auch als Nom. gebraucht wird; ferner in Eigennamen wie mhd. *Kriemhilt*, Akk. *Kriemhilde*. — In bezug auf die Behandlung des Mittelvokals zeigt sich unser Gesetz im Ahd. noch am deutlichsten im Prät. und Part. der ersten schwachen Konjugation. Den gotischen Formen *nasida*, *nasihþ*, *-dis* (zu *nasjan* „retten“), *brannida*, *branniþþ*, *-dis* (zu *brannjan* „brennen“) entsprechen im Ahd. *nerita*, *ginerit*, flektiert *ginc-ritër*, *ginerites* usw., aber *branta*, *gibrennit*, flektiert *gibrantër*, *gibrantes* usw. Das Verhältnis, das zwischen *gibrennit* und *gibrantes* besteht, zeigt sich im Ags. bei allen Substantiven und Adjektiven mit langer erster Silbe, vgl. *morzen* — *morznes*, *déofol* (Teufel) — *déofles* gegen *mäzen* (Kraft) — *mäzenes*. Das Ahd. dagegen hat anscheinend Bewahrung des Mittelvokals in den flektierten Formen. Daß dabei aber sekundäre Ausgleichung eine Rolle gespielt hat, zeigen Reste synkopierter Formen, z. B. *unses* usw. im Fränk. zu *unsër* (durch Assimilation aus *unsres* entstanden), *hërro* „Herr“, Komparativ zu *hër*, der sonst *hëriro* lautet.

Anm. Vgl. Sievers, PBB. 4, 522 ff., 5, 63 ff.; Paul 6, 124 ff.

3. Der Vokalausstoßung gegenüber steht die Entwicklung eines Vokals aus einem Sonorlaute, die man mit einem Sanskritworte als Svarabhakti zu bezeichnen pflegt. Vor *m*, *n*, *r*, *l* ist ein Vokal zunächst dann entwickelt, wenn diese Laute durch die Vokalausstoßung sonantisch geworden waren; vgl. ahd. *ackar* = got. *akrs*, anord. *akr*; ahd. *wuintar* = got. *wintrus*, anord. *vetr*; ahd. *fogal* = got. *fugls*, anord. *fugl*; ahd. *zeihhan* = got. *táikns*, anord. *tákn*. Weiterhin ist der Vokal auch in die flektierten Formen solcher Wörter eingedrungen, zunächst derjenigen mit kurzem Vokal und einfachem Konsonanten vor dem Sonorlaut, in denen er schon durch die ältesten ahd. Texte allgemein geboten wird, also *fogales* oder *fogeles* usw. Erst später treten Formen wie *ackares*, *zeihhane* statt der älteren *ackres*, *zeihhne* auf, so daß es für die dreisilbigen Formen mit

langer Tonsilbe keinem Zweifel unterliegt, daß ihr Mittelvokal erst durch Analogie aus dem N. A. übertragen ist. — Ein Vorgang, den anscheinend das Ags. nicht mitgemacht hat, ist die Entwicklung eines Svarabhaktivokals zwischen *l* oder *r* und folgendem Labial oder Velar. Lautgesetzlich scheint dieselbe nur eingetreten zu sein, wenn beide Konsonanten zu derselben Silbe gehörten, vgl. ahd. *uuorakta* (er wirkte) = got. *waúrhta*, ahd. *furihten*, Prät. *forakta* = got. *faurhtjan*, ahd. *bëraht* (glänzend) = got. *bairhts*, ahd. *duruh* (durch) = got. *þáirh*. Danach sollte man erwarten bei Wechsel der Silbengrenze *bërag*, G. *bërges*, *burug*, G. *burgi* usw. In solchen Fällen war aber Ausgleichung nach beiden Seiten möglich, daher großes Schwanken und mundartliche Abweichungen. — Sicher gemeinwestgerm. ist die Entwicklung eines sonantischen *i* zwischen *r* und *j* (konsonantischem *i*). So ist z. B. für got. *nasjan* westgerm. *nerijan* eingetreten, ahd. gewöhnlich *nerian* geschrieben, im älteren Mhd. *neregen*, dann *nergen*.

4. Einfache Konsonanten werden durch folgende Sonorlaute verdoppelt. Am weitesten erstreckt sich die Verdopplung durch folgendes *j*. Sämtliche Konsonanten sind davon betroffen, auch wenn ihnen langer Vokal oder Konsonant voranging; vgl. alts. *hellea*, ahd. *hella*, ags. *hel*, G. *helle* = got. *halja*; ahd. *sellen* (übergeben), ags. *siellan* = got. *saljan*; alts. *settean*, ags. *settan* (setzen) = got. *satjan*. Geminiertes *w* (konsonantisches *u*) erscheint als *uw*, wobei das *u* mit dem vorhergehenden Vokal einen Diphthongen bildet, vgl. ahd. *frauwe* (geschrieben *frauwe*), mhd. *frouwe* aus urgerm. **fra-wjô* (anord. *Freyja*). Eine scheinbare Ausnahme macht *r* mit vorhergehendem kurzen Vokal; in Wirklichkeit folgte hier auf das *r* nicht *j*, sondern sonantisches *i*, vgl. 3. Vielfach ist Wechsel zwischen einfachem und geminiertem Konsonanten entstanden, der dann teilweise wieder durch Ausgleichung beseitigt ist. Darüber ist noch eingehend in der Lautlehre zu handeln. — Nur die harten Verschußlaute scheinen verdoppelt zu sein durch *w* und *r*; und auch bei diesen zeigt das Ags. Abweichungen, vgl. ahd. *nackot*, ags. *nacod* = got. *naqaps*, ahd. *ackar*, ags. *æcer* = got. *akrs*, ahd. *bittar*, ags. *bit(t)or* = got. *báitrs*. Auf Dehnung durch folgendes *n* zurückzuführen sind wahrscheinlich die Nebenformen ahd. *knappo*, *rappo* zu *knabo*, *rabo* (*hraban*) u. a.

Anm. Vgl. Paul, PBB. 7, 104 ff.; Kauffmann, ib. 12, 504 ff., insbesondere 520 ff. Weiteres Material bringt Ernst Reuter, „Nhd. Beiträge zur westgerm. Konsonantengemination“, Freiburg, Diss. 1906.

5. In unbetonter Silbe ist *w* nach Velaren fortgefallen, vgl. ahd. *sinkan*, ags. *sincan* = got. *siggan*, anord. *sökkva*; ahd. *singan* = got. *siggan*, anord. *syngva*; ahd. *engi* = got. *aggwus*; ahd. *aha* (Wasser, Fluß) = got. *aha*; ahd. *sēhan* = got. *saiwan*; ahd. *lihan* = got. *leihan*.

Anm. Eine andere Auffassung, wonach schon im Urgerm. Formen mit *w* und ohne *w* nebeneinander bestanden hätten, ist schwerlich haltbar.

6. Urgerm. *ð* ist durchgängig, auch nach Vokal zu *d* geworden, vgl. alts. *fader*, ags. *fæder* = anord. *faðir*, alts. *módar*, ags. *móðor* = anord. *móðir*.

7. Die 2. Sg. Ind. Prät. der starken Verba zeigt eine abweichende Bildung. Während sie im Got. und Skand. auf *t* ausgeht (= idg. *tha*) und im Wurzelvokal mit der 1. und 3. Sg. übereinstimmt, ist im Westgerm. diese Bildung nur bei den Präteritopräsentia erhalten (ahd. *du maht*), das eigentliche Prät. dagegen geht aus auf *i*, und stimmt in der Ablautsstufe mit dem Pl. und dem Konj. überein, vgl. ahd. *gābi*, mhd. *gæbe*, ags. *gæfe* gegen got.-anord. *gaft*. Die westgerm. Formen sind nichts anderes als in den Ind. übertragene Konjunktive, die ihr ursprünglich im Auslaut stehendes *s* (vgl. got. *gēbeis*, anord. *gæfir*) nach dem westgerm. konsonantischen Auslautsgesetz eingebüßt haben. Im Ags. lauten auch wirklich Ind. und Konj. gleich, während im Ahd. im Konj. das *s* analogisch wieder hergestellt ist, so daß von neuem eine Unterscheidung geschaffen ist (*uuāri* — *uuāris*).

8. Die Form des A. Pl. ist da, wo sie im Urgerm. noch von der des Nom. abwich, durch die letztere verdrängt; vgl. ahd. *taga*, alts. *dagos*, ags. *dagas* = got. *dagôs* — *dagans*, anord. *dagar* — *daga*; ahd. *gesti*, ags. *gieste* = got. *gasteis* — *gastins*, anord. *gestir* — *gesti*; ahd. *sunī* = got. *sunjus* — *sununs*.

9. Von den weiblichen *ā*-Stämmen wird im G. Pl. eine erweiterte Form gebildet, die zur schwachen Deklination stimmt, vgl. ahd. *gēbōno*, ags. *giefena* = got. *gibō*, anord. *gjafa*. Im Ags. sind die den got. und skand. entsprechenden Formen (*giefa* usw.) noch daneben vorhanden und sogar überwiegend.

10. Noch muß darauf hingewiesen werden, daß die westgerm. Sprachen auch im Wortschatz viele gemeinsame Eigentümlichkeiten zeigen, vgl. die Zusammenstellungen in Kluges Etymologischem Wörterbuch, die aber seit der 7. Aufl. fortgelassen sind. Auch in Wortbildung und Syntax zeigen sich manche gemeinsame Eigenheiten. Ich verweise z. B. auf die Verwendung der Ortsadverbia als Ersatz für die Kasus der entsprechenden Pronomina, vgl. ahd. *dâr ana*, nhd. *daran* = ags. *þær on*.

§ 88. Als allen Westgermanen gemeinsam kann man auch gewisse Abschwächungen in den unbetonten Silben betrachten, die aber doch kein Charakteristikum der Gruppe bilden, weil sie sich im Nordgerm. in analoger Weise vollzogen haben. So ist *ai* in unbetonten Silben früh zu *ê* kontrahiert, vgl. ahd. *habês*, *habêt* (du hast, er hat) = got. *habâis*, *habâiþ*, ahd. *gëbês*, *gëbêm* (du gebest, wir geben) Konj. Präs. = got. *gibâis*, *gibâima*, ahd. *blintêm* (blinden) D. Pl. = got. *blindâim*. Desgleichen *au* zu *ô*, vgl. ahd. *sunô* (Sohnes) = got. *sunâus*. Gemeinsam ist ferner eine zweite Verkürzung auslautender Vokale (vgl. über die erste § 63). Von dieser sind betroffen: 1) die bei der ersten Verkürzung verschont gebliebenen Längen, vgl. G. Pl. ahd. *tago*, *worto*, *zungôno* usw., N. Sg. ahd. *zunga*, *hërza* = got. *tuggô*, *hâirtô*, Adv. *gilîhho* = got. *galeikô*; 2) die erst durch den westgermanischen Abfall des *z* in den Auslaut getretenen Längen, vgl. ahd. *gëba* G. Sg. und N. A. Pl. = got. *gibôs*, ahd. *dëra* G. Sg. = got. *þizôs*, ahd. *blinto* N. Pl. = got. *blindôs*; 3) die kontrahierten Diphthonge, vgl. ahd. *blinte* N. Pl. M. = got. *blindâi*, ahd. *gëbe*, *habe* 3. Sg. Konj. Präs. = got. *gibâi*, *habâi*, ahd. *ahto* (acht) = got. *ahtau*. Hierbei ist zu bemerken, daß sich *ô* gespalten hat in *a* (= ags. *e*) und *o* (= ags. *a*), ohne daß sich bisher dafür eine befriedigende Erklärung gefunden hat. Einige Ausnahmen (N. Pl. M. *tagâ*, G. Sg. *sunô*) verlangen eine besondere Erklärung. Die so entstandenen Verhältnisse haben sich am längsten im Alemannischen erhalten, während die nördlicheren Dialekte frühzeitig Verkürzungen auch vor Konsonant vollzogen haben.

§ 89. Die Hauptmasse der Westgermanen blieb in ununterbrochenem Zusammenhange, indem sie entweder die ursprüng-

lichen Sitze beibehielt, oder sich langsam nach verschiedenen Seiten hin vorschob und so eine Erweiterung der Grenzen herbeiführte. Zunächst ging diese Erweiterung vornehmlich nach dem Süden, etwas auch nach Westen zu, später auf Kosten der Slaven nach dem Osten. Aber einige Stämme, wie ein Teil der Sueven und die Langobarden, lösten sich durch plötzliche Auswanderung gänzlich von den übrigen los und waren zu wenig zahlreich, um unter der vorgefundenen Bevölkerung ihre Sprache zu behaupten. Ein Teil der Franken blieb zwar zunächst im Zusammenhange mit dem Kerne des Volkes, wurde aber unter die ältere Bevölkerung von Gallien versprengt. So wurde also ein Teil der Westgermanen, ebenso wie die meisten Ostgermanen romanisiert, nicht ohne Spuren in den romanischen Sprachen zu hinterlassen.

Anm. Verhältnismäßig reichliche Reste sind uns von der Sprache der Langobarden erhalten, besonders in den Gesetzbüchern, vgl. Bruckner, „Die Sprache der Langobarden“, Straßburg 1895 (QF. 75).

Englisch.

§ 90. Nur eine früh ausgewanderte Gruppe von Stämmen hat die aus der Heimat mitgebrachte Sprache bewahrt und dann natürlich selbständig weiter entwickelt, die Angelsachsen (Angulseaxan, lat. Anglosaxones), wie sie nach den beiden Hauptstämmen gewöhnlich genannt werden. Sie sind hauptsächlich während des 5. Jahrhunderts von der Küste der Nordsee nach Großbritannien eingewandert. Neben den Angeln, die den nördlichsten Teil des Gebietes einnahmen, und den Sachsen werden namentlich noch Jüten genannt, die sich im Süden (in Kent) niederließen. Die letzteren darf man jedenfalls nicht mit den später ganz Jütland bewohnenden Skandinaviern in Zusammenhang bringen, ebensowenig die Sachsen mit dem später so bezeichneten Hauptstamme Niederdeutschlands; dagegen werden sie identisch sein mit den Saxones der antiken Schriftsteller. Jedenfalls hatte die Sprache der verschiedenen an der Einwanderung beteiligten Stämme noch einen wesentlich einheitlichen Charakter. Unter den Mundarten des Kontinents steht ihr das Friesische am nächsten. Man setzt daher eine anglo-friesische Sprachgemeinschaft an. Die Anglofriesen pflegt man den Ingävones des Tacitus gleichzustellen. Die

Übereinstimmung zwischen Ags. und Fries. zeigt sich in folgenden Punkten. Westgerm. *a* in geschlossenen Silben ist im allgemeinen zu *æ* geworden (ags. *fæt*, afries. *fet*); ausgenommen ist *a* vor Nasal, wofür in ags. Hss. bald *a*, bald *o* geschrieben wird (*man — mon*), was auf einen Zwischenlaut deutet. Entsprechend ist *â* = germ. *ê* vor Nasal verdumpft (ags. *móna*, afries. *móna* = ahd. *māno* „Mond“), sonst zu *æ* (*ê*) geworden (ags. *slápan*, afries. *slêpa* = ahd. *slāfan*); für *â* aus *añ* erscheint *ô* oder daraus verkürztes *o* (ags.-afries. *brohte* = got.-ahd. *brāhta*). In unbetonten Silben ist westgerm. *o* zu *a* geworden (ags.-afries. *fana*, *fona* = ahd. *fano* „Fahne“), *a* zu *e* (ags.-afries. *tunge* = ahd. *zunga*, ags. *éage*, afries. *áze* = ahd. *auga*). Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man auch hierher ziehen, daß *k* und *g* vor hellen Vokalen und vor *j* im Mengl. und im Fries. zu palatalen Affrikaten geworden sind; vgl. engl. *church*, afries. *tziurke*; afries. *ledza* = got. *lujjan*. Im Ags. zeigt allerdings die Schrift diesen Übergang noch nicht, doch kann immerhin ein Ansatz dazu schon anglofries. gewesen sein. Während in diesen Punkten sich das Alts. zum Ahd. stellt, geht es mit dem Ags. und Fries. zusammen in dem Schwund der Nasale vor ursprünglich hartem Reibelaut, der mit Dehnung des vorausgehenden Vokals verbunden ist, vgl. alts.-afries.-ags. *ús* = ahd. *uns*, *ôder* = got. *anþar*, ahd. *ander*, *fif* = ahd. *finf*.

§ 91. Die älteste Entwicklungsstufe der germanischen Sprache in Britannien (bis ca. 1100 oder 1150) pflegte man früher in wissenschaftlichen Werken allgemein als angelsächsisch zu bezeichnen, während man die nur den einen Hauptstamm berücksichtigende Bezeichnung „englisch“ den späteren Entwicklungsstufen vorbehielt. Dagegen gilt in den einheimischen Quellen von Anfang an *englisc* (in den lateinischen aber gewöhnlich *lingua Saxonica*). In neuerer Zeit hat man angefangen, „englisch“ als allgemeine Bezeichnung zu verwenden und dann nach der beim Deutschen üblichen Art drei Perioden als alt-, mittel- und neuengl. zu unterscheiden, wobei altengl. dasselbe bezeichnet wie angelsächsisch, während man früher das Wort für die älteste Stufe des Mengl. gebrauchte.

Abgesehen von den schon besprochenen Punkten, in denen es mit dem Fries. übereinstimmt, ist das Ags. auch sonst besonders durch Eigenheiten im Vokalismus charakterisiert. Von den

germ. Diphthongen erscheint *ai* als *á* (*án* = got. *áins*, ahd. *ein*), *au* als *éa* (*éage* = got. *áugó*, ahd. *auga*), *eu* als *éo* (*léor* = got. *liufs*, ahd. *leob*). Kurze Diphthonge sind durch die sogenannte Brechung entstanden. Diese beruht auf der Einwirkung folgender Konsonanten, die entweder an sich von dunkler Klangfarbe sind, oder die eine solche durch Einwirkung eines folgenden dunklen Vokals erhalten haben. Dadurch ist *ë* zu *eo* geworden, vgl. *heorte* = got. *hairtó*, ahd. *hërza*; *meolcan* = ahd. *mëlkan*; *feohtan* = ahd. *fëhtan*; *eofor* = ahd. *ëbur* „Eber“; *a* zu *ea*, vgl. *earm* = ahd. *arm*, *eald* = ahd. *alt*, *eakta* = ahd. *ahto* „acht“, *heafoc* = ahd. *habuh* „Habicht“. Der *i*-Umlaut ist frühzeitig durchgeführt und auch da eingetreten, wo das *i* durch die westgerm. Vokalausstoßung geschwunden ist.

Anm. Eine Orientierung über die Entwicklung des Englischen gibt Kluge im Grundriß der germ. Phil. I, S. 780—930. *926—1151. Die umfanglichste und zuverlässigste Darstellung des Ags. ist Sievers, „Ags. Gramm.“ 1882. *1898.

§ 92. Für die weitere Entwicklung des Engl. kommen in hohem Maße fremde Einflüsse in Betracht. Auffallend gering sind die keltischen. Dagegen hat die ausgedehnte Einwanderung von Skandinaviern, Dänen und Norwegern nicht unerhebliche Einwirkungen hinterlassen, vornehmlich in den nördlichen Mundarten, aber auch in der Schriftsprache. Der Grundcharakter des Engl. konnte dabei wegen der nahen Verwandtschaft nicht wesentlich modifiziert werden. Viel einschneidender wurde der französische Einfluß. Nach der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) wurde England zweisprachig. Das Französische war die Sprache der vornehmen Gesellschaft und neben dem Latein auch die offizielle Sprache. Es nahm zunächst in den literarischen Erzeugnissen des Landes einen viel breiteren Raum ein als das Englische. Langsam vollzog sich ein Umschwung. Erst im Jahre 1362 wurde der Gebrauch des Engl. für das mündliche Gerichtsverfahren vorgeschrieben, und erst seit dieser Zeit begann es allmählich sich einen Platz in den Parlamentsverhandlungen zu erringen. Wenn auch das Franz. bis zum Ende des MA. noch eine ziemliche Rolle spielte, so nahm doch die engl. Literatur im 14. und 15. Jahrh. einen gewaltigen Aufschwung.

Die lange Dauer der Doppelsprachigkeit veranlaßte die Aufnahme einer großen Masse franz. Sprachgutes in das Engl. Bei alledem blieb der germanische Grundcharakter bewahrt. Germanisch sind die Reste der Flexion, die Pronomina, die Zahlwörter, und auch sonst zwar nicht die meisten, aber im allgemeinen doch die am häufigsten gebrauchten Wörter. Außerdem hat sich das zunächst mit dem franz. Akzent aufgenommene Sprachmaterial allmählich dem germ. Betonungsprinzip fügen müssen und damit auch dem heimischen Lautcharakter. Die Abschwächung der Flexionsendungen, die allen germanischen Sprachen infolge der Übereinstimmung in der Betonung gemeinsam ist, hat sich im Engl. früher und gründlicher vollzogen als im Deutschen. Das mußte auch ohne den Einfluß des Franz. zu einem Ersatz der Kasus durch Anwendung von Präpositionen führen.

Deutsch und Niederländisch.

§ 93. Die kompakte Masse der Westgermanen, die in ununterbrochenem Zusammenhange geblieben ist, scheidet sich jetzt in zwei Nationen, die deutsche und die niederländische. Diese Scheidung ist aber ziemlich jung, und es beruht auf allerhand zufälligen Umständen, daß sich gerade zwei Schriftsprachen herausgebildet und in dieser bestimmten Weise abgegrenzt haben. Mit den alten Mundartengrenzen decken sich die jetzigen politischen und schriftsprachlichen Grenzen nicht. Unter der Bezeichnung „deutsch“ war früher auch das Niederländische eingeschlossen, wie denn in England „dutch“ schließlich sogar nun am Ndl. haften geblieben ist. Ahd. *diutisc* ist aus *deot* (mhd. *diet*) „Volk“ abgeleitet; *diutisca zunga* (lat. *lingua theodisca*) bezeichnet ursprünglich die volkstümliche Sprache im Gegensatz zum Latein. In der Bezeichnung lag also nichts, wodurch die Abgrenzung des Gebietes bestimmt wurde. Es war natürlich, daß sie auf die germanischen Bewohner des alten deutschen Reiches erstreckt und dann wieder infolge der selbständigen Entwicklung der Niederlande eingeschränkt wurde.

Wir müssen zunächst ohne Rücksicht auf die Schriftsprachen eine Gliederung des deutsch-niederländischen Gebietes nach

den Mundarten versuchen. Wir haben schon in § 4 gesehen, wie mißlich es ist, auf einem Gebiete, innerhalb dessen der Verkehr an keiner Stelle unterbunden ist, eine bestimmte Anzahl von Mundarten aufzustellen und gegeneinander abzugrenzen. Es kann dabei nicht ohne eine gewisse Willkür abgehen, indem manche Übergangsstufen vernachlässigt werden. Da aber eine grammatische Darstellung nicht leicht ohne Dialektbezeichnungen auskommen kann, müssen wir uns auch an ein bestimmtes System halten, dürfen aber dabei nicht vergessen, daß damit die tatsächlichen Verhältnisse nur einen unvollkommenen Ausdruck finden.

Ein vollständiges Bild von den mundartlichen Verschiedenheiten, insbesondere von ihren Grenzen, läßt sich nur für die Gegenwart gewinnen, vgl. darüber § 7. Viele Denkmäler der älteren Zeit können wir überhaupt nicht sicher lokalisieren. Die Texte, die uns nicht in Originalniederschrift erhalten sind, bieten gewöhnlich eine Mischung aus der Mundart des Schreibers, später auch mitunter noch des Druckers und seiner Vorlage, zugleich Mischung älterer und jüngerer Formen. Zwar gibt es noch mancherlei Mittel, um zu einer richtigen Beurteilung des Überlieferten zu gelangen. So kann z. B. die Beobachtung des Versbaues und namentlich der Reime dazu dienen, den Lautwert der Schriftzeichen genauer zu bestimmen und die Sprache eines Dichters von Entstellungen durch die Schreiber zu reinigen. Doch läßt sich mit solchen Kriterien nicht alles entscheiden.

Die Beobachtung der neueren Mundarten bleibt also ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Erkenntnis der älteren Sprachen. Es verhält sich nicht so, daß die Zustände der Gegenwart durchweg aus überlieferten Zuständen der Vergangenheit abgeleitet werden könnten; wir sind vielmehr oft darauf angewiesen, aus den Zuständen der Gegenwart Rückschlüsse auf die der Vergangenheit zu machen. Dabei kann es sich freilich nicht um eine einfache Übertragung handeln. Die jetzt bestehende starke Differenzierung, wonach völlige Übereinstimmung immer nur höchstens zwischen wenigen benachbarten Orten besteht, ist erst ganz allmählich entstanden. Je weiter man in der Zeit zurückgeht, um so mehr Unterschiede fallen fort. Genauer das Alter der einzelnen Unterschiede zu bestimmen

ist freilich in den meisten Fällen unmöglich. — Die Grenzen des Deutschen gegen die benachbarten Sprachen haben sich im Laufe der Jahrhunderte stark verschoben. Zunächst hat sich das Deutsche nach Westen und Süden zumeist über früher romanisiertes Gebiet ausgebreitet. Dies ist der Hauptsache nach schon vor Beginn der literarischen Überlieferung geschehen. Doch auch später ist das Deutsche nach dieser Richtung noch an manchen Stellen vorgeschoben. Seit der Zeit Karls des Großen, in stärkerem Maße erst seit dem 12. Jahrhundert hat sich das Deutsche über früher slavisches und baltisches Gebiet ausgebreitet. Hierbei fanden sich zum Teil Einwanderer aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammen, deren Sprache sich erst nach und nach ausglich. So entstanden neue Mundarten, wie sie in der älteren Zeit (im Ahd. und And.) noch nicht vorhanden gewesen waren. Es sind ferner deutsche Kolonien in romanisches, slavisches und ungarisches Gebiet eingesprengt, in denen dann die Mundart infolge der Loslösung vom Mutterboden oft eine eigenartige Entwicklung genommen hat. Auf eine besondere Art ist das Deutsche in die russischen Ostseeprovinzen eingesprengt, indem es Sprache der vornehmeren Klassen geblieben ist. Andererseits ist das Deutsche auch an manchen Stellen durch die romanischen und slavischen Sprachen zurückgedrängt. — Auch innerhalb des Deutschen haben Wanderungen nicht bloß Einzelner, sondern auch geschlossener Gruppen stattgefunden, wodurch Mundarteninseln entstanden sind, die dann allerdings leicht dem Einflusse der abweichenden umgebenden Mundart unterliegen konnten. An den meist schon von Hause aus nicht sehr festen Grenzen benachbarter Mundarten konnten sich leicht kleinere und größere Verschiebungen vollziehen. Wieweit sich zwischen benachbarten Gebieten Übereinstimmung erhielt oder Spaltung eintrat, das war natürlich in hohem Maße durch die größere oder geringere Intensität des Verkehrs bedingt. Und diese stand wiederum im Zusammenhange mit der politischen Gliederung. Auch die religiöse Spaltung hat dabei eine Rolle gespielt. Durch die territoriale und religiöse Zerrissenheit Deutschlands ist die Dialektspaltung begünstigt worden. Andererseits aber haben die Verschiebungen in der politischen und konfessionellen Gliederung es mit sich gebracht, daß mitunter Gebiete, die sich sprachlich nicht

besonders nahe standen, miteinander vereinigt wurden, was dann leicht eine gewisse Ausgleichung in der Sprache veranlaßte oder wenigstens vor weitergehender Spaltung schützte.

Anm. 1. Eine Geschichte des Deutschen mit Ausschluß des Ndl. und Fries. gibt O. Behaghel, *Gesch. der deutschen Sprache im Grundr.* ¹526—633. ²650—780. ³in einem besonderen Bande, Straßburg 1911. ⁴1916. Darin sind die mundartlichen Verhältnisse besonders berücksichtigt. Vgl. außerdem Behaghel, „Die deutsche Sprache“, 5. Aufl., Wien u. Leipzig 1911 (populäre Einführung). Über die Darstellungen, die das Got. mit dem Hochd. verbinden, vgl. § 11.

Anm. 2. Über die Bezeichnung „deutsch“ vgl. Behaghel, *Gesch. d. d. Spr.* § 1 und die dort verzeichnete Literatur.

Anm. 3. Über die Grenzen des Deutschen und ihre Verschiebung vgl. Behaghel, *Gesch. d. d. Spr.* § 2—26, woselbst reichliche Literaturangaben.

Anm. 4. Eine Bibliographie der deutschen Mundarten gibt Kauffmann im *Grundr. d. germ. Phil.* ² I, S. 1507—30 und Mentz, „Bibliographie der deutschen Mundartenforschung“, Leipzig 1892. Vgl. ferner „Die deutschen Mundarten“. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik, begründet von Pangkofer, fortgesetzt von Frommann, Nürnberg 1853—57. Als Vierteljahrsschr. Nördlingen 1858. 9. N. F. Halle 1877; Nagl, „Deutsche Mundarten“, Wien 1896 ff.; Zs. für hochdeutsche Mundarten von Heilig u. Lenz, Heidelberg 1900 ff. Proben der verschiedensten Mundarten gibt Firmenich, „Germaniens Völkerstimmen“, Berlin 1843—68.

Anm. 5. Einen Versuch, die Grenzen für eine Reihe von mundartlichen Eigenheiten festzustellen, hat Wencker in Marburg unternommen auf Grund von mundartlichen Umschreibungen bestimmter Sätze in allen Ortschaften des norddeutschen Bundes. Als Frucht dieser Bemühungen erschien „Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland“ I, 1. Straßburg 1881. Das Unternehmen ist dann auf das ganze deutsche Reich ausgedehnt, und es sind eine Reihe von Karten durch Wencker und seine Mitarbeiter fertiggestellt, die aber nicht durch den Druck veröffentlicht sind. Berichte über die abgeschlossenen Karten sind von Zeit zu Zeit durch Wrede im *A. f. d. A.* von Band 18 an veröffentlicht. Das für den Sprachatlas eingeschlagene Verfahren hat viele überraschende Ergebnisse zutage gefördert. Doch wird auch durch Nachkontrolle an Ort und Stelle manches zu berichtigen sein.

§ 94. J. Grimm schied die deutschen Mundarten, wie dies schon vor ihm geschehen war, in nieder- und hochdeutsche. Erst allmählich fand man es zweckmäßiger eine Dreiheit anzusetzen: nieder-, mittel- (binnen-) und oberdeutsch. Diese Unterscheidung beruht hauptsächlich auf der verschiedenen Stellung zu der zweiten oder hochdeutschen Lautverschiebung. Man könnte danach definieren: niederdeutsch ist das Gebiet,

in dem die Verschiebung auf der untersten Stufe stehen geblieben ist (gewöhnlich sagt man nicht ganz mit Recht: in dem keine Verschiebung eingetreten ist); oberdeutsch dasjenige, in dem sie am weitesten gegangen ist; mitteldeutsch dasjenige, in dem sie auf einer Zwischenstufe steht. Doch diese Konsequenz entspricht nicht ganz der allgemein anerkannten Abgrenzung. Es findet sich namentlich jetzt in dem als oberd. bezeichneten Gebiete noch ein Gradunterschied in der Verschiebung.

Legt man den Stand der Lautverschiebung der Einteilung zugrunde, so hat dieselbe natürlich erst Geltung seit dem Vollzug derselben, also etwa seit dem 6. Jahrh. Älter sind sicher manche andere mundartliche Verschiedenheiten, deren Grenzen sich teilweise mit den alten Stammesgrenzen gedeckt haben werden. Trotzdem scheint es mir zweckmäßig, von der oben bezeichneten Dreiteilung auszugehen, wobei aber der Vorbehalt gemacht werden muß, daß dieselbe nicht zur Aufstellung eines Stammbaumes verwendet werden darf.

A. Niederdeutsch.

1. Friesisch.

§ 95. Wie wir in § 90 gesehen haben, teilt das Friesische mit dem Ags. eine Anzahl alter Eigentümlichkeiten. Durch die Auswanderung nach England ist die anglofriesische Gruppe erheblich geschwächt worden. Doch herrschte die eigenartige Sprache derselben während des MA. noch auf einem großen Gebiete längs der Nordseeküste sowie auf den zugehörigen Inseln. Ja Teile des Stammes scheinen auch weiter südlich in sächsisches Gebiet eingesprengt zu sein. Wenn wir diese Sprache als friesisch bezeichnen, so soll damit nicht gesagt sein, daß alle, die sie gesprochen haben, von der Völkerschaft abstammen, welche die Alten als *Frisii* bezeichnen. Sie können auf andere sprachlich verwandte Völkerschaften zurückgehen. Im Laufe der Zeit ist das Friesische immer mehr von den benachbarten fränkischen und sächsischen Mundarten aufgesogen, teilweise auch durch das Dänische zurückgedrängt. Fries. steht dem Hd. besonders fern, namentlich die Verwandlung der Palatale in Zischlaute verleiht ihm einen eigentümlichen Charakter. Aber im Gegensatz zu dem ursprünglich näher

verwandten Ags. ist es mit den eigentlich deutschen Mundarten immer in Berührung geblieben, weshalb seine spätere Entwicklung mehr der von diesen eingeschlagenen analog gewesen ist.

Man teilt das Fries. in drei Hauptdialekte: west, ost- und nordfries. Das Westfries. erstreckte sich ursprünglich zwischen Fly und Lauwers. Jetzt wird es noch in Westfriesland gesprochen, während es sonst von sächsischen oder fränkischen Elementen überwuchert ist. Das Ostfries. wurde im MA. in der niederländischen Provinz Groningen, in dem ehemaligen hannöverschen Ostfriesland und dem Hauptteile von Oldenburg gesprochen. Allmählich ist es auf zwei ganz kleine Gebiete eingeschränkt, die Insel Wangeroog und das Saterland. Das Nordfries. an der Nordseeküste von Schleswig-Holstein und auf den Halligen ist auch mehr und mehr zurückgedrängt. Zum Nordfries. rechnet man auch die Sprache der Inseln Amroem und Föhr, Sylt, Helgoland, die aber doch wieder besondere Eigenarten zeigen.

Das West- und Ostfries. ist uns durch Denkmäler des späteren MA., namentlich Rechtsquellen bekannt. Man nennt die darin niedergelegte Sprache altfries. Dieselbe ist in mancher Beziehung altertümlicher als das Mhd. einer früheren Zeit, aber begreiflicherweise doch nicht so altertümlich wie das Ahd. oder Alts. Das Westfries. hat ein gewisses literarisches Leben bis auf den heutigen Tag behauptet. Die ostfries. Literatur ist mit dem MA. zu Ende gegangen. Das Nord- und Inselfries. hat niemals eine eigene Literatur gehabt, und Aufzeichnungen derselben reichen nicht weit zurück.

Anm. Eine ausführliche Orientierung über das Fries. gibt Siebs, Grundr. der germ. Phil. I¹, S. 723—779. ²1152—1464; über die friesische Literatur ders. II^a, 494 ff. ³II, 521 ff. Die älteren Rechtsquellen bei Richt-hofen, „Friesische Rechtsquellen“, Berlin 1840. Dazu „Altfriesisches Wörterbuch“, Göttingen 1840. Eine Einführung in das Afries. gibt Heuser, „Altfriesisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar“, Heidelberg 1903. Über friesische oder englische Eigenheiten der Sprache an der Bode und Unstrut handelt Bremer, PBB. 9, 579. Aufzeichnungen, die noch weitere Verbreitung des Ostfries. im 17. Jahrh. bezeugen, sind das „Wurstener Wörterbuch von Westing“, hrsg. von Bremer, PBB. 13, 530 und Angaben über die Herlinger Mundart von Cadovius-Müller, hrsg. von Kükelhans, Leer 1875.

2. Niedersächsisch.

§ 96. Das Niedersächsische umfaßt jetzt ein sehr großes Gebiet. Es gehört dazu ein Teil der nördlichen Niederlande, die Provinz Westfalen außer dem Kreise Siegen (doch deckt sich die Grenze zwischen Westfalen und der Rheinprovinz auch sonst nicht ganz mit derjenigen zwischen sächsisch und fränkisch), die Provinz Hannover, abgesehen von den Resten des Friesischen und einer mitteldeutschen Kolonie um Klaus-tal, Waldeck, Lippe, der nördlichste Zipfel des ehemaligen Kurhessen, Braunschweig, die Hauptmasse von Oldenburg, Schleswig-Holstein, soweit es nicht dänisch oder friesisch ist, Hamburg, Lübeck, Bremen, der Regierungsbezirk Magdeburg, von dem südlichsten Teile abgesehen, Teile von Anhalt, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg ohne den südlichsten Teil, West- und Ostpreußen, abgesehen von einem kleinen mitteldeutschen Gebiet.

Zur Zeit Karls des Großen war das niedersächsische Gebiet erheblich kleiner. Das Fries. hatte noch eine beträchtliche Ausdehnung. Das Dänische reichte weiter südlich. Der große östliche Teil bis über die Elbe hinaus war von slavischen oder baltischen Stämmen bewohnt, deren Sprache erst allmählich bis auf geringe Reste zurückgedrängt worden ist. In dies Kolonisationsgebiet sind nicht ausschließlich Niedersachsen eingewandert. So sind die sumpfigen Niederungen der Oder und Weichsel zum Teil von Nieder- und Mittelfranken urbar gemacht. Besonders gemischt waren wohl die Einwanderer in Preußen, da sich der deutsche Orden aus allen deutschen Stämmen rekrutierte. Die Sprache der hier im 14. Jahrh. entstandenen Literatur ist mitteldeutsch.

Die Grenze des alten niedersächsischen Gebietes gegen das Mitteldeutsche ist ziemlich konstant geblieben. Dagegen hat auf dem Kolonisationsgebiet eine Verschiebung zugunsten des letzteren stattgefunden. Teilweise ist wohl von Anfang an die Bevölkerung eine gemischte gewesen, und nur das anfängliche Übergewicht des niederd. Elements unter dem Einflusse des benachbarten Mitteldeutschen gebrochen. Wittenberg zeigt sich schon durch seinen Namen als ein ursprünglich niederd. Ort. In den Urkunden der Stadt Halle ist im Laufe des 15. Jahrhunderts die niederd. Sprache durch die mitteld.

abgelöst. In die Gegend von Klaustal sind mitteldeutsche Bergleute eingewandert.

§ 97. Die älteste Entwicklungsstufe des Niedersächsischen, die der althochdeutschen entspricht, pflegt man als altsächsisch zu bezeichnen. Sie ist literarisch vertreten durch den Heliand, Fragmente einer poetischen Bearbeitung der Genesis und einige nicht sehr umfängliche Prosatexte und Glossen. Die prosaischen Stücke lassen sich zum Teil genauer lokalisieren. Die spezielle Heimat des Heliand ist viel umstritten und meines Erachtens nicht festzustellen. Auch zeigen die Hss. mundartliche Verschiedenheiten.

Anm. Grammatische Behandlungen des Alts. sind außer den schon genannten, die mit derjenigen anderer Mundarten verbunden sind (Grimm, Holtzmann, Bethge): Heyne, „Kleine alts. u. anfränk. Gramm.“, Paderborn 1873. ²1910; Holthausen, „Alts. Elementarbuch“, Heidelberg 1899; Gallée, „Alts. Gramm.“ 1891. ²1910. Sehr ausführlich ist Behaghel, „Die Syntax des Heliand“, Prag, Wien, Leipzig 1897.

§ 98. Für die mittlere Periode ist die entsprechende Bezeichnung mittelsächsisch nicht üblich geworden, die ja allerdings auch leicht mißverstanden werden könnte. Man gebraucht allgemein mittelniederdeutsch. Diese Bezeichnung ist aber ungenau, indem darin auch das Niederfränkische mit einbegriffen werden kann. Besonders ist Verwirrung dadurch entstanden, daß man einen Teil des Niederfränkischen als niederländisch ausgesondert, einen andern dagegen mit dem Niedersächsischen zusammengeworfen hat. Das Mnd. im engeren Sinne ist in bezug auf literarische Verwendung erheblich hinter dem Hochdeutschen zurückgeblieben. Die wenigen aus Niederdeutschland stammenden Dichter haben zunächst (seit Ausgang des 12. Jahrhunderts) versucht hochdeutsch zu schreiben. Im 13. Jahrh. sind einige niederd. Prosatexte entstanden. Erst das 14. und 15. Jahrh. bringt reichlichere Aufzeichnungen in niederd. Sprache, auch manche poetische, in denen aber auch zum Teil hochdeutscher Einfluß zu verspüren ist. Im 16. Jahrh. wird das Nd. allmählich durch das Hd. aus der Literatur verdrängt.

Anm. Vgl. Lübben, „Mnd. Gramm. nebst Chrestomathie und Glossar“, Leipzig 1892. Besser ist Agathe Lasch, „Mnd. Gramm.“, Halle 1914. Der Wortschatz des Mnd. ist verzeichnet bei Schiller-Lübben, „Mnd. Wörter-

buch“, Bremen 1875—81. Ein Auszug daraus, der aber auch Ergänzungen bringt, ist Lübken-Walther, „Mnd. Handwörterbuch“, Norden u. Leipzig 1885—88.

3. Niederfränkisch.

§ 99. Niederfränkisch ist die Hälfte von Belgien, während die andere Hälfte französisch ist, Holland, soweit es nicht sächsisch oder friesisch oder gemischt ist, und der nördliche Teil der Rheinprovinz jenseits Düsseldorf. Germanische Mundarten, wohl teils fränkische, teils sächsische, erstrecken sich auch etwas nach Frankreich hinein und haben sich früher noch weiter erstreckt. Ein südlicher Streifen, abgegrenzt durch eine Linie zwischen Mors und Kempen, der teils zu den Niederlanden, teils zur Rheinprovinz gehört, hebt sich von dem übrigen ab durch teilweise Verschiebung des *k*, so daß man ihn ganz streng genommen nicht mehr zum Nd. rechnen dürfte. Die älteste Entwicklungsstufe des Altniederfränk. ist vertreten durch eine Psalmenübersetzung, die uns nur teilweise aus älteren Drucken und durch Auszüge, die sogenannten Glossen des Lipsius, bekannt ist, während die Handschrift verloren gegangen ist. Im 12. Jahrh. ist der südliche Streifen vertreten durch Bruchstücke eines Legendars und die Dichtungen Heinrichs von Veldeke. Diese Werke stehen nach den Anregungen, denen sie folgen, wie nach ihren Wirkungen mit der hochdeutschen Literatur in Verbindung. Dagegen ist im 13. Jahrh. in den Niederlanden eine von der hochdeutschen unabhängige Literatur entstanden, zuerst stark unter französischem Einfluß stehend, allmählich sich zu größerer Selbständigkeit entwickelnd. Anfangs waren an derselben hauptsächlich die jetzt belgischen Provinzen beteiligt. Die Literatursprache erhielt dadurch einen vorwiegend fränkischen, speziell westniederfränkischen Charakter. Auf die nördlichen Provinzen übertragen, wurde sie von manchen friesischen und sächsischen Elementen durchsetzt: Indem diese Provinzen ihre Selbständigkeit errangen, wurde sie in ihnen erst recht zur Staats- und Gemeinsprache, die nicht mehr, wie das Niedersächsische oder das Niederfränkische, in dem bei dem deutschen Reiche verbliebenen Gebiete von der hochdeutschen Schriftsprache unterdrückt werden konnte. In den südlichen Niederlanden dagegen

verfiel die früher blühende Literatur, und das Französische wurde die eigentlich herrschende Schriftsprache. Doch sind im 19. Jahrh. in Belgien die Bestrebungen, dem sogenannten Flämischen wieder mehr offizielle Geltung und literarische Entfaltung zu verschaffen, nicht ohne Erfolg geblieben.

Anm. Die Sprache der aufränk. Psalmen ist am ausführlichsten behandelt von A. Borgeld, „De odoostnederfrankische psalmen. Klanken vormleer“. Groningen, Diss. 1899. Über den südlichen Streifen vgl. Busch, Zs. f. d. Phil. 10, 171; Th. Frings, PBB. 41, S. 193. Über die Sprache Heinrichs von Veldeke vgl. die grundlegende Arbeit von W. Braune, Zs. f. d. Phil. 4, 249 ff.; dazu Behaghel in seiner Ausgabe; C. Kraus, „Heinrich v. Veldeke und die mhd. Dichtersprache“ Halle 1899; Kern, „Zur Sprache Veldekes“ in Phil. Studien, Festgabe für Sievers, Halle 1896. Eine Orientierung über das Ndl. gibt Jan te Winkel im Grundr. der germ. Phil. I, 634—722. ²781—921. Die beste Einführung für das Mndl. bietet Franck, „Mndl. Grammatik“, Leipzig 1883. ²1910. Lexikalisch ist das Mndl. behandelt von Oudemans, „Bijdrage tot en Middel- en Oudned. Woordenboek“, Arnhem 1869—80; Verdam (und Verwijs), „Mnl. Woordenboek“, 's Gravenhage 1882 ff. Der Neundl. Wortschatz erfährt nach dem Muster des Grimmschen Wb. eine ausführliche Behandlung in dem „Woordenboek der Nederlandsche Taal“, begründet von M. de Vries und L. A. te Winkel, 's Gravenhage u. Leiden 1864 ff. Außerdem vgl. Franck, „Etymologisch Wb. der Ned. Taal“, 's Gravenhage 1884—92. 2. Aufl. besorgt von van Wyk 1912.

B. Mittelddeutsch.

§ 100. Den Grundstock des Mitteld. bilden fränkische Mundarten, die in der ahd. Periode allein literarisch vertreten sind. Später sind Mundarten hinzugekommen, die durch Kolonisation auf ehemaligem slavischen Gebiete entstanden sind.

Das Fränkische ist durch die Lautverschiebung in verschiedene Teile auseinander gerissen. An das Niederfränk. schließt sich südlich zunächst ein Gebiet an, das zuerst von Braune als mittelfränk. bezeichnet ist. Es umfaßt die Hauptmasse der Rheinprovinz, Luxemburg, von Westfalen den Kreis Siegen, den nordwestlichen Zipfel des ehemaligen Herzogtums Nassau. Dieses Gebiet zerfällt aber wieder in zwei nicht unwesentlich verschiedene Teile, einen größeren nördlichen mit dem Hauptort Köln und einen kleineren südlichen mit dem Hauptort Trier. Für den ersteren ist die Bezeichnung ripuarisch eingeführt, für den letzteren die Bezeichnung moselfränk., die insofern nicht recht passend ist, als auch rechtsrheinisches Land

dazu gehört. Hauptsächlich aus diesem Teile des Mittelfränk. stammen die fälschlich als Sachsen bezeichneten Kolonisten in Siebenbürgen, deren Dialekt daher auf der gleichen Stufe der Lautverschiebung steht, aber natürlich infolge der Loslösung vom Mutterboden auch eine eigenartige Entwicklung durchgemacht hat. An das Mittelfränk. schließt sich südlich die Mundart an, für die man jetzt die freilich an sich ungenaue Bezeichnung rheinfränk. gebraucht. Nach dem Stande der Lautverschiebung kann man in dieselbe auch das Hessische miteinbeziehen. Dann gehört dazu der südlichste Streifen der Rheinprovinz, Deutsch-Lothringen, die bayrische Pfalz, der nördlichste Streifen des Elsaß, die Hauptmasse der Provinz Hessen, Hessen-Darmstadt, ein nördlicher Teil von Baden und Württemberg, ein Zipfel des bayrischen Franken mit Aschaffenburg. In einem südlichen Streifen erfolgt allmählich ein Übergang zum Alemannischen. Man bezeichnet denselben als südfränk. Zu diesen westlichen Mundarten kommt noch das Ostfränkische in einem Gebiete, in das Franken erst ziemlich spät eingedrungen sind, wo sie sich mit älterer germanischer, später im Osten mit slavischer Bevölkerung gemischt haben. Es gehört dazu die Hauptmasse der bayrischen Provinzen Franken, Teile von Württemberg und Baden (Wertheim, Tauberbischofsheim), die thüringischen Herzogtümer Meiningen, Hildburghausen, Koburg, das Vogtland, d. h. die Fürstentümer Reuß und ein Teil des Königreichs Sachsen. Das Süd- und Ostfränk. faßt man auch unter der Bezeichnung oberfränk. zusammen. Manche Forscher sind dafür eingetreten, dieses Oberfränkische zum Oberdeutschen zu rechnen. Allerdings unterscheidet es sich jetzt in bezug auf die Lautverschiebungsstufe nicht von dem zunächst anstoßenden Alemannischen und Bayrischen. Aber in der ahd. Zeit besteht ein deutlicher Unterschied, und nach anderen Momenten stellt sich das Ostfränk. zum Mitteld.

Als ostmitteld. bezeichnet man die Mundarten eines Gebietes, das zum bei weitem größten Teile erst den Slaven abgewonnen ist. Das Ostmitteld. scheidet man wieder in thüringisch, obersächsisch und schlesisch. Zum Thüringischen gehören die Herzogtümer Weimar-Eisenach, Gotha, Altenburg, die Fürstentümer Schwarzburg, ein Teil der Provinz Sachsen (ungefähr der Regierungsbezirk Erfurt), die Umgegend

von Klaustal; zum Obersächsischen das Königreich Sachsen außer dem Vogtlande und der Lausitz, von der Provinz Sachsen ungefähr der Regierungsbezirk Merseburg und der südliche Rand des Regierungsbezirks Magdeburg, Anhalt, der südliche Teil der Provinz Brandenburg, ein Teil von Böhmen; zum Schlesischen Preußisch- und Österreichisch-Schlesien, soweit es nicht slavisch ist, die sächsische Lausitz, Teile von Böhmen, das Deutsche in Mähren; dazu kann auch wohl das Deutsche in der Provinz Posen gerechnet werden und das kleine mitteldeutsche Gebiet in Preußen. Doch sind namentlich die Grenzen zwischen obersächs. und thüring. schwer genau zu bestimmen.

Anm. Die Abgrenzung der md. Mundarten nach dem Stand der Lautverschiebung ist zuerst aufgestellt von Braune in seiner Abhandlung „Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung“, PBB. 1, 1. Eine wichtige Ergänzung dazu gibt K. Nörrenberg, „Studien zu den niederrheinischen Mundarten“, PBB. 9, 371. Über Grenzen und Gliederung des Obersächs. handelt C. Franke, „Der obersächsische Dialekt“, Progr. von Leisnig 1885. Vgl. ferner dessen Abhandlung „Ostfränkisch und Obersächsisch“, Bayerns Mundarten I, S. 374; II, S. 73 u. 317. Über das Schlesische orientiert W. von Unwerth, „Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt“, Breslau 1908.

C. Oberdeutsch.

§ 101. Das Oberdeutsche scheidet sich zunächst in zwei Hauptgruppen, bayrisch und alemannisch in weiterem Sinne. Das Bayrische zerlegen wir in drei Untergruppen, nordbayr. oder oberpfälzisch in der Oberpfalz, dem anstoßenden Teile von Böhmen und einem Teile von Franken mit Nürnberg; mittelbayr. in Nieder- und Oberbayern, abgesehen von dem südlichsten Rande, dem nördlichen Teile von Salzburg, Ober- und Niederösterreich; südbayr. in dem Südrande von Oberbayern im südlichen Teile von Salzburg, Tirol und Kärnten, Steiermark. Bayrische Sprachinseln sind in italienisches, slavisches und ungarisches Gebiet eingesprengt. Das Alemannische im weiteren Sinne zerfällt in das Schwäbische und das Alemannische im engeren Sinne. Ersteres umfaßt die Hauptmasse von Württemberg, Hohenzollern und die bayrische Provinz Schwaben, in der aber das Allgäu einen Übergang zum Alemannischen bildet. Letzteres umfaßt die deutsche Schweiz, Vorarlberg, das südliche Baden, das Elsaß bis auf den nördlichen fränkischen

Teil. Es teilt sich wieder in Hoch- und Niederalem. Zu ersterem gehört die Schweiz außer Basel und angrenzende Teile von Baden und Elsaß.

Ann. Über die Gliederung der bayr. Mundarten vgl. Schatz, „Die tirolische Mundart“, Innsbruck 1903. Die Abgrenzung und die Gliederung des Schwäb. veranschaulicht H. v. Fischer, „Geographie der schwäb. Mundart“, Tübingen 1895. Darin werden, wie im Wenckerschen Sprachatlas, die Grenzen für eine Anzahl wichtiger Eigenheiten auf Karten dargestellt.

Kap. 3. Übersicht über die Entwicklung des Hochdeutschen.

§ 102. Wir fassen die beiden oben geschiedenen Gruppen des Ober- und Mitteldeutschen doch wieder als hochdeutsch zusammen. Dies geschieht zunächst, weil sie von Anfang an eine literarische Einheit bilden, so daß es nicht wohl angeht, eine besondere oberdeutsche und eine besondere mitteldeutsche Literatur zu unterscheiden. So ist denn auch aus ihrer gegenseitigen Beeinflussung unserer Gemeinsprache, wie man gewöhnlich sagt, die hochdeutsche Schriftsprache erwachsen, und zwar so, daß das Mitteld., speziell das Ostmitteld. den eigentlichen Grundstock gebildet hat.

Man unterscheidet gewöhnlich drei Entwicklungsstufen des Hochdeutschen: alt-, mittel- und neuhochdeutsch. Das erste rechnet man vom Beginn der zusammenhängenden Aufzeichnungen (etwa 750—770) bis gegen das Ende des 11. Jahrh. Als Kriterium für die Abgrenzung gegen das Mhd. betrachtet man die Abschwächung der vollklingenden Vokale in den unbetonten Silben zu schwachem *e*, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß dieselbe nicht auf dem ganzen Gebiete zu gleicher Zeit erfolgt ist, und daß im Alemannischen die langen Vokale ihre alte Qualität bis in das Mhd., ja zum Teil bis ins Nhd. bewahrt haben. Die Grenze zwischen Mhd. und Nhd. läßt man gewöhnlich mit der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit zusammenfallen, wobei dann die Wirksamkeit Luthers für die Begründung der Gemeinsprache in Anschlag gebracht zu werden pflegt. Im übrigen läßt sich eigentlich kein bestimmtes Kriterium für die Abgrenzung angeben. Die charakteristischen Unterschiede unserer jetzigen Schriftsprache von der Sprache

in der Blütezeit der mhd. Literatur sind teils älter, teils jünger. Zum Behuf genauerer Unterscheidung gebrauche ich die Bezeichnungen spätmittelhochdeutsch (14. 15. Jahrh.) und altneuhochdeutsch (16. 17. Jahrh.).

Die grammatische und lexikalische Behandlung des Hochdeutschen.

§ 103. Wenn ich im folgenden neben der grammatischen auch die lexikalische Behandlung berücksichtige, so ist dies dadurch begründet, daß die letztere vielfach zur Ergänzung der ersteren herangezogen werden muß, zumal da sie im allgemeinen reichhaltiger und ausführlicher gewesen ist als jene.

§ 104. Behandlungen der ganzen Entwicklung des Hd. in größerem Rahmen sind schon früher erwähnt (Grimm, Wilmanns, Kauffmann, Behaghel). Auf guter Beherrschung der Literatur beruht Lichtenberger, „Histoire de la langue Allemande“, Paris 1895. Die Darstellung der älteren Literatursprache mit derjenigen der modernen Mundarten ist verbunden bei Weinhold, „Bayr. Grammatik“, Berlin 1867 und „Alem. Grammatik“, Berlin 1863. Sie steht leider auf einem veralteten Standpunkt, und die verkehrte Anordnung macht eine Übersicht über die Entwicklung unmöglich. Wörterbücher, die Ahd. und Mhd., z. T. auch Got. umfassen, sind Wackernagel, „Wörterbuch zum altdutschen Lesebuch“ 5. Aufl., Basel 1878 und Schade, „Altdantesches Wörterbuch“, Halle 1872—82. Letzteres enthält auch reichhaltige Vergleichenngen mit den übrigen germanischen Sprachen, sowie mit den indogermanischen und romanischen.

§ 105. Das Ahd. hat eine besondere Darstellung gefunden durch Braune, „Ahd. Grammatik“, Halle 1886. 3. ⁴1911, wodurch alle früheren Darstellungen antiquiert sind. Derselbe hat einen Abriß veröffentlicht Halle ⁴1906. Sehr eingehend sind Schatz, „Altbairische Grammatik“, Göttingen 1907 und Franck, „Altfränkische Grammatik“, Göttingen 1909. Spezielle grammatische Behandlungen einzelner Denkmäler enthalten z. T. die Ausgaben derselben. Der Wortschatz des Ahd. hat früh eine ausführliche Darstellung gefunden durch Graff, „Althochdeutscher Sprachschatz“, Berlin 1834—42. Die Anordnung darin ist nach sogenannten Wurzeln gemacht und folgt nicht dem gewöhnlichen Alphabet. Daher ist noch ein alphabetisches Register angeschlossen von Maßmann (allerdings auch nicht rein alphabetisch), Berlin 1846. Spezialwörterbücher enthalten manche Ausgaben.

§ 106. Die vollständigste grammatische Behandlung des Mhd., abgesehen von der Syntax, bietet Weinhold, „Mhd. Grammatik“, Paderborn 1877. ²1883. Die Darstellung darin ist besser als in der alem. und bair. Gramm., steht aber doch nicht auf dem neuesten Standpunkt der Forschung. Kürzere Darstellungen sind: Weinhold, „Kleine mhd. Grammatik“, Wien 1881.

Dritte wesentlich verbesserte Aufl. besorgt von Ehrismann 1905; Paul, „Mhd. Grammatik“, Halle 1881. ^o1913 (von der 2. Aufl. an mit Syntax); Michels, „Mhd. Elementarbuch“, Heidelberg 1900. ^o1912. Ausführlicher als die Gramm. ist der Wortschatz behandelt: Müller-Zarneck, „Mhd. Wörterbuch“, Leipzig 1854—61; Lexer, „Mhd. Handwörterbuch“, Leipzig 1869—78. Beide zusammen sind unentbehrlich. Letzteres war ursprünglich als Register zu ersterem und als ein kürzerer Auszug daraus gedacht, wollte aber zugleich Ergänzungen bringen. Dieser letzte Zweck ist aber zur Hauptsache geworden. Ein bequemes Hilfsmittel für Anfänger ist Lexer, „Mhd. Taschenwörterbuch“, Leipzig 1879.

§ 107. Für das Nhd. müssen wir auch die älteren, rein praktischen Zwecken dienenden Darstellungen aufführen, weil sie, so unvollkommen sie sein mögen, für uns den Wert von Quellenschriften haben. Eine Geschichte derselben findet man bei Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie in Deutschland“, München 1870; Paul, „Geschichte der germanischen Philologie“ in seinem Grundriß I, S. 9; am ausführlichsten bei Jellinek „Geschichte der nhd. Grammatik von den Anfängen bis zur Adelung“ I. II., Heidelberg 1913. 1914.

§ 108. Die ältesten grammatischen Schriften sind besprochen und größtenteils abgedruckt bei Joh. Müller, „Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“, Gotha 1882. Dieselben wollen dem Lese- und Schreibunterricht dienen. Sie zerfallen in zwei Klassen, eine mehr elementare, hauptsächlich für den Leseunterricht bestimmte, und eine mit orthographischen Anweisungen für berufsmäßige Schreiber und Notare. Von der ersteren Art reicht die älteste noch in das 15. Jahrh. zurück: Hueber, „Modus legendi“, Landshut 1477 (Müller S. 9). Im 16. Jahrh. verfaßte Val. Ickelsamer eine Schrift „Die rechte weis auff's kürztzist lesen zu lernen“, wovon die erste Ausgabe 1527 erschienen ist (vgl. V. Moser, Zs. f. d. Phil. 47, S. 116), die zweite 1534 in Rothenburg a. d. Tauber (Müller S. 52). An ihn schließen sich an Peter Jordans „Leyenschül“ 1533 (Müller S. 110), Jacob Grützbeutels „Stimmenbüchlein“ 1531, 1534 (Fechner, 4 seltene Schriften des 16. Jahrh.), Ortholph Fuchspergers „Leeszkonst“, 1542 (Müller S. 166). Unabhängig dagegen ist das „Enchiridion“ von Joann Kolrosz, Basel 1530. Die andere Art ist in Anweisungen zur Anfertigung von Schriftstücken eingefügt, wie sie schon im MA., seit dem 15. Jahrh. auch in deutscher Sprache, üblich waren. Hierher gehört der „Schryfftspiegel“, Köln 1527 (Müller S. 382), die „Orthographia“ des Schlesiens Fabian Frangk als Anhang zu seiner „Cantzley“, Wittenberg 1531 (Müller S. 92) und die „Orthographia“ im „Handbüchlein“ des Schwaben Meichszner 1538 (Müller S. 160). Ickelsamer verfaßte später auch ein Werk unter dem Titel „Ein Teutsche Grammatica“ (Müller S. 120, besondere Ausgabe von Kohler, Freiburg i. B. 1881), das aber im wesentlichen doch nur eine Orthographie bietet, ausgezeichnet durch sorgfältige Beobachtung der Aussprache.

§ 109. Zur Abfassung eigentlicher Grammatiken führte zunächst das Bedürfnis des Unterrichts von Ausländern in der deutschen Sprache,

weshalb sie auch lateinisch abgefaßt sind. Die ältesten Versuche sind sehr unvollkommen, unvollständig und sklavisch an die übliche lateinische Grammatik angeschlossen, weshalb sie auch vielfach unnützen Ballast mitführen. Erst langsam hat man sich von diesen Übelständen etwas freigemacht. Kurz hintereinander sind zwei Grammatiken erschienen: Laurentius Albertus Ostrofrancus, „Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst“, 1573 (neue Ausg. von C. Müller-Fraureuth, Straßburg 1895); Albert Oelinger, „Unterriecht der Hoch Teutschen Spraach“, Straßburg 1574. Beide Werke zeigen mannigfache Berührungen, weshalb einer den andern benutzt haben muß. Nach der Erscheinungszeit müßte Oelinger der Plagiator sein, was nur deshalb bezweifelt worden ist, weil Oelinger auf eine unrechtmäßige Benützung seines Manuskripts zu deuten scheint. Es folgt Clajus, „Grammatica Germanicae linguae ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta“, Leipzig 1578 (neue Ausg. v. F. Weidling, Straßburg 1894). Dies Werk hat bleibenden Erfolg gehabt (eine 11. Aufl. ist noch 1720 erschienen), und es schließt sich daran die Weiterentwicklung im 17. Jahrh. an. Diesen Erfolg verdankt es nicht sowohl besonderen Vorzügen der Darstellung, als vielmehr seinem Anschluß an die Sprache Luthers. Auch nach dem Erscheinen vollständigerer Grammatiken wurden noch elementarere Hilfsbücher zur Erlernung des Lesens und Schreibens veröffentlicht, so z. B. Sebastian Helbers „Teutsches Syllabierbüchlein“ 1593 (neue Ausgabe v. G. Roethe, Freiburg i. B. 1882); J. Rd. Sattler, „Teutsche Orthographie vnd Phraseology“, Basel 1607.

§ 110. Im 17. Jahrhundert gingen Anregungen zur Behandlung der deutschen Grammatik einerseits von den Sprachgesellschaften aus, anderseits von den pädagogischen Bestrebungen des Raticnius, der Erteilung des Unterrichts in der Muttersprache verlangte. So wird für die Grammatiken allmählich der Hauptzweck Belehrung für Deutsche in der Schriftsprache und Festsetzung derselben. Noch lateinisch abgefaßt sind: St. Ritter, „Grammatica Germanica Nova“, Marburg 1616; H. Schöpf, „Institutiones in linguam Germanicam sive Alemannicam“, Mainz 1625. Die erste deutsch abgefaßte Grammatik sucht die Methode des Raticnius zur Geltung zu bringen: Joh. Kromayer, „Deutsche Grammatica, zum newen Methodo, der Jugend zum besten zugerichtet“, Weimar 1618. Es folgen: Jac. Brucker, „Teutsche Grammatic“, Frankf. 1620; Tilemann Olearius, „Deutsche Sprachkunst“, Halle 1630. Im Auftrage der Fruchtbringenden Gesellschaft verfaßt ist Ch. Gueintzens „Deutscher Sprachlehre Entwurf“, Cöthen 1641. Alle früheren Grammatiken übertrifft bei weitem an Ausführlichkeit Just. Gg. Schottelius, „Teutsche Sprachkunst“, Braunschweig 1641. ² 1651. Diese ist dann eingefügt in seine „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haupt Sprache“, Braunschw. 1663. Hier ist sie umrahmt von allerhand historischen Untersuchungen, die aber auf seine Darstellung der Grammatik so gut wie gar keinen Einfluß gehabt haben. Er beschränkt sich ebenfalls auf Festsetzung des für seine Zeit Gültigen, wobei allerdings manches schon Veraltete mitgeschleppt wird. Weniger wichtig sind: I. Girbert, „Deutsche Grammatica oder Sprachkunst“, Mühlhausen 1653; Nath. Duesius,

„Compendium grammaticae Germanicae“, Amsterdam 1666; Is. Pölnan, „Neuer hoochdeutscher Donat, zum Grund gelegt der neuen hoochdeutschen Grammatik“, Berlin 1671. Ders., „Neue kurtz- und deutliche Sprachkunst“, Regensburg 1687. I. Bödikers „Grundsätze der Teutschen Sprache im Reden und Schreiben“, Cöln a. d. Spree 1690, haben bedeutend gewonnen durch die Bearbeitung von J. Lh. Frisch (Berlin 1723) und sind später durch neue Zusätze vermehrt von J. Jak. Wippel (Berlin 1746).

§ 111. Aus dem 18. Jahrhundert sind zu erwähnen Cp. E. Steinbach, „Kurtze und gründliche Anweisung zur deutschen Sprache“, Rostock u. Parchim 1724; J. B. v. Antesperg, „Kayserliche Deutsche Grammatick“, Wien 1747. Einen maßgebenden Einfluß gewann Gottsched mit seiner „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jhrh.“, Leipzig 1748. Diesen Einfluß verdankt das ziemlich oberflächlich gearbeitete Werk hauptsächlich dem Umstande, daß es entschieden mit dem Anschluß an die ältere Tradition brach und einen zeitgemäßen Standpunkt einnahm. Es erlebte bis zum Jahre 1776 sechs Auflagen und wurde erst durch Adelpungs Arbeiten verdrängt. Auch erschien ein kürzerer „Kern der deutschen Sprachkunst“, Leipzig 1753. ³1777. Ganz abhängig von Gottsched ist (H. Braun) „Anleitung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauch der Schulen in den Churlanden zu Baiern“, München 1765, umgearb. Aufl. Salzburg 1776. Selbständiger sind J. Mch. Heinzen, „Anmerkungen über des Herrn Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre“, Göttingen 1759; J. Sgm. Val. Popowitsch, „Die notwendigsten Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst, zum Gebrauch der österr. Schulen ausgefertiget“, Wien 1754; K. F. Aichinger, „Versuch einer deutschen Sprachlehre“, Frankf. u. Leipz. 1753; Ch. F. Hempel, „Erleichterte hochdeutsche Sprachlehre“, Frankfurt 1754; J. F. Heynatz, „Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen“, Berlin 1770. ⁵1803; Jac. Hemmer, „Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der kurpfälz. Lande“, Mannheim 1775; F. K. Fulda, „Grundregeln der deutschen Sprache“, Stuttgart 1778. Bei Fulda findet man zuerst Berücksichtigung der Mundart mit dem Bestreben, Verhältnisse der schwäb. Mundart maßgebend für die Schriftsprache zu machen. Den Höhepunkt erreicht die bloß gesetzgebende Richtung in Johann Christoph Adelung. Er verfaßte zuerst im Auftrag der preußischen Regierung die „Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den preuß. Landen“, Berlin 1781. ⁶1816, dann „Auszug aus der deutschen Sprachlehre für Schulen“, Berlin 1781. ⁴1818, endlich sein Hauptwerk, „Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache“, 1. 2. Bd. Leipzig 1792. 83. Er hat seine Vorgänger ausgiebig benutzt. In bezug auf Mustergültigkeit schließt er sich an den allerdings nun nicht mehr modernen Standpunkt Gottscheds an. Er dringt mit Erfolg vor allem auf logische Genauigkeit, während ihm der Sinn für Volkstümlichkeit und Bildlichkeit gänzlich abgeht. Die Schulgrammatik der folgenden Zeit ist lange von ihm abhängig geblieben.

§ 112. Die geschichtliche Behandlung des Nhd. beginnt erst mit J. Grimms Grammatik, die aber doch nur einen kurzen Abriß bietet. Nur

langsam sind die Ergebnisse der Sprachgeschichte in die mehr für praktische Zwecke, namentlich für den Schulunterricht bestimmten Grammatiken eingedrungen. Unter diesen sind hervorzuheben: Götzingen, „Die deutsche Sprache“, Stuttgart 1836. 39; K. W. L. Heyse, „Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache“, Hannover 1838. 49. Die Übergangszeit vom Mhd. zum Nhd. behandelt Kehrein, „Grammatik der deutschen Sprache des fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts“, Leipzig 1854—56. 31863. Die zahlreichen kleineren Schulgrammatiken brauchen hier nicht aufgeführt zu werden. In eigenartiger Weise ist der Standpunkt der neueren Sprachwissenschaft vertreten von Sütterlin, „Die deutsche Sprache der Gegenwart“, Leipzig 1900. 31910. Von kürzeren Hilfsmitteln mag noch als das beste erwähnt werden Sütterlin und Waag, „Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten“, Leipzig 1905. 31908.

§ 113. Von den Mundartengrammatiken führe ich hier nur einige an, die nach Umfang und Methode von besonderer Bedeutung sind. A. Schmeller, „Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt“, München 1821. J. Winteler, „Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus“, Leipzig 1876. Kauffmann, „Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit“, Straßb. 1890. A. Heusler, „Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Baselstadt“, Straßb. 1888. J. Schatz, „Die Mundart von Imst“, Straßb. 1897. Lessiak, „Die Mundart von Pernegg in Kärnten“, (PBB. 28, 1).

§ 114. Lateinische alphabetische Wörterverzeichnisse mit deutscher Übersetzung gab es schon im MA. Nachdem man in der Humanistenzeit anfang, aus dem Deutschen in das Lateinische zu übersetzen, wurden auch deutsch-lateinische Wörterbücher zum Bedürfnis. So entstand z. B. Pt. Dasypodius, „Dictionarium Latinogermanicum et vice versa Germanicolatinum“, Straßburg 1535 ff. Das erste Wörterbuch, in dem die Darstellung des deutschen Wortschatzes zum eigentlichen Zweck gemacht ist, ist Josua Maaler (Pictorius), „Die Teütsch sprach. Dictionarium germanicolatinum novum“, Zürich 1561. Es sollte, wie die ältesten Grammatiken, in erster Linie dem Bedürfnis der Ausländer dienen. Der Zweck ist freilich nur unvollkommen erreicht, weil es nur eine Umsetzung des lateinisch-deutschen Wörterbuchs von Frisius (1556) ist. Seit dem 17. Jahrhundert erschienen wesentlich für Deutsche bestimmte Verzeichnisse des zur Zeit geltenden Wortgebrauches: Gg. Henisch, „Deutsche Sprach und Weißheit. Thesaurus Linguae et Sapientiae Germanicae“, Augsburg 1616 (nur bis G reichend). (Kaspar v. Stieler, als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft „der Spate“ genannt) „Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder deutscher Sprachschatz“, Nürnberg 1691. Cp. E. Steinbach, „Vollständiges deutsches Wörterbuch“, Breslau 1734. v. Antesperg, „Das deutsche Kayserliche Schul- und Canzeley-Wörterbuch“, Wien 1738. Von den zur Vermittlung mit fremden Sprachen bestimmten Wörterbüchern ist hervorzuheben Mth. Kramer, „Das herrlich große deutsch-italiänische Dictionarium“, Nürnberg 1724. Anderer Art, die veralteten Wörter bis ins 15. Jahrh. zurück berücksichtigend, ist J. Lh. Frisch, „Deutsch-lateinisches Wörter-

buch“, Berlin 1741. Alle früheren Wörterbücher übertrifft bei weitem an Vollständigkeit Joh. Christoph Adelungs „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart“, Leipzig 1774—86, in 2. Aufl. 1793—1801 nicht mehr bloß als Versuch bezeichnet. Sein Hauptzweck ist die Feststellung des geltenden Sprachgebrauchs, wobei sich sein einseitiger Standpunkt wie in seinen grammatischen Arbeiten geltend macht. Er führt aber auch viele landschaftliche Gebrauchsweisen und solche, die er mißbilligt, auf. Ältere Texte berücksichtigt er nur, soweit sie zu seiner Zeit noch gelesen wurden. Belege gibt er nur ausnahmsweise, abgesehen von den Bibelzitate. Geschichtliche Auffassung fehlt natürlich, dagegen ist die logische Schärfe in der Aufstellung und Unterscheidung der Bedeutungen rühmlich anzuerkennen. Jo. H. Campe, „Wörterbuch der deutschen Sprache“, Braunschw. 1807—11 (bearbeitet von Radlof und Bernd), bringt Ergänzungen zu Adelung mit stark puristischer Tendenz.

§ 115. Eine umfassende, wirklich geschichtliche Behandlung ist in dem großen „Deutschen Wörterbuch“ in Angriff genommen, das von den Brüdern Grimm begonnen ist, fortgeführt von Karl Weigand, Rudolf Hildebrand, M. Heyne, Lexer, Ernst Wülcker, wozu in neuerer Zeit noch eine Reihe anderer gekommen sind, so daß das Werk wahrscheinlich bald seinem Ende zugeführt werden wird. Es ist mit der Zeit immer ausführlicher, das Material immer vollständiger geworden. Den Fortschritten in der Ausschöpfung der Quellen entspricht allerdings nicht ein gleicher Fortschritt in der Verarbeitung des Materials. Das vollständigste vollendete Wörterbuch ist das von D. Sanders, Leipzig 1859—65, wozu noch ein Ergänzungswörterbuch (1879—85) gekommen ist. Es bringt reichlich Belege aus dem 18. und 19. Jahrh., durch welche z. T. auch das Grimmsche Wb. Ergänzungen erfahren hat, aber ohne geschichtliche Auffassung und in ungeschickter Anordnung. Weigand, „Deutsches Wörterbuch“, Gießen 1857—71. *1878, gibt eine kürzere, auch die Fremdwörter einschließende Zusammenfassung des deutschen Wortschatzes, wobei besonderes Gewicht auf die Etymologie und die Altersbestimmung der Wörter gelegt ist. In einer Neubearbeitung von K. von Bahder, Herm. Hirt und Karl Kant (1909—10) ist die Etymologie noch mehr in den Vordergrund getreten. Einen ähnlichen Zweck wie Sanders auf besserer historischer Grundlage verfolgt M. Heyne in seinem „Deutschen Wörterbuch“, Leipzig 1889—95; dazu eine kleine Ausgabe 1896. Für weitere Kreise bestimmt ist auch H. Paul, „Deutsches Wörterbuch“, Halle 1896. *1908, worin das Hauptgewicht auf die Bedeutungsentwicklung gelegt ist. Eine andere Richtung vertritt Friedr. Kluge, „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“, Straßburg 1883. *1915. Ein wissenschaftliches Fremdwörterbuch mit Belegen ist begonnen von Hans Schulz, „Deutsches Fremdwörterbuch“, Straßburg 1910 ff.

§ 116. Mundartliche Wörterbücher von größerem Umfange, die auch die ältere Literatur berücksichtigen, sind: Schmeller, „Bayerisches Wörterbuch“, München 1827—37, 2. Aufl. mit Benutzung der früher zurückgelegten Sammlungen Schmellers bearbeitet von Frommann 1869—78;

„Schweizerisches Idiotikon“, begründet von Staup und Tobler und von anderen Bearbeitern fortgeführt, Frauenfeld 1881 ff.; „Wb. der Elsässischen Mundarten“ von E. Martin und H. Lienhart, Straßburg 1899—1907; H. Fischer, „Schwäbisches Wb.“, Tübingen 1904 ff.; „Siebenbürgisch-sächsisches Wb. Mit Benutzung der Sammlungen Joh. Wolffs hrsg. vom Ausschuß des Vereins für siebenb. Landeskn.“, Straßb. 1908 ff. In Vorbereitung ist ein bair.-österreich. Wb. auf Veranlassung der Akademien der Wiss. in München und Wien, und ein rheinisches Wb.

§ 117. Von Arbeiten über die Sprache einzelner Schriftsteller nennen wir: Carl Franke, „Grundzüge der Schriftsprache Luthers“, Gürlitz 1888, 2. Aufl. 1913. 14; C. Frommann, „Versuch einer grammatischen Darstellung der Sprache H. Sachs“, Nürnberg 1878; W. Fundinger, „Die Darstellung der Sprache des Erasmus Alberus“, Freiburg 1892; Virg. Moser, „Sprachliche Studien zu Fischart“, PBB. 36, 102; Gebhard Himmler, „Zur Sprache des Ägidius Albertinus“ I. Progr. München 1901—2, II. Passau 1902—03; W. Metzger, „Logaus Sprache“, Diss. München 1904; Larsson, Grundzüge der Sprache Logaus“, Diss. Upsala 1904; Curt Blankenburg, „Studien über die Sprache Abrahams a. S. Clara“, Diss. Halle 1897; A. Urbach, „Über die Sprache in den deutschen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte v. Orléans“, Greifswald 1899; P. Drechsler, „Wenzel Schiffer und die Sprache der Schlesier“ (Germ. Abh. XI), Breslau 1895; Adolf Becker, „Die Sprache Friedrichs v. Spee“, Diss. Berlin 1912; H. Groschup, „Die Sprache J. Chr. Günthers“, Diss. Leipzig 1900; A. Lange, „Über die Sprache der Gottschedin in ihren Briefen“, Diss. Upsala 1901; Horák, Die Entwicklung der Sprache Hallers“, Progr. Bielitz 1890, I. Teil; Hans Käslin, „A. v. Hallers Sprache in ihrer Entwicklung dargestellt“, Diss. Freiburg-Brugg 1892; Sune Hildebrand, „Die Discourse der Mahlern und der Mahler der Sitten sprachlich verglichen“, Diss. Upsala 1909; Hans Birlo, „Die Sprache des Parnassus Boicus“, Diss. München 1908; Würfl, „Über Klopstocks poetische Sprache“ (Herrigs Archiv 64, 271; 65, 250); F. Petri, „Kritische Beiträge zur Geschichte der Dichtersprache Klopstocks“, Diss. Greifswald 1894; Aug. Lehmann, „Forschungen über Lessings Sprache“, Braunschweig 1875; E. Schmidt, „Lessing“ II, 683 ff.; Fritz Tyrol, „Lessings sprachliche Revision seiner Jugenddramen“, Diss. Berlin 1893; Theod. Längin, „Die Sprache des jungen Herder“, Diss. Freiburg, Tauberbischofsheim 1891; Rud. Ideler, „Zur Sprache Wielands. Sprachliche Untersuchungen im Anschluß an Wielands Übersetzung der Briefe Ciceros“, Berlin 1908; Aug. Lehmann, „Goethes Sprache und ihr Geist“, Berlin 1852; E. Albrecht, „Zum Sprachgebrauch Goethes“, Crimmitschau 1877; Paul Knauth, „Goethes Sprache und Stil im Alter“, Leipzig 1898; Curt Pfitze, Die Sprache in J. M. R. Lenzens Dramen“, Diss. Leipzig, Braunschweig 1890; F. M. E. Kasch, „Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller“, Diss. Greifswald 1900; W. Pfeiderer, „Die Sprache des jungen Schiller in ihrem Verhältnis zur nhd. Schriftsprache“ (PBB. 28, 273); Georg Minde-Pouet, „Heinrich v. Kleist, seine Sprache und sein Stil“, Weimar 1897; K. G. Andresen, „Über die Sprache J. Grimms“, Leipzig 1870.

Charakteristik des Ahd.

Konsonanten.

§ 118. Von den charakteristischen Eigenheiten, durch die sich das Hochdeutsche schon im Beginn der literarischen Überlieferung von den übrigen westgerm. Mündarten abhebt, kommt in erster Linie die sogenannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung in Betracht. Ist schon die erste Verschiebung nicht als ein einheitlicher Vorgang zu betrachten, so kann es vollends bei der zweiten nicht zweifelhaft sein, daß wir es mit einer Reihe von Einzelvorgängen zu tun haben, die sich nicht gleichzeitig vollzogen, und die sich auch nicht alle über das gleiche Gebiet erstreckt haben. Es ist dadurch also nicht bloß ein Gegensatz zum Nd. geschaffen, sondern zugleich eine Abstufung innerhalb des Hochd. selbst.

Urgerm. Tenuis.

§ 119. Der älteste Vorgang, der etwa ums Jahr 600 abgeschlossen war, ist die Verschiebung der einfachen Tenuis nach Vokal zu geminiertem harten Reibelaut. Dadurch ist also *p* zu *ff* geworden; *k* zu dem Laute unseres *ch*, im älteren Ahd. *hh*, im Auslaut *h* geschrieben; *t* zu einem harten gelispelten *s*-Laut, der im Ahd. und Mhd. gewöhnlich durch *z* bezeichnet, also von der Affrikata in der Schreibung nicht unterschieden wird, von neueren Grammatikern als *ʒ* von der Affrikata *z* unterschieden. Vgl. ahd. *trëffan* = alts. *drëpan*, ahd. *giskaffan* = got. *skapans*, alts. *giskapan*; ahd. *uuahhën* = got. *wakan*, ahd. *rëhhan* = got. *wrikan*; ahd. *ëzzan* = got. *itan*, ahd. *uuzgan* = got. *witan*. Zur Erklärung der Geminatio des Reibelautes nimmt man an, daß die Tenuis zunächst zur Affrikata (*pf*, *kch*, *z*) geworden, und daß dann weiter das erste Element dem zweiten assimiliert sei. Im Auslaut tritt natürlich Vereinfachung ein, vgl. *skif* — *skiffes* = alts. *skip*. Vereinfachung ist auch nach langem Vokal und Diphthong eingetreten, vgl. ahd. *hlauf(f)an* = got. *hláupan*, ahd. *muoz(ʒ)an* (müssen) = got. *mōtan*, ahd. *suohhen*, *suo-chen* = got. *sōkjan*.

Diese Verschiebung erstreckt sich über das ganze hochdeutsche Gebiet, doch zeigt das Mfränk. charakteristische Ausnahmen. Der N. A. Sg. N. der Pronomina lauten hier wie im

Nd. *dat, wat, it, dit*, wonach auch *allet*. Von diesen Formen findet sich *dit* auch noch im Rheinfränk. und Hess. Ferner lauten von Verben wie *setzen, letzen, boegen* (büßen), *groezen* die Präterita *satte, latte, boete, groete*, die Partizipia *gesat, gelat, geboet, gegroet*. Im Ripuarischen findet sich auch *ût* = hd. *ûz* (aus). Diese verschiedenen Fälle haben das gemeinsam, daß *t* im Silbenauslaut stand (vgl. PBB. 6, 554). Das Ripuarische hat auch *up* = hd. *ûf*, also auch ein Fall, in dem die Tenuis im Silbenauslaut steht.

Anderseits greift eine Verschiebung noch über in den südlichen Streifen des Nfränk. Dort ist *k* nach Vokal im Auslaut verschoben, dagegen nicht zwischen Vokalen. In mhd. Zeit besteht ein Wechsel zwischen *rouch* und *roukes*, *sprach* und *sprâken*. Dieser ist in der jetzigen Mundart durch Ausgleichung zugunsten des *k* beseitigt, so daß *ch* nur noch in den isolierten Formen *ich, mich, dich, ouch* geblieben ist.

§ 120. Was die Tenuis in den übrigen Stellungen betrifft, so können wir zunächst zwei Hauptgruppen unterscheiden. In den Verbindungen *sp, sk, st, ht, ft* ist wie im Urgerm. die Verschiebung unterblieben. In ihnen ist die Tenuis immer nicht sehr energisch, namentlich ohne Aspiration gesprochen, weshalb in manchen ahd. Texten die Schreibungen *sb, sg, sd, hd, fd* erscheinen. Dieselbe Erscheinung finden wir bei der Aufzeichnung lebender ober- und mitteldeutscher Mundarten. Ferner ist die Verschiebung unterblieben in der Verbindung *tr*, vgl. ahd. *triuua* „Treue“ = got. *triggwa*, ahd. *trëtan* = got. *trudan*, ahd. *uuintar*, Gen. *uuintres*, = got. *wintrus*, ahd. *hlûtar* „lauter“, Gen. *hlûtres* = got. *hlûtrs*. Dagegen der Verschiebung ausgesetzt ist die Tenuis im Anlaut (abgesehen von *tr*), im In- und Auslaut nach *r, l* und Nasal und in der Geminatio, und und zwar ist das Ergebnis gewöhnlich Affrikata, teilweise aber auch bloßer harter Reibelaut. Hierbei verhalten sich aber die verschiedenen Tenuis verschieden und nicht in allen genannten Stellungen gleich, und indem die einzelnen Fälle der Verschiebung sich nicht über das gleiche Gebiet erstrecken, ist dadurch die Veranlassung zu mannigfacher mundartlicher Differenzierung gegeben.

§ 121. Am gleichmäßigsten ist die Verschiebung des *t* zu *z* eingetreten. Vgl. ahd. *zëhan* = got. *tashun*, ahd. *ziohan* =

got. *tiuhan*, ahd. *zihan* = got. *teihan*; ahd. *hërza* = got. *hairtô*, ahd. *uurz* = got. *waúrts*; ahd. *salz* = got. *salt*, ahd. *smëlzan* = nd. *smelten*; ahd. *pflanza* aus lat. *planta*; ahd. *scaz* = got. *skatts*, ahd. *sezsan* = alts. *settean* (got. *satjan*). Diese Verschiebung erstreckt sich noch über das ganze hochdeutsche Gebiet, nur findet sich im Mfränk. *tuschen* = *zwischen*. Doch ist sie etwas jünger als die Verschiebung der einfachen Tenuis nach Vokal. Wenigstens, wenn für den Wandel von *t* zu *ʒ* mit Recht Durchgang durch die Affrikata angenommen wird, muß die Übergangsstufe bereits verlassen gewesen sein, als *tt* zu *ʒz* wurde. Sonst wären ja westgerm. *t* und *tt* zusammengefallen.

§ 122. Eingeschränkter ist das Gebiet, in dem *p* verschoben ist. Soweit sich dasselbe erstreckt, ist *p* zur Affrikata *pf* geworden, im Ahd. und auch noch im Mhd. gewöhnlich *ph* geschrieben. Vgl. ahd. *phlëgan* = ags. *plegan*, ahd. *phluog* = ags. *plôg*; ahd. *aphul* = ags. *æppel*, ahd. *scephan* = alts. *sceppean* (got. *skapjan*); ahd. *gilimph* (mhd. *Glimpf*, wozu *glimpflich*) = ags. *ʒelimp*. Auch nach *l* und *r* ist *p* zunächst zur Affrikata verschoben, die sich aber im Laufe der ahd. Zeit weiter zu bloßem Reibelaut entwickelt hat, vgl. ahd. *hëlphan*, mhd. *hëlphen* = got. *hilpan*, ahd. *uuërphan*, mhd. *wërphen* = got. *wairpan*, ahd. *thorpf*, *dorf* = alts. *thorp*. Im Anlaut ist die Verschiebung unterblieben im Mittel- und Rheinfränkischen; nach *m* und in der Geminatio ungefähr in dem gleichen Gebiet, außerdem im Ostmitteldeutschen, abgesehen von dem südlichsten Teile des Thüringischen; nach *l* und *r* nur im Ripuarischen, in das sich aber auch zum Teil allmählich *f* eingedrängt hat.

§ 123. Für urgerm. *k* im Anlaut, nach *n*, *l*, *r* und in der Geminatio wird im Ahd. in den fränkischen Texten *k* (*c*) wie in der jetzigen Schriftsprache geschrieben, in den bairischen und alemannischen *ch* (selten *kh*); nur in dem fränkischen Isidor herrscht auch *ch*. Was für eine Lautung mit der Schreibung *ch* gemeint ist, läßt sich nicht sicher ausmachen. Für die älteste Zeit kann jedenfalls nicht der Laut unseres *ch* gemeint sein, da dieser durch *hh* (im Auslaut durch *h*) wiedergegeben wird. Für die spätere ahd. Zeit, in der die Schreibung *hh* durch *ch* verdrängt wird, muß die Möglichkeit erwogen werden, daß *ch*, auch wo es an Stelle des schrift-

sprachlichen *k* steht, den bloßen Reibelaut bezeichnen kann. Die heutigen mundartlichen Verhältnisse stimmen nicht zu der ahd. Unterscheidung zwischen Fränk. und Bair.-Alem. Jetzt geht vielmehr eine Grenze durch das Oberd. hindurch, indem der nördliche Teil mit dem Fränk. darin übereinstimmt, daß *k* höchstens bis zur Aspirata verschoben ist, während im südlichen Teil Verschiebung bis zur Affrikata und bloßem Reibelaut stattgefunden hat (vgl. II § 169).

Urgermanische weiche Reibelaute (Medien).

§ 124. Wie wir in § 19 gesehen haben, sind die urgermanischen weichen Reibelaute teilweise in allen germ. Dialekten in Verschußlaute übergegangen, nämlich nach Nasal, in der Geminatio und im Anlaut. Eine Ausnahme bildet nur anlautendes *ǰ*, das im Ags. und Alts. als Reibelaut erhalten geblieben ist. In einem Teile des heutigen Nd. erscheint es als Verschußlaut; wie alt der Übergang ist, läßt sich nicht ausmachen. Reibelaut (*j*) hat jetzt auch das Mfränk., vielleicht aus alter Zeit bewahrt. Schon gemeinwestgerm. ist ferner der Übergang des dentalen Reibelautes zum Verschußlaut in allen Stellungen (vgl. § 87, 6). Dagegen ist die Verschiebung des labialen und velar-palatalen Reibelautes zum Verschußlaut nach Vokal, *l* und *r* im Nd. unterblieben. Diese ist also eine spezifisch hochdeutsche Erscheinung, und auch von dem hochdeutschen Gebiete stellt sich ein Teil zum Nd. Der labiale Reibelaut ist jedenfalls im Mfränk. geblieben, geschrieben *v*, vgl. *loven*, *werven*. Auch im Rheinfränk. erscheint in mhd. Zeit Reibelaut, doch ist es nicht so sicher, ob darin Bewahrung des ursprünglichen Zustandes anzunehmen ist. Wieweit sich die Verschiebung des *ǰ* zum Verschußlaut erstreckt hat, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Heute besteht der Reibelaut nicht nur in Mitteldeutschland, sondern auch in Teilen von Oberdeutschland. Doch bleiben auch hier Zweifel, wieweit Bewahrung des Ursprünglichen, wieweit erst wieder jüngere Entwicklung aus dem Verschußlaut vorliegt.

§ 125. Noch eine weitere Veränderung haben die weichen Reibe- und Verschußlaute durchgemacht, nämlich Verlust des

Stimmtones, woran sich dann bei den Verschlußlauten zum Teil eine Verstärkung der Artikulation, Übergang von Lenis in Fortis angeschlossen hat. Westgerm. *d* ist im Bair., Alem. und auch im Ostfränk. zu *t* verschoben, im Rheinfränk. schwankt die Schreibung zwischen *d* und *t*. Anders verhält es sich in der Labial- und Velarreihe. Hier erscheint im Bair. und Alem. Schwanken in der Schreibung zwischen *b* und *p* und zwischen *g* und *k* (*c*), während im Fränkischen wie in der jetzigen Schriftsprache nur *b* und *g* geschrieben werden. Das Schwanken im Oberd. ist zuerst von Winteler so gedeutet, daß als Lautwert stimmlose Lenis anzusetzen sei. Das Oberdeutsche hatte nach Vollzug der hd. Lautverschiebung in der Labial- und der Velarreihe weder einen Laut, der der lateinischen Media, noch einen, der der lateinischen einfachen Tenuis entsprach. Infolgedessen wurde beim Lesen des Lateinischen sowohl für die Media wie für die Tenuis die stimmlose Lenis eingesetzt, und weiterhin bei der Niederschrift des Deutschen beide lateinische Schriftzeichen gleichwertig gebraucht. In der Dentalreihe konnte diese Vermischung nicht eintreten, weil sich hier *d* und *t* im Oberdeutschen deutlich gegenüber standen. Dagegen kann das Schwanken zwischen *d* und *t* im Rheinfränk. in ähnlicher Weise gedeutet werden als auf tonlose Lenisweisend. Die Auffassung Winteler trifft sicher auf das Alem. zu. Für das Bair. hat man neuerdings angenommen, daß *b* in allen Stellungen wirklich zur Fortis verschoben sei. Dann müßte später eine Rückwandlung zur Lenis eingetreten sein. Denn in der mhd. Zeit tritt auch im Bair. *p* in der Schreibung gegen *b* zurück wie noch mehr *k* gegen *g*. Wirkliche Fortis mußte zweifellos in der Geminatio entstehen, wo sie auch die jetzige Schriftsprache hat (vgl. *Rippe* = ags. *rib(b)*, *Brücke* = ags. *bryc(ġ)*). In der Schreibung besteht auch hier Wechsel: *bb*, *pp*, *pb* und *gg*, *ck*, *cg*.

Gegenwärtig haben auch alle md. Mundarten den Stimmton der Medien verloren, abgesehen vom Ripuarischen und Schlesischen, die in der Bewahrung des Stimmtones mit dem Nd. übereinstimmen. Der Verlust könnte im Md. später eingetreten sein als im Oberd. Doch wird für das Ahd. tönende Aussprache des *b* und *g* noch nicht dadurch erwiesen, daß in den fränkischen Denkmälern nicht wie in den oberdeutschen

Wechsel in der Schreibung mit *p* und *k* besteht; denn hier war *k* und wenigstens im Rheinfränk. auch *p* für die urgerm. unverschobenen Tenuis in Anspruch genommen. Jüngere Verschiebungen der zunächst im Ahd. entstandenen Verhältnisse sind zweifellos anzunehmen, namentlich Übergang von Fortis in Lenis und von Lenis in Fortis. Darüber später.

Urgermanische harte Reibelaute.

§ 126. Ugerm. *f* ist in Oberdeutschland und dem größten Teile von Mitteldeutschland als stimmloser Reibelaut erhalten geblieben. Im Nd. und Ripuarischen ist es inlautend nach tönenden Lauten tönend geworden und so mit dem schriftsprachlichem *b* entsprechenden Laute zusammengefallen. Daher reimt hier *hove* (*Hofe*) auf *love* (*lobe*). Stimmloses *f* = urgerm. *f* unterschied sich zunächst von dem neuen, aus *p* verschobenen *f* dadurch, daß letzteres ursprünglich immer geminiert war und deshalb selbst bei Vereinfachung der Geminierung mit größerer Intensität gesprochen wurde, so daß sich altes und neues *f* im allgemeinen als Lenis und Fortis gegenüberstanden. Vielleicht hat auch eine Zeitlang die Verschiedenheit bestanden, daß das alte *f* schon wie jetzt labiodental war, während das neue noch rein labiale Artikulation bewahrte; doch läßt sich dies nicht erweisen. Der Unterschied zwischen Lenis und Fortis zeigt sich in der Schreibweise, wenn er auch in dieser nicht konsequent durchgeführt ist. Die Fortis kann durch Doppelschreibung charakterisiert werden, die Lenis durch die Verwendung von *v* (*u*) neben *f*. Daraus ergibt sich aber, daß auch altes *f* als Fortis gesprochen wurde in der Verbindung *ft* und im Auslaut, wo niemals *v* geschrieben wird.

§ 127. Ugerm. *h* mit der Doppellautung (*h* — *χ*) ist durch die hochdeutsche Lautverschiebung nicht verändert. Soweit der ursprüngliche Laut (*χ*) bewahrt ist, ist er mit dem aus einfachem *k* nach Vokal verschobenen Laute zusammengefallen. Geschrieben wird er ursprünglich *hh* zwischen Vokalen, *h* im Auslaut und in den Verbindungen *ht* und *hs*.

§ 128. Ugerm. *þ* dagegen hat sich nicht erhalten. Es hat auf hoch- und niederdeutschem Gebiete die gleiche Entwicklung durchgemacht, aber so, daß dieselbe vom Süden ihren Ausgang

genommen und sich erst allmählich weiter nach Norden verbreitet hat. Zunächst ist es zur Lenis geworden, in dem nördlichen Gebiete, das tönende Verschuß- und Reibelaute kennt, zur tönenden Lenis, weiterhin ist es in den Verschußlaut (*d*) übergegangen. Das gewöhnliche Schriftzeichen für den Reibelaut ist *th*, seltener wird *dh* und noch seltener *ð* angewendet. Von den bair. und alem. Texten bieten nur die allerältesten noch *th* neben *d*. Länger dagegen behauptet sich jenes im Fränk. und schwindet um so später, je weiter man nach Norden kommt. Schließlich ist es auch im Nd. durch *d* ersetzt. Dies neue *d* ist mit dem westgerm. *d* zusammengefallen, wo dies nicht weiter zu *t* verschoben ist.

Westgerm. *þþ* mußte zur Fortis (*tt*) werden, vgl. *fethdhahha* im ahd. Isidor, später *fettahha* „Fittige“, *smiththa* in den Schlettstädter Gloss. (ags. *smiððe*), später *smitta* „Schmiede“.

Anhang: Behandlung der Fremdwörter.

§ 129. Die Laute der Fremdwörter werden bei ihrer Aufnahme zunächst nur soweit verändert, als es die Anpassung an den heimischen Lautcharakter verlangt. Wo dem fremden Laute in der heimischen Sprache keine genaue Entsprechung gegenüber steht, wird dafür der nächst verwandte Laut eingesetzt, ein Vorgang, den man als Lautsubstitution zu bezeichnen pflegt. Nach der Einbürgerung eines Fremdwortes aber nimmt es natürlich Teil an den Veränderungen, denen die heimischen Wörter unterliegen. Demnach zeigen die schon im Abd. vorhandenen Lehnwörter ein verschiedenes Verhalten, je nachdem sie vor oder nach der hochdeutschen Verschiebung aufgenommen sind. Vor der Verschiebung aufgenommen, also von dieser betroffen sind namentlich Wörter, die sich auf die materielle Kultur beziehen; nach der Verschiebung die meisten (doch nicht alle) auf christliche Verhältnisse bezüglichen Wörter. In dem Verhalten zur Lautverschiebung haben wir also ein Kennzeichen für das Alter der Entlehnung. Außerdem gibt in manchen Fällen die zugrunde liegende Lautgestalt des lateinischen Wortes einen Anhalt für die Chronologie.

Anm. Vgl. W. Franz, „Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen“, Straßburg 1884. K. Later, „De latijnsche woorden in het oud- en middelnederduitsch“ (A. f. d. A. 32, 167).

§ 130. Lat. *t* ist fröh als *t* aufgenommen und regelrecht zu *z* verschoben in *strâza* aus *strâta* (ags. *stræt*), *scuzzila* aus *scutella*, *churbiz* aus (*cu*)-*curbita* u. a.; zu *z* in *ziagal* aus lat. *tegula*, *phlanza* aus lat. *planta*, *minza* (jetzt in *Krausemünze*, *Pfeffermünze*) aus lat. *mentha*. Auch *phuzzi* (unser *Pfütze*, ursprünglich in der Bedeutung „Brunnen“) entspricht der Regel, indem das lat. *e* in *puteus* zu *j* geworden ist und Geminatio des vorhergehenden *t* bewirkt hat (ags. *pytt*). Dagegen in den jüngeren Entlehnungen ist es als *t* geblieben, vgl. *turri* (Turm) aus lat. *turris*, *abbât* (Abt) aus *abbatem* usw. Zweimal zu verschiedenen Zeiten entlehnt ist lat. *tabula*; neben *tavala* besteht früher *zabal*, mhd. *zabel* (Spielbrett). Nebeneinander stehen auch *spëlza* und *spëlta* (Spelt) aus mlat. *spelta*. Neben *porta*, mhd. *porte* (Pforte) steht mfränk. *porze* (vgl. *Pforzheim*). Hier könnte die Verschiedenheit vielleicht darauf beruhen, daß die Verschiebung im Mfränk. später eingetreten ist als in dem südlicheren Gebiete.

Zahlreich sind die Beispiele für Verschiebung des lat. *p*, vgl. *phëffar* aus lat. *piper*, *phîfa* aus lat. *pipa*, *kamph* aus lat. *campus*. Der Regel fügt sich auch *kuphar* aus lat. *cuprum*, indem *p* schon westgerm. durch das folgende *r* geminiert worden war. Nach der Lautverschiebung bestand zunächst im Oberd., mindestens im Alem. (abgesehen vielleicht von den Verbindungen *sp* und *pf* und in der Geminatio) kein dem lat. *p* genau entsprechender Laut (vgl. § 125), ebenso keiner, der mit dem lat. tönenden *b* genau übereinstimmte. Es wurde daher für beides tonlose Media, geschrieben *b* oder *p*, eingesetzt; vgl. *bëh* — *pëh* aus lat. *pix*, *-cem*, *bira* — *pira* (Birne) aus lat. *pirum*, *bërala* — *përala* aus mlat. *perula*, *brëdigôn* — *prëdigôn* aus lat. *praedicare*, *bîna* — *pîna* aus lat. *poena*. Da haben wir also den gleichen Laut wie z. B. in *bechi*, *pechi* aus lat. *baccinum*, *buliz* — *puliz* aus lat. *boletus*. Bei einigen Wörtern findet sich ein Schwanken in der Behandlung, das entweder darauf beruhen muß, daß sie mehrmals zu verschiedenen Zeiten aufgenommen sind, oder daß zur Zeit der Aufnahme die Lautverschiebung in den verschiedenen Mundarten noch nicht gleich weit fortgeschritten war. So steht ahd. *buzza* neben *phuzzi*. Lat. *porta* ergab oberd. *porta*, mhd. *porte*; *phorta*, *pforte* war zunächst nur md. Später, nachdem sich wieder ein Unter-

schied von Lenis und Fortis herausgebildet hatte, ist wohl lat. *p* von Anfang an durch *p* wiedergegeben oder es hat eine Angleichung an die lat. Grundformen stattgefunden (vgl. II § 138).

Lat. *c* ist bei weitem in den meisten Fällen wie urgerm. *k* behandelt, vgl. *bēhhari* aus lat. *bicarium*, *kelih* — *chelih* aus lat. *calix*, -*cem*, *markât* — *marchât* (Markt) aus lat. *mercatus*. So in den älteren Lehnwörtern auch vor hellen Vokalen, vgl. *kihura* — *chihura* (Kichererbse) aus lat. *cicura*, *kista* — *chista* aus lat. *cista*, *rätih* aus lat. *radix*, -*cem*. In *uicka* — *uiccha* aus lat. *vicia* ist das *i* konsonantisch geworden und hat Geminatio des *k*-Lautes bewirkt. In jüngeren Lehnwörtern ist lat. *c* vor hellen Vokalen der veränderten Aussprache gemäß durch *z* wiedergegeben, vgl. *krúzi* — *chrúzi* aus lat. *crux*, -*cem*, *zins* aus lat. *census*, *erzibischof* aus lat. *archiepiscopus*. Nur in wenigen spät entlehnten Wörtern ist anlautendes lat.-rom. *c* durch die tonlose Media, geschrieben *g* oder *k* ersetzt, vgl. *garminón* — *karminón* (beschwören) aus mlat. *carminare*, mhd. *gerner* (Beinhans) aus lat. *carnarium*, mhd. *gollier* — *kollier* (Koller) aus franz. *collier*. Wenn diese Art der Vertretung seltener ist als die des lat. *p* durch *b* — *p*, so spricht das dafür, daß die Verschiebung des *k* zu *ch* im Oberd. jünger ist als die des *p* zu *ph*. Wenn *g* im Inlaut statt des lat. *c* erscheint, wie in *fogat* (Vogt) aus lat. *vocatus*, so ist wohl eher anzunehmen, daß eine vulgärlat. Form mit Erweichung zugrunde liegt.

§ 131. Lat. *d* ist in älteren Lehnwörtern zu *t* verschoben, soweit diese Verschiebung reicht, vgl. *tisc* aus lat. *discus*, *tâmo* (Damhirsch) aus *dama*, *trahho* aus *draco*. In jüngeren ist es *d* geblieben, vgl. (*fir*)*damnón* aus *damnare*.

§ 132. Wir schließen hier auch die Behandlung des lat. *v* an. In den ältesten Entlehnungen wird dasselbe durch deutsches *w* wiedergegeben, vgl. *wîn* aus *vinum*, *wiccha* aus *vicia*, *wilâri* (Weiler) aus *villare*, *wi(w)ari* (Weiher) aus *vivarium*, *phâwo* aus *pavo*. In dieser Zeit war das lat. *v* noch wie das deutsche *w* = konsonantischem *u*. Das erstere aber ist viel früher als das letztere zu dem labiodentalen Reibelaute geworden, den wir jetzt in unserer Schriftsprache haben. Diesem lag für das

Gefühl des Deutschen das konsonantische *u* nicht so nahe als der entsprechende stimmlose Reibelaut *f*. Man setzte diesen wohl beim Lesen des Lat. ein. Dies auf irischen Einfluß zurückzuführen ist kaum nötig. So war es weiterhin ganz natürlich, daß man in Lehnwörtern *v* wie urgerm. *f* behandelte, vgl. *fërs* aus *versus*, *fogat* aus *vocatus*, *bríaf* aus *breve*. Und weiterhin ergab sich, daß man im Deutschen *v* (*u*) neben *f* für den mit geringerer Intensität gesprochenen Laut verwendete (vgl. § 126). Auch für lat. *b*, das in vulgärer Aussprache zum Reibelaut geworden war, konnte *f* (*v*) eintreten, vgl. *tavala* aus *tabula* (daneben *tabala*).

Vokale.

§ 133. Die urgermanischen Diphthonge *ai* und *au* sind im Alts. außer vor *j* oder *w* zu *ê* und *ô* kontrahiert, im Ahd. dagegen nur in bestimmten Stellungen: *ai* zu *ê* vor *h*, *r*, *w* und im Auslaut, vgl. got. *fáihs* (bunt) = ahd. *fêh*, *táih* (er zieh) = ahd. *zêh*, *máis* (mehr) = ahd. *mêr*, *sái* (siehe) = ahd. *sê*; *au* zu *ô* vor den Dentalen *t*, *d*, *z*, *s*, *r*, *l*, *n* und vor *h*, vgl. got. *ráuþs* = ahd. *rôt*, got. *báuþ* (er bot) = ahd. *bôt*, got. *áuþs* (leer) = ahd. *ôdi*, got. *gáut* (er goß) = ahd. *gôz*, got. *láuss* = ahd. *lôs*, got. *áusó* (Ohr) = ahd. *óra*, got. *láun* = ahd. *lôn*, got. *háuhs* = ahd. *hôh*. Wo *ai* und *au* nicht kontrahiert sind, sind sie zu *ei*, *ou* geworden. Die Schreibung *ai* erscheint nur noch in einigen der ältesten Texte, länger hat sich *au* erhalten.

Umgekehrt hat sich urgerm. *ô* zu einem Diphthonge entwickelt. Nachdem die Schreibung eine Zeitlang zwischen *o* (*oo*) *oa*, *ua*, *uo* geschwankt hat, hat sich im allgemeinen *uo* festgesetzt, vgl. got. *blôþ* (Blut) = ahd. *bluot*, got. *gôþs* (gut) = ahd. *guot*. Entsprechend ist *ê*² zu *ea*, jünger *ia* geworden, vgl. got. *hêr* (hier) = ahd. *hiar*, got. *Krêks* (Grieche) = ahd. *Kriach*, alts. *rêd* (er riet) = ahd. *riat*.

Zu dem urgerm. Übergang vor *ê* in *i* vor Nasal und folgendem *i* (*j*) ist im Ahd. noch ein solcher vor *u* gekommen, vgl. *hiruz* (Hirsch), *miluh* (Milch), die 1. Sg. Ind. Präs. der starken Verba: *hilfu*, *nimu*, *gibu* usw. Umgekehrt ist urgerm. *i* in einer Anzahl von Wörtern zu *ê* geworden, vgl. *stêg* neben *gastigan*, *bêh* (Pech) aus lat. *picem*, *uuëssa* neben *uuissa* (er

wußte), *lêrnên* neben *lîrnên*, *skêf* neben *skif* (Schiff). Die überlieferten Verhältnisse sind ganz unregelmäßig, aber doch wohl auf eine ältere Regelmäßigkeit zurückzuführen, so daß etwa ein Wechsel bestanden hätte wie *uuëssa* — Pl. *uuissum*, Konj. *uissi* oder *skif* — *skêffes*.

§ 134. Keine Besonderheit des Ahd. ist der Umlaut, die partielle Assimilation des Vokals einer betonten Silbe an ein *i* (*j*) einer folgenden unbetonten Silbe. Diese ist allen germanischen Sprachen gemein, die nicht wie das Got. früh untergegangen sind. Aber sie ist nicht überall gleichzeitig und gleichmäßig durchgeführt. Während z. B. im Ags. auch ein *i*, das durch die westgerm. Vokalausstoßung geschwunden ist, Umlaut hinterlassen hat, ist dies im Hochd. nicht der Fall. In diesem spielen auch gewisse Hinderungen und Hemmungen des Umlauts eine Rolle. Im Ahd. zeigt sich zunächst, wenigstens in der Schreibung, nur der Umlaut des kurzen *a* als *e*. Auch dies nicht ausnahmslos: *a* ist nicht zu *e* gewandelt, wenn *i* nicht in der nächstfolgenden Silbe steht, sondern durch eine Zwischensilbe getrennt ist, daher z. B. *magadi* neben *megidi*, G. D. Sg. und N. Pl. von *magad* (Jungfrau): ferner vor *h*, *l*, *r* in gewissen Verbindungen, teils auf dem ganzen Gebiete, teils wenigstens im Oberd.

Entwicklung des Ahd. zum Mhd.

Konsonanten.

§ 135. Frühzeitig ist anlautendes *w* vor *l* und *r* fortgefallen, zumeist schon vor dem Beginn unserer Überlieferung, so daß nur noch vereinzelte Belege von *w* vor *r* im Ahd. zu verzeichnen sind. Nur im Mfränk. hat sich *w* vor *r* wie im Nd. auch später behauptet. Jünger ist der Abfall des anlautenden *h* vor *l*, *n*, *r*, *w*, vgl. z. B. *hladan*, *hnigan* (sich neigen), *hring*, *hwër* (*huer* geschrieben). In Oberdeutschland vollzieht sich der Abfall schon um 800, je weiter nach Norden, um so später. Inlautendes konsonantisches *i* erscheint nach Konsonanten in den ältesten Quellen als *i* oder häufiger *e*, aber fast nur noch vor dunklen Vokalen, vielleicht nur eine Modifikation des Konsonanten andeutend (vgl. § 136). Es schwindet

im Süden gleichfalls früher als im Norden. Über den allmählichen Übergang von *th* in *d* ist schon in § 128 gehandelt. Wohl erst mit Beginn der mhd. Periode wandelt sich *sk* (*sc*) in *sch*, ein Vorgang, der sich allmählich über das ganze hochdeutsche Gebiet und auch einen großen Teil Niederdeutschlands erstreckt. Doch hat die Schreibung lange geschwankt, und der Lautwert, den *sch* bezeichnet, wird nicht von Anfang an der gleiche gewesen sein wie heute. Im späteren Ahd. ist *t* nach Nasal zu *d* erweicht.

Vokale.

§ 136. Der Diphthong *eo* (aus urgerm. *eu*), der in den ältesten Denkmälern herrscht, wandelt sich zu *io* und weiter im Spätahd. zu *ie*. Entsprechend wandelt sich *ea* (aus urgerm. *é*²) zu *ia* und dieses noch früher als *eo* zu *ie*, so daß also die beiden ursprünglich ganz verschiedenen Laute im Mhd. zusammenfallen.

Die durchgreifendste Veränderung im Vokalismus der Wurzelsilben ist die weitere Durchführung des Umlauts. Dadurch wird *â* zu *æ*, *u* zu *ü*, *û* zu *û*, gewöhnlich *iu* geschrieben, *o* zu *ö*, *ô* zu *œ*, *ou* zu *öu*, *uo* zu *üe*; das von der Verschiebung zu *e* verschonte *a* wird zu einem sehr offenen *ä*-Laut, in den Hss. *â*, daneben aber auch *e* geschrieben. Auffallend ist dabei, daß der Umlaut sich erst zeigt zu einer Zeit, wo das den Umlaut wirkende sonantische *i* schon zu *e* abgeschwächt und das konsonantische ausgefallen ist. Sievers hat zur Erklärung die Hypothese aufgestellt, daß *i* zunächst auf die vorhergehenden Konsonanten gewirkt habe (sogenannte Mouillierung), und daß dann die noch länger bewahrte Modifikation der Konsonanten den vorausgehenden Vokal beeinflußt habe. Seine Auffassung von der Entstehung des Umlauts wird gewiß das Richtige treffen. Aber wir werden auch anerkennen müssen, daß der Umlaut in der gesprochenen Sprache schon längere Zeit vorhanden gewesen ist, ehe er eine graphische Bezeichnung fand. Der Umlaut des *û* hat wenigstens schon bei Notker eine Bezeichnung gefunden, nämlich durch *iu* (z. B. *brüte*, G. Sg. von *brüt*), was dadurch veranlaßt ist, daß der Diphthong *iu* im Al. zu langem *ii* kontrahiert und daher mit dem Umlaut

zusammengefallen war. Es ist unwahrscheinlich, daß die übrigen Vokale nicht auch schon gleichzeitig umgelautet gewesen sein sollten. Es fehlte zunächst nur an einer geeigneten Bezeichnung. Bleibt doch auch noch in den meisten mhd. Hss. der Umlaut des *o* und *u* unbezeichnet, wiewohl die Reime das Vorhandensein desselben beweisen.

§ 137. Noch stärker hebt sich das Mhd. vom Ahd. ab durch die Schwächung der Vokale in den unbetonten Silben. Hierbei stellt sich das Al. in Gegensatz zu den übrigen Mundarten. Die alten Vokallängen des Westgerm. sind hier noch zu Notkers Zeit unverkürzt erhalten. Daher bewahren dieselben ihre eigentümliche Qualität bis in die mhd., teilweise bis in die nhd. Zeit. Dagegen sind im Fränk. die langen Vokale in den unbetonten Silben frühzeitig gekürzt, etwas später auch im Bair. Sie haben daher weiterhin das gleiche Schicksal wie die ursprünglichen Kürzen. Das Endergebnis war, daß die verschiedenen volltönenden Laute alle in einen Vokal zusammenfielen, der mit *e* (in md. Hss. daneben auch mit *i*) bezeichnet wurde und sich nicht wesentlich von unserem jetzigen schwachen *e* unterschieden haben wird, welches mit einer Reduktion des Stimmtones oder, wie es Sievers bezeichnet, mit Murrelstimme gesprochen wird. Der Vorgang vollzog sich wahrscheinlich in folgender Weise. Zuerst trat die Reduktion des Stimmtones ein, während die Verschiedenheit der Qualität noch eine Zeitlang blieb und erst allmählich ausgeglichen wurde. So erklärt sich wohl zum Teil das starke Schwanken der Schreibung in den jüngeren ahd. Texten. Nur bei Notker sehen wir in der Übergangszeit eine feste Regelung. Vom Al. abgesehen, wird in gänzlich unbetonter Silbe nur das ursprünglich diphthongische *iu* erhalten. Dagegen hat der Nebenton die Abschwächung verhindert. Aus dem Schwanken desselben werden sich gleichfalls viele Schwankungen der Schreibung erklären.

Übergang vom Mhd. zum Nhd.

§ 138. Wir berühren hier nur die bedeutsamsten Veränderungen, die für die nhd. Gemeinsprache von Wichtigkeit geworden sind.

Die stärksten Wandlungen hat der Vokalismus erfahren. Vom Südosten ist seit dem 12. Jahrh. eine Bewegung ausgegangen, durch welche die langen Vokale *î, û, iu* zu den Diphthongen *ei, au, eu* gewandelt sind. Die Diphthongisierung hat sich zunächst über das ganze bairische Gebiet erstreckt, später auch über das östliche Mitteldeutschland, auch über einen Teil des westlichen und über das Schwäbische, das dadurch von dem Al. im engeren Sinne abgetrennt ist. Dabei sind die neuen Diphthonge in den Mundarten, von gewissen Ausnahmen abgesehen, nicht mit den älteren mhd. *ei, ou, öu* zusammengefallen. Dagegen sind in Mitteldeutschland die Diphthonge *ie, uo, üe* frühzeitig zu einfachen Längen geworden, ohne wieder mit den alten Längen *î, û, iu* zusammenzufallen.

§ 139. Im Ausgang des MA. haben sich erhebliche Quantitätsverschiebungen vollzogen, Dehnungen ursprünglich kurzer Vokale und in beschränkterem Maße auch Verkürzungen ursprünglich langer. Diese Veränderungen sind nicht überall gleichmäßig und gleichzeitig eingetreten. Dem ursprünglichen Stande am nächsten ist das Hochal. geblieben. Sehr stark sind die Veränderungen im Ostmd. gewesen, welches der nhd. Gemeinsprache zugrunde liegt.

§ 140. Schon im früheren Mhd. vollziehen sich gewisse Vokalausstoßungen, die bereits in der Blütezeit der mhd. Literatur abgeschlossen sind. Seit dem 13. Jahrh. macht die Ausstoßung weitere Fortschritte, sowohl in den Mittel- wie in den Endsilben. So werden im Oberd. alle *-e* im Wortende abgeworfen. Das Md. ist in dieser Hinsicht konservativer gewesen. Ein entgegengesetzter Vorgang war die Entwicklung eines konsonantischen *r* zu einer besonderen Silbe nach *ei, au, eu* = mhd. *î, û, iu* (*Geier, sauer, Feuer* aus *gir, sûr, viur*).

§ 141. Weniger durchgreifend waren die Veränderungen im Konsonantismus. Wo ein im Mhd. kurzer Vokal vor einfachem Konsonanten nicht gedehnt worden ist, ist der Konsonant verdoppelt (*Gottes, Kammer*). *mb* ist zu *mm* assimiliert, zuerst im Md. (*Lammes* aus *lambes*). Anlautendes *s* vor *l, m, n, w* ist seit ca. 1300 zu *sch* geworden, zuerst in Oberdeutschland, dann auch in Mitteldeutschland und dem größten Teile von Niederdeutschland (*Schlange, schmieden, schneiden, Schwert*

aus *slunge*, *smiden*, *sniden*, *swért*), inlautendes *s* in manchen Fällen nach *r* (*herrschen* aus *hêrsen*), mundartlich auch sonst. Auch vor *t* und *p* ist anlautendes *s* in den Laut *sch* übergegangen, aber mit Beibehaltung der älteren Schreibung. Inlautendes *w* ist nur in wenigen Fällen als Reibelaut erhalten, mit vorhergehendem *â* zu *au* kontrahiert (*Pfau* aus *pfâwe*), nach dunklem Vokal lautgesetzlich, nach hellem durch Analogiewirkung ausgefallen, nach *l* und *r* zu *b* geworden (*Schwalbe*, *Farbe* aus *swalwe*, *varwe*).

§ 142. Sehr beträchtlich sind die Veränderungen gewesen, die sich in der Flexion teils schon in mhd., teils erst in nhd. Zeit infolge von Analogiewirkungen vollzogen haben. Massenhaft ist Übertritt aus einer Flexionsklasse in eine andere erfolgt, zum Teil mit Geschlechtswechsel. Auch haben sich durch Mischung einige neue Flexionsklassen der Substantiva herausgebildet. In der Flexion der starken Verba ist die Ausgleichung zwischen Sg. und Pl. des Prät. die hervorstechendste Erscheinung. Daneben zeigt sich eine Auflösung der alten Klassen durch abweichende Behandlung der einzelnen Verba.

Kap. 4. Die Entstehung der Gemeinsprache.

§ 143. Die Entstehung einer über den Mundarten stehenden Gemeinsprache oder, wie man gewöhnlich sagt, Schriftsprache ist ein langsamer, sich stufenweise vollziehender Vorgang, von dem man nicht sagen kann, daß er in einer bestimmten Zeit zum Abschluß gelangt ist. Wieweit eine solche schon vor der nhd. Zeit vorhanden gewesen, ist eine vielfach erörterte Streitfrage. Lachmann hat in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts (1820) die Ansicht ausgesprochen, daß in der Blütezeit der mhd. Poesie eine Art Gemeinsprache bestanden habe, die von der ritterlich-höfischen Gesellschaft gesprochen und von den Dichtern angewendet sei. Diese Auffassung hat zunächst allgemeinen Beifall gefunden. Man bezeichnete die vorausgesetzte Sprache als Hofsprache, höfische Sprache, und nahm an, daß sie vom kaiserlichen Hofe ausgegangen, daß daher ihre Grundlage das Schwäbische sei. Noch weiter ging Müllenhoff in der Vorrede

zu den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrh. (1864). Er nahm an, daß schon unter Karl dem Großen sich eine Hofsprache gebildet habe, deren Grundlage das Rheinfränkische gewesen sei. Von dieser sei die ahd. Literatur auch in den anderen Landschaften beeinflußt. Sie sei dann von den sächsischen Kaisern übernommen und mit niederdeutschen Elementen versetzt. Unter den Saliern habe sie wieder rein fränkischen Charakter gewonnen, unter den Hohenstaufen vorzugsweise schwäbischen, doch nicht ohne Einfluß der älteren fränkischen Grundlage. In ähnlicher Weise sei sie weiter gewandert und gewandelt und habe in der kaiserlichen Kanzlei in Böhmen eine Gestalt erhalten, die sowohl der kaiserlichen Kanzlei unter den Habsburgern als der sächsischen Kanzlei und damit der Sprache Luthers zur Grundlage gedient habe. Auf diese Weise würde also die nhd. Schriftsprache in kontinuierlichem Zusammenhange mit den Bestrebungen Karls des Großen stehen. Gegen diese Konstruktion einer ahd. und mhd. Hofsprache sind begründete Bedenken erhoben, und der Streit darüber, wieweit im MA. schon eine sprachliche Einigung und eine Abweichung von der älteren mundartlichen Grundlage gediehen sei, hat dann hin und her gewogt.

Anm. Eine Widerlegung von Müllenhoffs Aufstellungen über die kaiserliche Hofsprache in der ahd. Zeit hat meiner Überzeugung nach Braune gegeben in seiner Abhandlung „Zur Kenntnis des Fränkischen“ (PBB. I, 1, vgl. besonders S. 41 f.). Die übliche Auffassung von der mhd. Hofsprache bekämpfte zuerst F. Pfeiffer, „Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mhd. Zeit“ (Wien. Akad. 1861 und Freie Forschung, S. 309 ff.). Noch entschiedener ablehnend war mein Habilitationsvortrag „Gab es eine mhd. Schriftsprache?“, Halle 1873, an dessen Aufstellungen ich allerdings nicht mehr in allen Einzelheiten festhalte. Weiterhin behandeln die Frage: Heinzel, „Zur Geschichte der niederfränk. Geschäftssprache“, Paderborn 1874; Behaghel, „Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache“, Basel 1886; Socin, „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit“, Heilbronn 1888, S. 80 ff.; Kauffmann, PBB. 13, 464 ff.; H. Fischer, „Zur Geschichte des Mhd.“, Progr. Tübingen 1889; Brandstetter, „Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart“, Einsiedeln 1890 und „Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600“, 1892; Böhme, „Zur Kenntnis des Oberfränk. im 13., 14. und 15. Jahrh.“, Diss. Leipzig 1893; Behaghel, „Schriftsprache und Mundart“, akad. Rede Gießen 1897; Bohnenberger, PBB. 20, 209; Zwierzina in Abhandlungen zur germ. Phil. (Festgabe für Heinzel), Halle 1898, S. 437 ff.;

Ders. „Mhd. Studien“, Zs. f. d. A. 44. 45; C. Kraus, „Heinr. v. Veldeke und die mhd. Dichtersprache“, Halle 1899; Böhme, „Zur Geschichte der sächs. Kanzleisprache“ I, Halle 1899; Singer, „Die mhd. Schriftsprache“, Mitteilungen d. Ges. f. d. Spr. in Zürich V, 1900; Roethe, „Die Reimvorreden des Sachsenspiegels“, Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N. F., Bd. 2 Nr. 8, Berlin 1899; Tümpel, „Niederdeutsche Studien“, Bielefeld und Leipzig 1898.

§ 144. Versuchen wir uns ein Bild von den Verhältnissen der älteren Zeit zu machen. Die Entwicklung der Poesie führt wohl immer mit einer gewissen Notwendigkeit zu einer größeren oder geringeren Entfernung von der gewöhnlichen Umgangssprache. Die altgerm. Poesie ist darin nach gewissen Seiten ziemlich weit gegangen, wozu das Bedürfnis der Verstechnik, besonders das der Alliteration viel beigetragen hat. Sie hat sich allmählich einen reichen Wortschatz geschaffen, der der Umgangssprache und, seitdem es eine eigentliche Literatur gibt, der Prosa fremd ist. So stehen ihr für alle häufig zur Verwendung kommenden Begriffe wie Mann, Frau, Roß, Schwert, Kampf usw. mehrere synonyme Bezeichnungen zu Gebote, aus denen je nach den Erfordernissen der Alliteration eine Auswahl getroffen werden konnte, sei es, daß sie aus verschiedenen Mundarten geschöpft hat, oder sei es, was das Gewöhnliche sein wird, daß sonst außer Gebrauch gekommene Wörter nur in ihr durch ununterbrochene Tradition festgehalten sind. Ferner sind viele Wörter, zumeist Zusammensetzungen, nur für die Zwecke der Poesie gebildet, die einerseits der Rede einen eigentümlichen Schmuck geben, andererseits auch die Anpassung an das Bedürfnis der Alliteration erleichtern. Dazu kamen wohl manche syntaktische Besonderheiten, namentlich Altertümlichkeiten. Daß aber auch Laut und Flexion sich abweichend von den gesprochenen Mundarten und einheitlicher als diese gestaltet hätten, läßt sich nicht erweisen.

§ 145. Die Anfänge der ahd. Literatur zeigen deutlich die mundartlichen Besonderheiten der Landschaften, in denen die einzelnen Denkmäler entstanden sind. Es liegt aber in der Natur der schriftlichen Aufzeichnung, daß so manche Verschiedenheiten der Aussprache in ihr nicht zur Erscheinung kommen. Abgesehen davon, daß Betonung, Tempo, die Art des Übergangs von einer Artikulationsstellung zur andern im

allgemeinen nicht bezeichnet werden, so vertreten auch die einzelnen Buchstaben nicht einen genau bestimmten Laut, sondern eine Gruppe von Lauten, die einander mehr oder weniger nahe stehen, aus denen einen zu wählen dem Leser überlassen bleibt. So vertritt oft innerhalb derselben Mundart ein Zeichen mehrere Laute, und so brauchen in verschiedenen Mundarten die mit einem Zeichen verbundenen Laute sich nicht zu decken. Daß dagegen in der ahd. Zeit irgendeiner Mundart ein Vorzug vor den anderen zuerkannt wäre, dafür gibt es keinen Anhalt. Die mundartlichen Verschiedenheiten waren noch nicht so groß, daß sie das gegenseitige Verständnis verhindert hätten, zumal in der schriftlichen Aufzeichnung. Wo ein Schreiber einem anderen Dialektgebiete angehörte als seine Vorlage, setzte er dieselbe unbedenklich in seinen Dialekt um. Ebenso vertauschte er zu seiner Zeit unüblich gewordene Wörter und Formen mit den ihm geläufigen jüngeren. Dies blieb, solange sich die Verbreitung der Texte durch Abschriften vollzog, das übliche Verfahren. Indem die Umsetzung gewöhnlich nicht konsequent durchgeführt wurde, entstand ein Gemisch verschiedener Mundarten und verschiedener Zeiten, welches aber niemals so gesprochen wurde. Die Möglichkeit solcher Anpassung an die verschiedenen Mundarten machte den Mangel einer überall verstandenen Gemeinsprache weniger fühlbar. Die übliche Umsetzung war auch ein Hindernis für die Verbreitung einer von der Willkür der Schreiber unabhängigen Norm.

Die Inkongruenz zwischen Schrift und Aussprache mußte sich mit der Zeit noch steigern, indem die erstere den Veränderungen der letzteren nicht immer sofort nachkam. Es ist dies sehr begreiflich, weil die Veränderungen der Aussprache sich im allgemeinen langsam kontinuierlich vollziehen, während die der Schreibung sprungweise vorgenommen werden müssen. Dazu kommt, daß öfters neue Laute entstehen, für die zunächst keine geeigneten Zeichen zur Verfügung stehen. So erklärt es sich z. B., daß der Umlaut teilweise lange ohne Bezeichnung geblieben ist. Durch dieses Zurückbleiben der Schrift konnten wieder manche mundartlichen Besonderheiten verdeckt bleiben.

§ 146. Die noch lange nur in mündlicher Überlieferung lebende Volksdichtung bewahrte, auch nachdem sie von der Alliteration zum Reime übergegangen war, manche sprachliche

Eigenheiten, namentlich Altertümlichkeiten im Wortschatz, auch einige in der Syntax, sowie Freiheiten der Wortstellung. Doch war der Abstand von der Umgangssprache nicht mehr so groß wie in der älteren Alliterationsdichtung. Die geistlichen und ritterlichen Dichter verhalten sich dazu verschieden, teils mehr oder weniger sich anschließend, teils überwiegend oder gänzlich ablehnend. Auf einer schiefen Auffassung beruht es, wenn Lachmann Wörter des Volksepos, die von manchen Dichtern gemieden werden, als unhöfisch bezeichnet. Die höfischen Dichter der Blütezeit bildeten ihrerseits einen neuen Kunststil aus von zum Teil sehr individueller Färbung, der zur Nachahmung reizte. Dadurch konnten jüngere Dichter veranlaßt werden, Wörter zu gebrauchen, die der ihnen natürlichen Mundart fremd oder in der Umgangssprache bereits veraltet waren. Auch in Lautgestalt und Flexion stellten sich bei den Dichtern des 12. und 13. Jahrh. schon manche Abweichungen von ihrer heimischen Mundart ein. Einerseits suchten sie Eigenheiten zu vermeiden, die anderswo Anstoß erregt hätten. So vermieden die alemannischen Dichter im allgemeinen die vollklingenden Endvokale ihrer Mundart, zumal da durch dieselben das Reimen erschwert worden wäre. So vermieden die bairischen Dichter die noch jetzt in der Mundart bewahrten, aber für den Pl. gebrauchten Dualformen *ez*, *enker*, wobei aber zu berücksichtigen sein wird, daß die jetzt untergegangenen alten Pluralformen wohl damals noch daneben in Gebrauch gewesen sein werden. Andererseits nahm man auch aus anderen Dichtern Formen auf, die der eigenen Mundart fremd waren, namentlich, wenn sie für den Reim besonders bequem waren. So brauchen alemannische Dichter mitunter die bairischen Formen *gên*, *gêt* usw., *stên*, *stêt* usw., häufiger bairische die alemannischen *gân*, *gât*, *stân*, *stât* usw. Formen wie *gesat* (gesetzt) im Reim auf *stat* sind vom Niederrhein in das alemannische Gebiet übertragen, gewiß nur in der Kunstsprache.

Trotzdem zeigen sich in der Literatur des 13. Jahrh. deutlich die landschaftlichen Verschiedenheiten, so daß auch aus den Reimen der Dichter im allgemeinen ihre Heimat zu bestimmen ist. Daß innerhalb des Hd. die Sprache irgendeiner Gegend als mustergültig für die übrigen betrachtet worden sei, davon ist keine Spur zu bemerken. Dagegen hat

es die Geringfügigkeit des Anteils, den Niedersachsen an der literarischen Entwicklung im 12. und 13. Jahrh. gehabt, mit sich gebracht, daß die wenigen daher stammenden Dichter sich eng an hochdeutsche Vorbilder anschlossen, so daß sie sich auch bemühten, sich hochdeutscher Sprache zu bedienen. Aber einen bestimmten Einzeltypus des Hd. hatten sie dabei nicht im Auge. Am nächsten lag ihnen natürlich Anschluß an eine md. Mundart, in die sie dann mehr oder weniger von ihrem heimischen Nd. einmischten.

Im 14. und 15. Jahrh. nehmen die Unterschiede in der geschriebenen Sprache zu, wie sie es jedenfalls in der gesprochenen taten. Zu alledem aber wuchs wohl die Differenz zwischen beiden, und kam die erstere noch mehr unter die Herrschaft der Tradition. Und bei allen Fortschritten der Spaltung bildet sich ein Ansatz zu der in den folgenden Jahrhunderten sich vollziehenden Einigung.

§ 147. Als eigentlicher Begründer der nhd. Schriftsprache gilt, wenn auch neuerdings viel bestritten, doch richtig verstanden mit Recht, Luther. Man darf aber nicht glauben, daß er die Absicht gehabt hätte, etwas ganz Neues zu begründen oder etwa die ihm geläufige Mundart zur herrschenden zu machen. Vielmehr ist er der Überzeugung, sich an etwas schon Bestehendes anzuschließen. Bekannt ist seine Äußerung darüber (Tischreden Kap. 70:) „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen Deutschen Sprache, das mich beide Ober und Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Darumb ist auch die gemeinste deutsche Sprache. Keiser Maximilian vnd Churfürst Friderich, Hertzog zu Sachsen haben im Römischen Reich die Deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ Verfolgen wir die Spur, auf die uns diese Äußerung hinweist. Die Urkundensprache war vor 1300 ganz überwiegend lateinisch. Erst seit dem 14. Jahrh. geht man allmählich zum allgemeinen Gebrauch der deutschen Sprache über. Zunächst hatte die Urkundensprache einen lokalen Charakter, so daß sie ein taugliches Mittel zur Bestimmung der Dialektgrenzen ist. Allmählich bilden sich gewisse landschaftliche Zentren, was damit zusammenhängt, daß man sich

an gegebene Muster anschloß. Die kaiserliche Kanzlei wurde deutsch unter Ludwig dem Baier. Anfangs bietet sie ein ziemlich buntes Bild nach der verschiedenen Herkunft der Schreiber. Eine größere Regelmäßigkeit finden wir in der böhmischen Kanzlei Karls IV., dessen Regierung überhaupt für das Kanzleiwesen epochemachend ist (vgl. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, Halle 1893). In Böhmen begegnen sich ober-sächsisch, schlesisch und oberpfälzisch. So entstand hier eine Urkundensprache, die im Vokalismus und Konsonantismus der späteren Schriftsprache sehr nahe stand. Aber es läßt sich kein geschichtlicher Zusammenhang zwischen beiden nachweisen, wie er gewöhnlich angenommen wird. Unter den Habsburgern nimmt die Sprache der kaiserlichen Kanzlei wieder einen wesentlich bairischen Charakter an. Einwirkung derselben auf andere Kanzleien hat im MA. schon in beschränktem Maße stattgefunden. Es handelt sich dabei besonders um die Einführung der neuen Diphthonge *ei*, *au*, *eu* statt der älteren Längen *î*, *û*, *iu* (vgl. § 138). Doch darf man nicht jedes Auftauchen derselben auf Einwirkung der kaiserlichen Kanzlei zurückführen. Vielmehr ist es meistens dem Eindringen in die Volkssprache der betreffenden Gegend zuzuschreiben, welches natürlich unabhängig von der kaiserlichen Kanzlei erfolgt ist. Was die sächsischen Kanzleien betrifft, so bemerkt man bei der Albertinischen Linie seit der Mitte des 15. Jahrh., bei der Ernestinischen erst etwas später ein Bestreben, gewisse mundartliche Eigenheiten zu vermeiden. Ob dazu den Anlaß die kaiserliche Kanzlei gegeben hat, bleibt zweifelhaft. Schwerlich hat Luthers Annahme eines förmlichen Übereinkommens zwischen Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich irgendwelchen Grund. Die Übereinstimmung zwischen den beiderseitigen Kanzleien ist auch bei weitem nicht so groß, als man nach der Äußerung Luthers glauben sollte. Der Hauptpunkt, in dem sie übereinstimmen, ist die Diphthongisierung der alten Längen. Daß sich ihnen schon die übrigen Kanzleien angeschlossen hätten, ist in dem Umfange, wie dies Luther annimmt, auch nicht richtig. Dagegen hatte sich die Einwirkung der kaiserlichen Kanzlei schon von Luther unabhängig auf manche literarischen Erzeugnisse erstreckt, wobei der Antrieb nicht sowohl von den Schriftstellern als von den Druckern

ausging. Der Übergang zum Buchdruck hat überhaupt die Entstehung und Ausbreitung einer Gemeinsprache ganz wesentlich gefördert. Die Drucker hatten das größte Interesse daran, daß die von ihnen veröffentlichten Werke in der Gestalt, die ihnen zuerst gegeben war, durch ganz Deutschland verbreitet werden konnten, und eben der Druck ermöglichte dies und schützte vor willkürlicher Umsetzung. Zwar kam Veränderung der Mundart in Nachdrucken noch immer vor, mußte aber doch naturgemäß gegenüber der Zeit, wo die Verbreitung durch Abschrift geschah, erheblich eingeschränkt werden. Weiterhin trug die durch den Druck bewirkte Verbilligung der Bücher wesentlich zur Verbreitung der Kunst des Lesens und Schreibens bei. Ein eigentlicher Volksschulunterricht ist dadurch erst ermöglicht worden. Wenn in Baseler und Straßburger Drucken schon im zweiten Dezennium des 16. Jahrh. entgegen der dort herrschenden Mundart die neuen Diphthonge eingeführt sind, so erklärt sich dies daraus, daß die Drucker davon eine größere Verbreitung erwarteten. Daß sie es waren, nicht die Verfasser, ergibt sich zum Teil aus handschriftlichen Aufzeichnungen der letzteren und aus ihren Reimen.

Anm. Von Arbeiten über die Entstehung der nhd. Schriftsprache nenne ich außer den schon § 143 Anm. angeführten die folgenden: Rückert, „Geschichte der nhd. Schriftsprache“, Leipzig 1875, 1. 2., eine unvollendet gebliebene Arbeit, in der Betrachtungen über die Veränderungen der Literatursprache im MA. und im 16. Jahrh. angestellt werden, wobei das eigentliche Problem, das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart, kaum gestreift wird. Kluge, „Von Luther bis Lessing“, Straßburg 1888. ³1897. Pietsch, „Luther und die nhd. Schriftsprache“, Breslau 1883. Burdach, „Die Einigung der nhd. Schriftsprache“, Habilitationsschrift Halle 1884. K. v. Bahder, „Grundlagen des nhd. Lautsystems“, Straßburg 1890. Kauffmann, „Geschichte der schwäbischen Mundart“, Straßburg 1890. Brandstetter, „Die Reception der nhd. Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1600—1630“, Einsiedeln 1891. A. Geßler, „Beiträge zur Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Basel“, Diss. Basel 1888. W. Scheel, „Jaspar v. Gennep und die Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Köln“, Westd. Zs. Ergänzungsbd. VIII, Trier 1893. W. Beese, „Die nhd. Schriftsprache in Hamburg während des 16. und 17. Jahrh.“, Progr. Kiel 1901. A. Heuser, „Die nhd. Schriftsprache während des 16. und 17. Jahrh. in Bremen“, Diss. Kiel 1913. L. Hahn, „Die Ausbreitung der nhd. Schriftsprache in Ostfriesland“, Leipzig 1912. Ein Versuch zur Behandlung der landschaftlichen Verschiedenheiten im 16. Jahrh. ist Virgil Moser, „Historisch-grammatische Einführung in die frühneuhochdeutschen Schriftdialekte“, Halle 1909. Über die Sprache der verschiedenen Kanzleien handeln außer

mehreren der schon genannten Arbeiten: B. Arndt, „Der Übergang vom Mhd. zum Nhd. in der Sprache der Breslauer Kanzlei“ (Germ. Abh. 15). Brandstetter, „Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600“, Geschichtsfreund XLVII, 227 (1892). Wagner, „Die Kanzleisprache Reutlingens“, (Progr. Wilhelmsrealschule) Stuttgart 1910. Agathe Lasch, „Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrh.“, Dortmund 1910.

§ 148. Wenn Luther die sächsische Kanzlei für muster-gültig erklärt, so bezieht er dies nur auf die äußere Sprachform. An anderen Stellen spricht er sich abfällig über die Kanzleisprache aus, indem er selbst eine volksmäßigere Ausdrucksweise anstrebt. Von einer bis ins einzelne feststehenden Norm ist er noch weit entfernt. Zwischen seinen frühesten und seinen spätesten Werken ist ein merklicher Abstand. So zeigen z. B. die ersteren stärkere Kürzungen nach oberdeutscher Weise. Bis zuletzt bleiben noch viele Schwankungen. Dies hinderte aber doch nicht, daß im Gegensatz zu anderen Mundarten und lokalen Schriftsprachen Luthers Sprache als ein in wesentlichen Stücken einheitlicher Typus gefaßt werden konnte. Die Verbreitung von Luthers Schriften übertraf bei weitem alles bisher Dagewesene. Seine Bibel, sein Katechismus, seine Kirchenlieder drangen in die tiefsten Schichten des Volkes, wurden die Grundlagen für Predigt und Volksschulunterricht. Der letztere wurde von Luther und seinen Anhängern aufs eifrigste gefördert, und zwar insbesondere, damit der gemeine Mann die Bibel in seiner Muttersprache lesen könne. So wurde Luthers Sprache rasch zu einer Autorität, allerdings zunächst neben derjenigen der kaiserlichen Kanzlei. Von den Zeugnissen darüber stellen einige beides nebeneinander, ohne mit den Verschiedenheiten zu rechnen. Andere führen nur eine von den beiden Autoritäten an. An Stelle der kaiserlichen Kanzlei wird im 17. Jahrh. auch das Reichskammergericht genannt. Daneben werden gewisse Hauptdruckorte als maßgebend bezeichnet. Endlich wird seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. auch schon eine bestimmte Landschaft als Heimat der besten Sprache genannt, nämlich diejenige, von der Luther ausgegangen ist, Obersachsen. Von den Grammatikern des 16. Jahrh. stellten Albertus und Oelinger die in ihrer Heimat übliche Drucker-sprache dar, die von der kaiserlichen Kanzlei und von literarischer Tradition beeinflußt noch viele lokale Besonderheiten zeigte. Clajus dagegen hielt sich genau an Luthers Vorbild,

für das er auch in sprachlicher Hinsicht eine abgöttische Verehrung an den Tag legt. Unter den sich mannigfach durchkreuzenden Einflüssen behält die Sprache des 16. Jahrh. noch einen mehr oder weniger mundartlichen, jedenfalls aber stark landschaftlichen Charakter.

Anm. Ich führe einige der charakteristischsten Zeugnisse an für die als mustergültig angesehene Sprache: Fabian Frangk betrachtet als solche „Keyser Maximilians Cantzley vund diser zeit D. Luthers schreiben.“ Noch bei Balthasar Schupp im Teutschen Lehrmeister heißt es: „Und wer recht gut Teutsch lernen wil, der lese fleißig die Teutsche Bibel, die Tomos Lutheri, und die Reichs-Abschiede.“ Hier. Wolf in seiner Schrift „De orthographia germanica“ 1556 kennt „una communis lingua germanorum . . . in aula Caesarea.“ Joh. Rud. Sattler in seiner „Teutschen Orthographe“ 1610 nennt die kaiserliche und mehrerer Fürsten und Städte Kanzleien und das Kammergericht zu Speier, ohne Luther zu erwähnen. Opitz bemerkt in seiner Deutschen Poeterey (1624): „Cancelleyen, welche die rechten lehrerin der reinen sprache sind.“ Mathesius (Hist. Mart. Lutheri, Predigt 17): „Meichsner, sagen auch die ansender, wenn sie untern leuten gewesen und irs landsmanns vergessen, reden ein gut deutsch. Drumb erwecket der Sone Gottes ein deutschen Sachsen, der gewandert war, und die Biblien Gottes in Meichsnische zung brachte.“ Konr. Geßner in der Vorrede zu Maalers Wörterbuche: „Sunt qui tractui circa Lipsiam, elegantioris sermonis, quo Lutherus etiam libros suos condiderit primas deferant.“ Scioppius sagt 1626, die „communis dialectus“ der Deutschen stamme von den Meißnern und werde erlernt zu Speier und am kaiserlichen Hof. Ph. Zesen (Rosam. S. 203): „Die Meißner (welche die allerlieblichst' und reineste Sprache haben) . . .“.

§ 149. Am vollständigsten behauptete die Schweiz, abgesehen etwa von Basel, ihre Eigenart, sowohl der kaiserlichen Kanzlei gegenüber als der Sprache Luthers, an den sie sich ja auch in der Kirchenreformation nicht anschloß. Zwar erschien 1523 in Basel ein Nachdruck von Luthers Neuem Testament, für das sich dann eine Erklärung der „außlendigen wörter auf unser teutsch“ nötig machte. Aber bald darauf ging man zur Umsetzung in alemannischen Vokalismus mit manchen sonstigen Veränderungen über. In solcher Gestalt erschien die ganze Bibel zuerst Zürich 1531 und behauptete sich bis 1665. Dagegen war es von entscheidender Bedeutung für die feste Begründung einer Gemeinsprache, daß der größte Teil von Niederdeutschland dem Lutherschen Bekenntnis beitrug und dadurch auch unter den Einfluß der Lutherschen Sprache kam. Verbreitet war ja der hochdeutsche Einfluß

schon früher. Zwar hatte sich im 14. und 15. Jahrh. eine eigentlich nd. Literatur entwickelt, dabei war aber wenigstens die poetische niemals frei von hd. Einflüssen. Um so geringer war jetzt die Widerstandsfähigkeit. Zwar wurde Luthers Bibelübersetzung in das Nd. umgesetzt. Das Neue Testament erschien in Wittenberg 1522, die ganze Bibel in Lübeck 1534, zum letzten Male 1621. Doch zog man vielfach bald den echten Lutherschen Text vor. Befördert wurde dies dadurch, daß sich viele aus Mittelddeutschland stammende Prediger über Niederdeutschland verbreiteten und andererseits viele niederdeutsche Theologen in Wittenberg studierten. So ging dann in der Literatur der Übergang zum Hochdeutschen überraschend schnell vor sich. Burckard Waldis ließ seinen Verlorenen Sohn 1527 in Riga in nd. Sprache aufführen, veröffentlichte ihn aber 1531 auf Hochdeutsch; seinen Esopus schrieb er von Anfang an hochdeutsch (1548). Johann Agricola veröffentlichte seine zuerst nd. in Magdeburg ohne Jahr erschienene Sprichwörterammlung 1529 in Hagenau hochd. Kantzow verfaßte um 1532 eine pommersche Chronik in nd. Sprache, arbeitete sie aber zweimal hochd. um. So kann man wohl sagen, daß die nd. Literatur noch im Laufe des 16. Jahrhunderts von der hochd. verdrängt ist. Bemerkenswert ist das Zeugnis des Michrälius in seiner Pommerschen Chronica (1639): „Wir andern Sachsenleute haben nun auch an unserer Muttersprache einen solchen Eckel gehabt, daß unsre Kinder nicht ein Vater-unser, wo nicht in Hochtüttischer Sprache beten, und wir keine Pommerische Predigt fast mehr in gantz Pommern hören mögen“. Was noch in späterer Zeit in nd. Sprache erschienen ist, muß als eigentliche Dialektliteratur betrachtet werden. Einigermaßen zutreffend charakterisiert Sebastian Helber in seinem Teutschen Syllabierbüchlein (Freiburg i. Uecht. 1593 S. 31—3): „Viererlei Teutsche Sprachen weiß ich, in denen man Bücher druckt, die Cölnische oder Göllichische, die Sächsische, die Flämmisch od' Brabantische, vnd die Ober oder Hoch Teutsche. Vnsere gemeine Hoch Teutsche wirdt auf drei weisen gedruckt: eine möchten wir nennen die Mitter Teutsche, die andere die Donawische, die dritte Höchst Reinische: (dan das Wort Oberland nicht mehr breüchig ist). Die Drucker so der Mittern Teutschen aussprach als vil die Diphthongen ai, ei,

au, ec. belangt, haltē, verstee ich die vō Meinz, Speier, Franckfurt, Würzburg, Heidelberg, Nörnberg, Straßburg, Leipsig, Erdfurt, vnd andere, denen auch die von Cölen volgen, wan sie das Ober Teütsch verfertigen. Donawische verstee ich alle in den Alt Baierischen vnd Schwebischen Lande, den Rein vnberürt. Höchst Reinische lestlich, die so vor iezigen jaren gehalten haben im Drucken die Sprach der Eidgenossen oder Schweitzer, der Walliser, vnd etlicher beigessener im Stift Costantz, Chur vñ Basel.“

§ 150. Im 17. Jahrh. wurde es für die Entwicklung der Gemeinsprache von entscheidender Bedeutung, daß Ostmitteldeutschland, Schlesien und Obersachsen zum Hauptsitz der durch Opitz eingeleiteten neuen Renaissanceliteratur wurde. Die aus Niederdeutschland stammenden Dichter schlossen sich natürlich an die Schlesier und Obersachsen an, trugen daneben dazu bei, daß niederd. Elemente, besonders im Wortschatz hie und da auch in der Lautgestalt, in die Schriftsprache einzudringen begannen. Den gleichen Anschluß erstrebten die Nürnberger, während allerdings im Südwestd. Schriftsteller wie Moscherosch und Grimmelshausen einen volkstümlicheren Charakter und damit eine stärker mundartlich gefärbte Sprache bewahrten. Österreich und Bayern standen abseits. Was an literarischen Erzeugnissen hier entstand, wirkte nicht auf die Allgemeinheit, wie es anderseits von der norddeutschen Literaturbewegung ziemlich unberührt blieb. So konnte hier die Tradition der kaiserlichen Kanzleisprache fortwirken, blieb aber unter solchen Verhältnissen auf eine untergeordnete Rolle beschränkt. Besonders zäh hielt die Schweiz an ihren Eigentümlichkeiten fest, blieb aber eben deswegen auch ohne einen über ihre Grenzen hinausgehenden Einfluß. Doch wurde wenigstens in einer revidierten Ausgabe der Bibel von 1667—69 der Anschluß an die Gemeinsprache durchgeführt. Auch in die Urkunden drang dieselbe allmählich ein.

Luthers Sprache steht bei den Dichtern der Opitzischen Richtung noch immer in hohem Ansehen. Sie folgen aber doch auch ihrem natürlichen Sprachgefühl, für welches manches bei Luther Gewöhnliche schon veraltet ist, manches Neue Bürgerrecht gewonnen hat. Umgekehrt passen sich die Neudrucke von Luthers Bibel wenigstens in Laut- und Flexions-

verhältnissen allmählich dem jüngeren Sprachgebrauch an. Die Doppelformigkeit, die der Sprache Luthers, wie überhaupt der des 16. Jahrh., in so reichem Maße eignete, wurde immer mehr durch Ausschaltung eingeschränkt. Von Wichtigkeit war, daß Opitz die starken Kürzungen des Oberd. verpönte. Allerdings bedienten sich die schlesischen Dichter auch mancher Eigenarten ihrer Mundart, die der Gemeinsprache nicht auf die Dauer einverleibt wurden.

Luthers Bibel und die neue Literatur wirkten auch zusammen auf die grammatische Behandlung der Sprache. An die Luthergrammatik von Clajus knüpfte die Weiterentwicklung an. Die Verfasser von Grammatiken und Wörterbüchern stammten ganz überwiegend aus dem nördlichen Deutschland und standen zum Teil in naher Beziehung zur zeitgenössischen Literatur und zu den Sprachgesellschaften, die in den gleichen Gegenden ihren Sitz hatten. So wurde auch hierdurch der von Ostmittelddeutschland ausgegangene Sprachtypus gestützt. Zugleich wurde die Literatursprache immer mehr zu einem künstlichen, von mundartlicher Grundlage losgelösten Produkte, bei dessen Festsetzung die Theorie einen großen Einfluß gewann.

§ 151. Für das 18. Jahrh. wurde es zunächst von entscheidender Bedeutung, daß sich Leipzig zu einem Mittelpunkte der Literatur entwickelte. Mit dem Einfluß der von hier ausgehenden literarischen Erzeugnisse verband sich der theoretische von Gottscheds Grammatik, in der eben diese Erzeugnisse als maßgebend hingestellt wurden. Daneben machen sich aber Gegenströmungen bemerkbar. Gegenden, die bisher abseits gestanden haben, gewinnen Anteil an der literarischen Entwicklung. Den Anfang macht die Schweiz. Anschluß an die norddeutsche Literatursprache mußte erst gewonnen sein, bevor die Schweizer Schriftsteller Beachtung über ihre Grenzen hinaus finden konnten. Dabei konnte es aber doch nicht ausbleiben, daß sich zahlreiche Eigenheiten der heimischen Mundart einmischten. Außerdem behaupteten für sie die Dichter des 17. Jahrh. immer noch eine gewisse Autorität, die ihnen anderswo nicht mehr zuerkannt wurde. Sie bemühten sich allerdings, ihre Besonderheiten mehr und mehr abzustrreifen. Das zeigt ein Vergleich der verschiedenen Ausgaben von Hallers Gedichten. Auch bei Bodmer und Breitinger

finden wir das gleiche Bestreben. Doch wehren sie sich auch gegen die Ansprüche der Obersachsen auf unbedingte Autorität. Weiterhin traten Schriftsteller aus dem südwestlichen Deutschland in die vorderste Reihe. Wieland paßte sich von vornherein verhältnismäßig gut an den herrschenden Sprachtypus an, worin wir wohl eine Wirkung seiner im Kloster Bergen zugebrachten Schulzeit zu sehen haben. Dagegen staken Goethe und Schiller zunächst tief in den landschaftlichen Besonderheiten ihrer Heimat. Sie streiften dieselben aber allmählich ab, wozu gewiß ihre Übersiedelung nach dem östlichen Mitteldeutschland vieles beitrug. Bayern und Österreich blieben auch jetzt noch ziemlich abseits. Die hier entstehenden Erzeugnisse bewahrten zumeist einen stark provinziellen Charakter, was sich auch in ihrer Sprache zeigte.

§ 152. An der grammatischen Behandlung des Deutschen fingen auch Süddeutsche an regeren Anteil zu nehmen. Manche von ihnen zeigen noch ein starkes Widerstreben gegen die norddeutsche und Luthersche Sprache. Fulda sucht die alten im Schwäbischen bewahrten Vokalunterschiede zur Geltung zu bringen. Auf der andern Seite vertritt die Bairische Sprachkunst den engsten Anschluß an Gottsched.

Neben der mehr unbewußten Einmischung mundartlicher Eigenheiten beginnt bei den Schriftstellern eine bewußte Ablehnung gegen zu starke Einschränkung. Klopstock bemüht sich energisch um eine Differenzierung der poetischen Sprache von der prosaischen. Er suchte diese Absicht z. B. durch kühne, zum Teil dem Lat. nachgebildete Konstruktionen, durch neugeschaffene Zusammensetzungen, andererseits auch durch den ungewöhnlichen Gebrauch einfacher Wörter statt der üblichen Zusammensetzungen zu erreichen. Einen andern Weg zur Vermannigfaltigung des sprachlichen Ausdrucks schlug Herder vor, schon in den Fragmenten. Er wies auf die Umgangssprache und die Mundarten hin als eine Quelle, aus der man schöpfen sollte, um Eigenart zu gewinnen. Seine Anregung fand in der Sturm- und Drangperiode reichlich Befolgung. Dazu kam die Verwertung älteren Sprachguts zu charakteristischer Färbung, wozu Goethe das Beispiel gab in seinem Götz und den sich an die Art Hans Sachsens anlehenden

Dichtungen. Auch Wieland suchte für die Behandlung mittelalterlicher Stoffe mittelalterliche Ausdrücke neu zu beleben.

Gegen alle diese Bestrebungen wendete sich Adelung. Er beharrte bei dem nun nicht mehr modernen Standpunkt Gottscheds, daß die Sprache der besten Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., vornehmlich die der Obersachsen als mustergültig anzusehen sei. Ihm kam es auf feste Regelung aller Einzelheiten an. Klarheit und logische Richtigkeit waren sein Ideal. Die Bedürfnisse der Poesie spielten dagegen keine Rolle. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß er mit seiner Festsetzung der äußeren Sprachform durchgreifenden Erfolg hatte und zu einer maßgebenden Autorität wurde, bei der sich die bedeutendsten Schriftsteller Rats erholten, daß er aber mit seiner immer engherziger werdenden Beschränkung des Wortschatzes nicht durchdrang, und daß die Poesie den ihr notwendigen freieren Spielraum ihm gegenüber behauptete.

§ 153. In der neueren Zeit hat sich die äußere Form der Gemeinsprache nur noch wenig verändert. In der Orthographie sind mancherlei Experimente gemacht, die aber schließlich doch nur zu geringen Modifikationen der offiziell anerkannten Schreibweise geführt haben. Anders steht es mit dem Wortgebrauch. Mancher Bedeutungswandel hat sich vollzogen, manches übliche Wort ist unüblich geworden oder ganz außer Gebrauch geraten, mehr andere sind neu aufgekommen. Veränderungen in den Kulturverhältnissen, besonders die Fortschritte der Technik brachten auch sprachliche Bedürfnisse mit sich, die befriedigt werden mußten. Infolge davon drangen auch manche neuen Fremdwörter ein. Andererseits bewirkten puristische Bestrebungen, daß zum Ersatz für Fremdwörter neue Bildungen aus deutschem Wortmaterial geschaffen, oder schon vorhandenen neue Bedeutungen untergelegt wurden.

§ 154. Gegenwärtig haben wir eine Norm für den schriftlichen Ausdruck, die nur in wenigen Fällen die Wahl zwischen gleichberechtigten Formen zuläßt, und die, soweit es sich um grammatische Verhältnisse handelt, nur wenigen landschaftlichen Besonderheiten einige Duldung gewährt, vgl. z. B. nordd. *des Bauers* — südd. *des Bauern*, nordd. *er hat gesessen* — südd. *er ist gesessen*. Anders steht es mit dem Wortschatz. In bezug

auf diesen bestehen noch große Verschiedenheiten auch in der offiziellen und literarischen Sprache. Häufig teilt sich Deutschland danach in zwei Teile, gewöhnlich einen nördlichen und einen südlichen, mitunter auch einen östlichen und einen westlichen, nicht selten aber auch in mehr als zwei Teile. Wir dürfen sagen, daß es für eine Anzahl von Begriffen noch keinen gemeindeutschen Ausdruck gibt. Dahin gehören namentlich Haus- und Ackergeräte und viele Gewerbe, aber auch manches andere. Ein erster Schritt zur Ausgleichung ist gemacht, wenn solche Ausdrücke wenigstens anderswo als in ihrer Heimat verstanden werden.

Der poetischen Sprache bleibt immer eine etwas größere Freiheit zugebilligt, auch in bezug auf die äußere Gestaltung. Wo den Dichtern neben der gewöhnlichen Form noch eine andere gestattet ist, da verhält es sich im allgemeinen nicht so, daß diese von ihnen oder ihren Vorgängern neu geschaffen ist, sondern es liegt Bewahrung älterer Doppelformen vor, aus denen die prosaische Sprache schon eine bestimmte Auswahl getroffen hat, vgl. z. B. *bietet* — *beut*, *Bett* — *Bette*, *Auge* — *Aug'*. Mehr Raum zu schöpferischer Tätigkeit bleibt den Dichtern im Wortgebrauch und in der Wortbildung.

Eine Einschränkung erleidet die Herrschaft der Norm nicht nur in Versen, sondern auch in ungebundener Rede durch das Streben der Schriftsteller nach Charakterisierung der Personen, bis zu einem gewissen Grade auch der Örtlichkeiten. Dies führt zu mehr oder weniger weit gehender Einmischung landschaftlicher Eigenheiten, schließlich geradezu zur Anwendung der Mundarten, bei Verlegung der Handlung in eine entferntere Vergangenheit auch zu altertümlicher Färbung der Sprache. Die unbedingtste Geltung verbleibt daher der Norm in der in jeder Hinsicht unpoetischen, der wissenschaftlichen, didaktischen, geschäftlichen Sprache.

Anm. Es gibt eine Anzahl von Schriften, die sich speziell mit Sprachrichtigkeit beschäftigen, die aber teilweise von Gesichtspunkten ausgehen, die nicht durchweg zu billigen sind. A. Lehmann, „Sprachliche Sünden der Gegenwart“, Braunschweig 1877; K. G. Keller, „Deutscher Antibarbarus“, Stuttgart 1879; K. G. Andresen, „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit“, Heilbronn 1880; G. Wustmann, „Allerhand Sprachdummheiten“, Leipzig 1891. *1909; Theodor Matthias, „Sprachleben und Sprachschäden“, Leipzig 1892. *1914.

§ 155. Die Gemeinsprache ist zunächst schriftlich fixiert. Damit ist auch eine Regelung der gesprochenen Sprache gegeben, aber doch nur innerhalb gewisser Grenzen. Wir haben schon in § 145 gesehen, daß in der Niederschrift ein Teil der mundartlichen Besonderheiten verdeckt wird. Umgekehrt läßt die Schreibung auch demjenigen, der bemüht ist, sich genau an die Buchstaben zu halten, noch einen ziemlich weiten Spielraum in der Aussprache und gestattet ihm, sich des Lautmaterials zu bedienen, das er sich vor der Erlernung des Lesens nach der besonderen Sprechweise seiner Heimat angeeignet hat. Ja diese Gewohnheit läßt ihn manche entschiedene Abweichung von der Schrift, die eine genaue Beobachtung feststellen könnte, übersehen. Dazu kommt, daß die deutsche Schreibweise zwar sehr viel phonetischer ist, als z. B. die französische oder die englische, aber doch in manchen Punkten den Anforderungen der Phonetik direkt widerspricht. Aus dem Gesagten erhellt, daß die schriftliche Norm der Ergänzung durch eine mündliche bedarf. Es fragt sich, wo eine solche Norm zu finden ist. Zurückzuweisen ist der Anspruch irgend-einer bestimmten Gegend. Das Obersächsische, von dem die Gemeinsprache ausgegangen ist, hat längst eine ziemlich abweichende Entwicklung genommen. Wie die schriftliche Fixierung der Gemeinsprache sich von landschaftlicher Grundlage losgelöst hat, so bedarf auch die mündliche einer solchen Loslösung. Fragen wir, wo diese am vollkommensten erreicht ist, so kann die Antwort nur sein: auf der Bühne. Nirgends sonst ist das Bedürfnis sich möglichst leicht verständlich zu machen so groß. Dabei bildeten Schauspielergesellschaften von annähernd homogener Zusammensetzung, die nur an einem bestimmten Orte vor einem gleichfalls wesentlich homogenen Publikum spielten, doch immer eine Ausnahme. Die gewöhnlichen Wanderungen ganzer Truppen wie einzelner Schauspieler nötigten zu einer möglichst ausgeglichenen, für verschiedenartiges Publikum gleich faßlichen Sprechweise. Neben dem Streben nach Verständlichkeit waren es auch ästhetische Rücksichten, die auf die gleiche Bahn drängten. Ein harmonisches Zusammenspiel ist bei stärkeren mundartlichen Verschiedenheiten der Mitwirkenden unmöglich. Außerdem hat die Mundart immer etwas Charakteristisches, was da, wo es nicht

in bestimmter Absicht gewollt ist, störend wirkt. Es gab also Antriebe genug zur Regelung der Aussprache. Es war aber auch mehr als anderswo die Möglichkeit zu einer solchen Regelung gegeben. Der Schauspieler bedurfte ja überhaupt einer Schulung für seinen Beruf, der sich auch auf den Gebrauch der Stimme erstreckte. Achtsamkeit auf die Funktionen seiner Sprechwerkzeuge war für ihn eine selbstverständliche Forderung. Der vielfache Wechsel des Aufenthaltes, der rege Austausch zwischen den verschiedenen Gesellschaften stellten eine über das ganze Gebiet der deutschen Sprache sich erstreckende Wechselwirkung her. Immerhin hat es geraume Zeit gedauert, bis ein einigermaßen genügender Ausgleich zustande kam. Das zeigen die früher häufigen Klagen über das schlechte Zusammenpassen der Aussprache. Um über manche strittigen Punkte zur Einigung zu gelangen, fand im April 1898 in Berlin eine Beratung unter Vertretern der Bühne und einigen Germanisten statt. Die Ergebnisse derselben wurden unter dem Titel „Deutsche Bühnenaussprache“ 1898. ³1905 veröffentlicht. Eine nochmalige Revision wurde vorgenommen von einem wieder aus Vertretern der Bühne und Germanisten bestehenden Ausschuss im März 1908. Im Auftrage dieses Ausschusses veröffentlichte Th. Siebs eine Neubearbeitung der „Deutschen Bühnenaussprache“, Bonn 1909. ¹⁰1912. Die darin gegebenen Vorschriften sind allerdings teilweise willkürlich und lassen doch manche Punkte unentschieden. Die Absicht dieser Schrift geht dahin, nicht nur für die Bühne, sondern auch für die Allgemeinheit, insbesondere für den Schulunterricht die Aussprache zu regeln. Doch, abgesehen davon, was im einzelnen dagegen einzuwenden ist, so scheint es mir zwar nicht zweifelhaft, daß für die Aussprache des Schriftdeutschen Annäherung an die Bühnensprache zu erstreben ist, man muß sich aber auch klar machen, daß diese Annäherung innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen ist, die schwer zu übersteigen sind, deren Übersteigung aber auch gar nicht erforderlich ist. Es ist doch nicht überall der gleiche Grad von Deutlichkeit nötig, den der weite Raum des Theaters verlangt. Wer denselben auch im gewöhnlichen Gespräch anstrebte, würde unnatürlich und affektiert erscheinen. Es ist auch durchaus nicht nötig, daß alle Deutschen genau nach dem gleichen Kanon sprechen.

Soweit das gegenseitige Verständnis zwischen Angehörigen verschiedener Landesteile durch deren Besonderheiten nicht behindert ist, verdienen sie eher Schonung als Ausrottung. In der Schule muß man allerdings einen strengeren Maßstab anlegen, insbesondere für das Lesen. Aber wer den Versuch zu radikaler Unterdrückung aller landschaftlichen Eigenheiten machen wollte, der würde bald gewahr werden, daß er eine Sisyphusarbeit unternommen hätte, wobei viel Zeit und Mühe ohne nennenswerten Erfolg vergeudet wäre. Es ist daher ein ansprechender Gedanke, für die verschiedenen deutschen Gebiete besondere Ausspracheregeln aufzustellen, die deren Eigenheiten bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen.

Anm. Vgl. über die prinzipiellen Fragen Braune, „Über die Einigung der deutschen Aussprache“ Akad. Rede Heidelberg 1904; darin wird aber meiner Überzeugung nach der Schreibung ein zu großer Einfluß auf die Aussprache eingeräumt. Mit der Festsetzung des einzelnen beschäftigen sich mehrere Schriften von W. Vietor: „Elemente der Phonetik und Orthographie des Deutschen, Englischen und Französischen“, Heilbronn 1884. ²1887; „Kleine Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen“ 8. Aufl. 1913; „Die Aussprache des Schriftdeutschen“ 7. Aufl. 1909; „Deutsches Aussprache-Wörterbuch“, Leipzig 1908 ff. Darin sind manche sorgfältigen Beobachtungen niedergelegt, aber auch manche willkürlichen Vorschriften gemacht und gleichfalls der Schreibung eine ungebührliche Autorität zugewiesen. Versuche zu einer landschaftlichen Regelung haben gemacht: Zimmermann, „Die Aussprache des Hochdeutschen in unserem Seminar“, Jahresbericht Meersburg Ostern 1890; H. Luick, „Deutsche Lautlehre mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer“, Leipzig u. Wien 1904.

§ 156. Haben wir bisher unser Augenmerk hauptsächlich auf die Entstehung der gemeinsprachlichen Norm gerichtet, so müssen wir jetzt noch feststellen, wie sich unter dem Einflusse dieser Norm auf der älteren mundartlichen Grundlage die Sprachverhältnisse allmählich gestaltet haben. Für den Beginn des 16. Jahrh. müssen wir voraussetzen, daß die normale Umgangssprache eines jeden die heimische Mundart war, die allerdings in den Städten wohl nicht ganz frei von literarischen Einflüssen und etwas von der Bauernsprache abgertückt war. Die Ansätze zu einer gemeinsprachlichen Norm wirkten zunächst auf die zur Veröffentlichung bestimmten Schriftstücke, erst später auf private Aufzeichnungen. Einflüsse der Norm auf die gesprochene Sprache machten sich jedenfalls zuerst beim

Lesen geltend, weiterhin in dem, was sich an die Lektüre anschloß, in der Predigt, im Schulunterricht, endlich im Verkehr mit Angehörigen eines anderen Mundartengebietes. Ein der Norm mehr oder weniger angenäherter Sprachtypus hatte daher zunächst nirgends die Alleinherrschaft, er trat neben eine ältere mundartliche Sprechweise als eine künstliche Sprache neben die natürliche. An diese heftet sich dabei noch keine Geringschätzung. Das so geschilderte Verhältnis ist keineswegs eine bloße Voraussetzung. Es besteht noch gegenwärtig in der Schweiz, wo auch die Gebildetsten im Verkehr mit Landsleuten sich der Mundart bedienen. Im nördlichsten Deutschland ist der Zustand bis vor nicht sehr langer Zeit ähnlich gewesen. In einem weiteren Stadium der Entwicklung hat dann die künstliche Sprache gegenüber der natürlichen immer mehr an Boden gewonnen, ist von einem Teile der Bevölkerung, der besonders stark unter dem Einflusse von Schule und Literatur steht, in immer ausgedehnterem Maße angewendet, und die Fähigkeit zu dieser Anwendung erscheint immer mehr als ein Kennzeichen von Bildung. Die weitere Folge ist dann gewesen, daß ein Teil der heranwachsenden Jugend einen Sprachtypus, der für ihre Eltern noch eine künstliche Sprache gewesen war, von vornherein als seine natürliche Sprache erlernt, der sich dann doch wieder später ein der Norm noch mehr angenäherter Typus zur Seite stellt. Ein solcher Vorgang konnte sich mehrmals wiederholen. Andererseits konnte es nicht ausbleiben, wenn eine Mundart und ein der Gemeinsprache zustrebender Typus nebeneinander von den gleichen Personen gesprochen wurden, daß auch in jene manches aus diesem übertragen wurde und dann auch auf solche Personen überging, die direkt gar nicht oder nur wenig von der Gemeinsprache beeinflußt waren. So entstanden eine Menge Zwischenstufen zwischen der reinen Mundart und der gemeinsprachlichen Norm. So ist das Niederd. in den größeren Städten allmählich bis auf geringe Reste untergegangen, und an seine Stelle ist ein mit nd. Elementen versetztes Hochdeutsch getreten.

§ 157. Für die Gegenwart kann man sagen, daß fast jeder einzelne im Laufe der Zeit zweisprachig, ja mitunter dreisprachig wird, indem er zu der natürlichen Sprache, die

er sich in der Kindheit erworben hat, eine der gemeinsprachlichen Norm näher stehende künstliche erlernt. Der Abstand zwischen beiden kann sehr verschieden sein, je nachdem die natürliche der reinen Mundart, die künstliche der Gemeinsprache näher oder ferner steht. Bei dem einen gehen beide weit auseinander, bei dem andern unterscheidet man sie etwa nur als sorgfältigere oder nachlässigere Sprechweise. In der Schweiz sind Schweizerdeutsch und das sogenannte gute Deutsch scharf voneinander getrennt, letzteres zwar mit landschaftlichem Lautmaterial gesprochen, aber sonst doch bei den Gebildeten eng an die Schriftsprache angeschlossen. Auch bei dem, der zu angestammtem Niederdeutsch später Hochdeutsch erlernt, ist der Abstand groß, wenn auch bei vielen die Annäherung an die Schriftsprache nicht so weit geht als in der Schweiz, namentlich deshalb, weil als nächstes Vorbild weniger diese als ein Stadtdialekt dient. In Mittel- und Oberdeutschland ist der Abstand zwischen natürlicher und künstlicher Sprache im allgemeinen nicht so groß, indem einerseits die erstere, zumal in den Städten sich nicht so weit von der Gemeinsprache entfernt, andererseits die letztere mehr mundartliche Bestandteile bewahrt als das gute Deutsch der Schweizer. Natürlich besteht auch in den Städten Niederdeutschlands zwischen der Sprache der niederen Volksschichten und derjenigen der Gebildeten kein klaffender Unterschied und mannigfache Abstufung. Unter solchen Verhältnissen ist es auch ganz begreiflich, daß die künstliche Sprache eines Teiles der Bevölkerung der Gemeinsprache nicht so nahe kommt, als die natürliche eines anderen. Die Entwicklung drängt auf eine immer wachsende Annäherung an die Gemeinsprache, aber andererseits wird man wohl behaupten dürfen, daß sie niemals zur Aufhebung aller landschaftlichen Verschiedenheiten führen wird.

Teil II.

Lautlehre.

Kap. 1. Orthographie.

§ 1. Zur Aufzeichnung des Deutschen hat man sich des lateinischen Alphabets bedient. Dieses litt an manchen Mängeln. Die Vokalquantität blieb unbezeichnet und damit auch manche feinere Unterschiede der Qualität. Für den *k*-Laut standen drei Zeichen zur Verfügung *k*, *c*, *q*; *k* allerdings nur wenig verwendet, *q* nur in der Verbindung *qu*; *c* hinwiederum hatte zu der Zeit, als die Aufzeichnung deutscher Texte begann, einen doppelten Lautwert. Für den *u*-Laut hatten sich zwei verschiedene Zeichen gebildet, *u* und *v*, beide ursprünglich für sonantisches wie für konsonantisches *u* verwendet. Das konsonantische *u* war aber in der ahd. Zeit im Lateinischen schon zu dem Laute unseres *w* geworden, so daß beide Zeichen für zwei verschiedene Laute gebraucht wurden.

§ 2. Der Lautbestand einer Sprache deckt sich niemals mit dem einer anderen. So auch der des Ahd. nicht mit dem des Lat. Man konnte zwar im allgemeinen für die deutschen Laute solche Zeichen verwenden, deren Lautwert im Lat. sich nicht sehr von jenen unterschied; aber es gelang doch nicht, jedem lateinischen Zeichen einen besonderen Laut und jedem nur einen zuzuweisen. Der Luxus *k*, *c*, *q* und *u*, *v* wurde beibehalten. Die konsonantische Verwendung der letzteren wurde neben der sonantischen übernommen, aber da zurzeit kein sich mit dem lateinischen deckender deutscher Laut bestand, wurden sie für den entsprechenden tonlosen Laut gebraucht, der schon eine Bezeichnung durch *f* gefunden hatte. Wenn nun auch *f* und *v* (*u*) zum Teil zur Unterscheidung von Intensitätsgraden dienten, so geschah dieses doch nicht konsequent, und so entstand ein neuer Luxus, der bis jetzt fortlebt (*voll* — *füllen*). Diese Verwendung des *v* (*u*) führte dann wohl weiter dazu, daß für konsonantisches *u* (jetzigem *w* entsprechend)

neben einfachem *u* (*v*) doppeltes eingeführt wurde (*suërt* — *freuwida* „Freude“). Zur Unterscheidung der Vokalquantität sind zwar im Ahd. verschiedene Ansätze gemacht, die aber nicht zu allgemeiner Geltung gelangt sind und in der späteren Zeit nicht fortgewirkt haben. Auch zwei deutlich verschiedene Qualitäten des kurzen *e* haben sich mit einem Zeichen begnügen müssen. Das Zeichen *z* mußte nicht bloß den Doppellaut, den es jetzt bezeichnet, vertreten, sondern auch einen einfachen harten Reibelaut, der im Lat. kein Gegenstück hatte. Das *h* mußte außer dem Hauchlaute auch den Laut unseres jetzigen *ch* bezeichnen. Später trat dafür das Doppelzeichen *ch* ein, dessen Lautwert in den ältesten Texten nicht sicher festzustellen ist. Das Zeichen *g* konnte einen Verschuß- oder einen Reibelaut bedeuten. Im Oberd. gab es keinen genau dem lat. *g* oder *k*, *b* oder *p* entsprechenden Laut, sondern einen gewissermaßen in der Mitte stehenden, zu dessen Bezeichnung man nun zwischen *g* und *k*, *b* und *p* schwankte.

§ 3. Manche dieser Unzuträglichkeiten wurden im Laufe der Zeit beseitigt. Aber es bildeten sich manche neue. Der Umlaut des *o* und des *u* wurden lange nicht oder nicht konsequent bezeichnet, bis allmählich *ö* und *ü* allgemein wurden. Für einen zunächst aus dem Doppellaut *sk* entwickelten einfachen Laut gelangte man zu der komplizierten Bezeichnung *sch*. Im Beginne der neueren Zeit tauchte wieder das Bestreben auf, die Länge der Vokale kenntlich zu machen, wobei man aber ohne alle Konsequenz zu verschiedenen Mitteln griff. Neben der schon in einigen ahd. Denkmälern angewendeten Verdopplung, die noch das rationellste Mittel ist, stellten sich zwei andere Mittel, die sich zufällig infolge der Lautentwicklung dargeboten hatten, worüber weiter unten gehandelt werden wird, *e* (hinter *i*) und *h*. Dabei blieb aber die Länge doch in sehr vielen Fällen unbezeichnet. Die zunächst bestehenden großen Schwankungen in der Schreibung wurden allmählich beseitigt, aber nicht nach durchgreifenden einheitlichen Grundsätzen, sondern nach willkürlicher Festsetzung für die einzelnen Wörter. Hierbei sind Rücksichten nicht phonetischer Natur mitbestimmend gewesen. Einerseits das Prinzip der Analogie, wonach Formen, die als untereinander verwandt empfunden wurden, möglichst gleich geschrieben wurden, soweit dadurch

nicht eine dem Gebrauche zuwider laufende Aussprache veranlaßt wurde, also z. B. *Mann* nach *Mannes* usw. gegen älteres *man*, *kann*, *konnte* nach *können* neben älterem *kan*, *konte*. *Leid* nach *Leides* usw. gegen älteres *leit*, *gewandt*, *verwandt* nach *wenden* gegen älteres *gewant*, *verwant*, *Kälte* nach *kalt* gegen älteres *kelte*, *älter* nach *alt* gegen älteres *elter*, *Häute* nach *Haut* gegen älteres *heute*. Dieses Prinzip wurde nach allmählicher Vorbereitung zuerst von Schottel mit größerer Konsequenz durchgeführt. Andererseits machte sich bei den Grammatikern das Bestreben geltend, gleichlautende Wörter von verschiedener Bedeutung durch die Schreibung zu unterscheiden, wozu also das Vorhandensein mehrerer Bezeichnungen für den gleichen Laut verwertet wurde, z. B. *viel* — *fiel*, *Meer* — *mehr*, *leeren* — *lehren*, *Lerche* — *Lärche*. Auch die allmählich üblich werdende Schreibung der Substantiva mit großen Anfangsbuchstaben diente diesem Zwecke. Unter Berücksichtigung solcher Gesichtspunkte gelangte die Festsetzung der Schreibung für die einzelnen Wörter mit Adelung zu einem gewissen Abschluß, an dem zunächst wenig geändert wurde.

§ 4. Bei dieser Entstehungsart unserer Orthographie konnte es nicht ausbleiben, daß dieselbe mit vielen Mängeln behaftet war. So begreift es sich denn auch, daß allerhand Versuche zu mehr oder weniger durchgreifender Reform auftauchten. Besonders seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. begannen dieselben weitere Kreise zu ergreifen. Zwei verschiedene Richtungen standen sich anfangs gegenüber, die sogenannte historische und die phonetische. Die erstere ging von Germanisten aus. J. Grimm hatte, so sehr er es auch von Hause aus ablehnte, die Sprache zu meistern, doch für viele Ausweichungen der nhd. Schriftsprache von der allgemeinen Regel den tadelnden Ausdruck „unorganisch“ geprägt. Diese Mißbilligung übertrug sich auch auf die orthographischen Neuerungen des Nhd. Grimm selbst hat keine ernstlichen Schritte zur Beseitigung derselben unternommen. Aber unter den von ihm ausgehenden Anregungen gingen andere vor, zuerst namentlich Weinhold. Es läßt sich dabei eine radikale und eine gemäßigtere Richtung unterscheiden. Manche gingen soweit, auch an den Lautstand zu rühren, z. B. wieder Schreibungen wie *würken*, *Küssen*, *Wirde*, *Leffel*, *leschen* einzuführen. Auf

rein orthographischem Gebiete wurde besonders das Dehnungs-*h* und das *h* nach *t* angefochten. Von phonetischem Standpunkte aus waren schon früher Reformversuche gemacht, so im 18. Jahrh. von Klopstock. Im 19. ging die Bewegung zunächst hauptsächlich von Vertretern der Stenographie aus, als deren Wortführer Michaelis in einer Reihe von Schriften auftrat. Weiterhin reizte der Ausbau der phonetischen Wissenschaft zur Anwendung derselben auf die Praxis der Rechtschreibung. Auch hier steht neben einer radikalen eine gemäßigte Richtung. So sehr sich auch die beiden Reformbewegungen in ihren Grundsätzen unterschieden, so trafen sie doch in manchen Forderungen zusammen. Ihnen gegenüber vertrat einen streng konservativen Standpunkt Sanders, der sich für das Verdeutlichungsprinzip ereiferte, also auch für möglichste Unterscheidung gleichlautender Wörter. Einen gemäßigeren Verteidiger fand die herkömmliche Orthographie in Rud. v. Raumer. Die infolge dieser Bestrebungen einreißende Unsicherheit, die teilweise auch in die Schulen eindrang, veranlaßte die deutschen Regierungen zum Einschreiten. Es wurde im Jahre 1876 eine Konferenz von Sachverständigen oder solchen, die man dafür ansah, nach Berlin berufen, um über eine Regelung zu beschließen. Zugrunde gelegt wurde eine Denkschrift von Rud. v. Raumer, in der nur geringe Änderungen vom Herkömmlichen vorgeschlagen waren. Die Konferenz fand sich aber veranlaßt, erheblich darüber hinaus zu gehen. Das Ergebnis erschien im Druck unter dem Titel: „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz, Berlin, den 1. bis 15. Januar 1876“, Halle. Ein Grundfehler bei den Beratungen war, daß man nicht unterschied zwischen dem, was von einem idealen Standpunkte aus anstrebenswert war, und dem, was sich für den Augenblick erreichen ließ. Dazu kam, daß über die Einzelheiten nach Zufallsmajoritäten entschieden wurde. So konnte das Ergebnis niemand befriedigen. Auf der einen Seite waren die Abweichungen von dem Gewohnten so groß, daß sie auf die meisten befremdend wirken mußten. Andererseits blieb man doch weit entfernt von einer wirklich durchgreifenden und konsequenten Vereinfachung. Die Regierungen konnten sich nicht entschließen, die Vorschläge der Konferenz anzunehmen.

Man griff wieder auf die Raumersche Denkschrift zurück. Im Anschluß an dieselbe erschien zuerst in Bayern ein offizielles Regelbuch (1879). Ihm folgte Preußen (1880) und die übrigen Bundesstaaten; weiterhin auch Österreich und die Schweiz. Die Hauptabweichung von dem bisher Üblichen bestand dabei in einer teilweisen Beseitigung des *th*. Im einzelnen zeigten die verschiedenen Regelbücher allerhand kleine Abweichungen voneinander. Verfasser des preußischen Regelbuches war Wilmanns. Dieser veröffentlichte auch einen lehrreichen „Kommentar zur preußischen Schulorthographie“, Berlin 1880, in 2. Aufl. unter dem Titel „Die Orthographie in den Schulen Deutschlands“, Berlin 1887. In einer neuen Konferenz 1901 wurden die noch bestehenden Differenzen zwischen den Regelbüchern der verschiedenen Staaten, Österreich und die Schweiz eingeschlossen, ausgeglichen unter gänzlicher Beseitigung des *th* in deutschen Wörtern. Für den deutschen Buchdruck als maßgebend anerkannt ist jetzt K. Duden, „Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache“, ² (5) 1910.

Anm. Vgl. meine Abhandlung „Zur orthographischen Frage“, Deutsche Zeit- und Streitfragen 143, Berlin 1880 und Kap. 21 meiner „Prinzipien der Sprachgeschichte“.

§ 5. Daß auch nach der neuesten Regelung unsere Orthographie mit vielen Mängeln behaftet bleibt, läßt sich nicht in Abrede stellen. Ob es noch einmal zu einer gründlicheren Reform kommen wird, ist schwer vorauszusagen. Der Widerstand gegen eine solche ist groß, wie schon die Aufregung vieler Kreise über die geringen jetzt durchgeführten Änderungen gezeigt hat. Immer stellt sich die Gewohnheit der jetzigen Generation, die schon die Erlernung der Orthographie hinter sich hat, dem Interesse der neu heranwachsenden Generation entgegen. Jedenfalls aber wird es gut sein sich klar zu werden über die Bahnen, die eine künftige Reform einschlagen müßte, und die Vorurteile zu bekämpfen, die einer solchen im Wege stehen.

§ 6. Die Forderungen der sogenannten historischen Richtung müssen, soweit sie nicht zufällig aus anderen Gründen annehmbar sind, durchaus zurückgewiesen werden. Man darf z. B. den *s*-Laut in *Wasser* nicht anders schreiben als den in *Messe*, weil jenes auf mhd. *wazzer*, dieses auf mhd. *messe* zurückgeht. Unsere Schreibung hat dem Bedürfnis der Gegenwart zu dienen

und nicht über Sprachgeschichte zu belehren. Die Reform kann kein anderes Ziel verfolgen als eine bessere Anpassung der Schreibung an den gegenwärtigen Lautstand. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die radikalen Forderungen mancher Phonetiker im ganzen Umfange erfüllt werden müßten. Man darf nie vergessen, daß unsere Orthographie lediglich dazu da ist, einem bestimmten praktischen Zwecke zu dienen, das Lesen und Schreiben möglichst zu erleichtern, auch die Erlernung desselben. Dabei kann nur auf das Bedürfnis der Inländer, nicht zugleich auf das der Ausländer Rücksicht genommen werden. Eine Schreibweise, mit Hilfe deren sich auch der Außenstehende eine annähernde Vorstellung von den Lauten einer Sprache machen könnte, die imstande wäre das gesprochene Wort einigermaßen zu ersetzen, wäre für die Allgemeinheit viel zu kompliziert. Sie könnte von niemand erlernt oder gehandhabt werden ohne eine gründliche phonetische Schulung. Von der Orthographie des gemeinen Lebens kann man nur verlangen, daß aus ihr derjenige, der mit der Sprache schon vertraut ist, erkennt, welche Laute er einzusetzen hat. Wenn die Buchstaben auch an und für sich einen Zweifel darüber lassen, auf welchen unter einer Gruppe von verwandten Lauten sie deuten, so wird doch der der Sprache Kundige ohne weiteres den ihm geläufigen wählen. Er wird auch, wo es der Sprachgebrauch verlangt, einen Wechsel nach der Betonung oder nach dem vorausgehenden oder folgenden Laute oder der Stellung innerhalb der Silbe eintreten lassen, z. B. das *k* in *Kind* weiter vorn bilden als in *Kunst* oder als Norddeutscher das *s* in *Eis* anders sprechen als in *Eisen*. Verschiedene Zeichen in solchen Fällen würden ihm das Lesen nur erschweren und das richtige Schreiben vielleicht unmöglich machen. Allerdings, wo die verschiedenen Landschaften aus den betreffenden verwandten Lauten eine verschiedene Auswahl treffen, wo z. B. die einen mit dem Buchstaben *b* die Vorstellung eines tönenden Lautes, die andern die eines tonlosen verbinden, da wird man durch die Schreibung nicht belehrt, welche Aussprache als korrekt zu betrachten ist. Doch ist auch mit diesem Nachteil ein gewisser Vorteil verbunden. Jedenfalls ist es gut, daß die Schreibung die Auswahl zwischen mehreren Aussprachen läßt, wenn eine Entscheidung über den Vorzug der einen noch nicht

getroffen ist. Aber selbst, wo dies der Fall ist, würde diese Entscheidung, wenn sie schon durch die Schreibung angegeben wäre, auf viele Leser von anderer Gewöhnung befremdlich wirken. Und jedenfalls ist, wie wir schon in I, Kap. 4 gesehen haben, die Einigung in der Schreibweise dadurch bedeutend erleichtert, daß mit dieser nicht zugleich die Aussprache zu schroff fixiert wurde.

§ 7. Eine Forderung der Phonetiker ist, daß jedem einfachen Laute ein einfaches Zeichen entsprechen soll. Hiergegen verstößt unsere Orthographie mit den komplizierten Zeichen *ch* und *sch*. Der Übelstand ist aber nicht so groß, daß eine Ersetzung des Altgewohnten durch Neuerfundenes besonders erstrebenswert wäre.

§ 8. Ein entschiedener Mangel ist es, wenn derselbe Buchstabe mehrere Laute vertreten muß, ohne daß die Verschiedenheit durch die verschiedene Stellung innerhalb des Wortes bedingt ist. Abgesehen von der Vokalquantität, auf die wir noch zurückkommen, kommt hier das Nebeneinander von offener und geschlossener Qualität des *e* in Betracht. Wir haben zwar zwei Zeichen, *ä* und *e*, zur Verfügung, aber das letztere bleibt doppellautig. Nun bestehen aber gerade in bezug auf die Unterscheidung der beiden Laute (vgl. §§ 51, 2. 52. 53) so große landschaftliche Unterschiede, daß jeder Versuch die Scheidung in der Schreibung durchzuführen, auf starken Widerstand bald von der einen, bald von der andern Seite stoßen würde.

§ 9. Störender als der Mangel ist in unserer jetzigen Orthographie der Überfluß von Zeichen. Dieser macht die Erlernung derselben zu einer Quälerei für die Jugend, bei der viele schöne Zeit vergeudet wird, die besser angewendet werden könnte. Hierher gehört die Verwendung von *f* und *v* für den gleichen Laut, vor allem aber die Mehrheit der Dehnungszeichen. Es werden drei verschiedene Mittel zur Bezeichnung der Dehnung verwendet, und dabei bleibt dieselbe doch in vielen Fällen unbezeichnet, zum Teil gerade in solchen, in denen sie an keinem sonstigen Merkmal erkennbar ist, z. B. vor *r* + Dental (*Art, Erde*), vor *ch* (*Buch* gegen *Spruch*). Wenn das Dehnungs-*h* vor *l, r, m, n* Anwendung findet, so könnte man wohl sagen, daß dies einen gewissen Nutzen hat,

wenn noch ein Konsonant darauf folgt, z. B. in Formen des Präteritums wie *wählte, nährte, mahnte*; aber daneben stehen *malte, klärte, schämte* u. a. Als ein Argument für die Beibehaltung der ungleichmäßigen Schreibung hat es immer gedient, daß dadurch die Möglichkeit gegeben ist, gleichlautende Wörter zu unterscheiden. Aber wenn die gesprochene Sprache nicht sehr unter dem Vorhandensein gleichlautender Wörter leidet, warum sollte das Übel für die geschriebene größer sein? Wer wird wohl im Zusammenhang der Rede *mahlen* und *malen*, *lehren* und *leeren*, oder gar *fiel* und *viel*, *mehr* und *Meer* miteinander verwechseln? Außerdem bleiben ja auch noch Wörter genug, die in der Schreibung so wenig wie in der Aussprache unterschieden werden, wie *der Hut* — *die Hut*, *laden* (auf einen Wagen) — *laden* (einladen). Wenn die Unterscheidung gleichlautender Wörter überhaupt irgendwelchen Vorteil gewährt, so ist derselbe jedenfalls lächerlich gering gegenüber der Mühe, die jetzt die Erlernung der willkürlichen Festsetzungen macht. Zur Beseitigung des Hauptübels unserer Orthographie wäre natürlich die gleichmäßige Durchführung eines einfachen Längezeichens die gründlichste Lösung. Allerdings würden auch dabei einige landschaftliche Verschiedenheiten Schwierigkeiten bereiten. Aber auch der Verzicht auf alle Dehnungszeichen wäre dem jetzigen Zustande bei weitem vorzuziehen. Fälle, in denen dabei Wörter mit langem Vokal und solche mit kurzem in der Schrift zusammenfallen würden, sind kaum zu finden, so daß also bei einem der Sprache Kundigen kein Zweifel auftauchen könnte. Außerdem gibt es für die meisten Wörter andere Merkmale, an denen man die Quantität erkennt, wenigstens solange analogische Schreibungen wie *kann*, *kannte* beibehalten werden. Diejenigen Fälle, in denen ein solches Merkmal fehlt, sind insbesondere die, in denen auch jetzt die Länge unbezeichnet bleibt.

§ 10. Die Einschränkung des phonetischen Prinzips durch die Analogie ist innerhalb gewisser Grenzen kaum ein Übelstand, ja zum Teil ein Vorteil. Wir haben schon gesehen, welche Schwierigkeiten sich ergeben würden, wollte man alle geringen Modifikationen eines Lautes, die durch die Stellung innerhalb des Wortes veranlaßt werden, durch besondere Zeichen unterscheiden. Dabei würden nun auch störende

Differenzen zwischen nahe verwandten Formen entstehen, die jetzt vermieden werden. Man müßte den anlautenden Konsonanten in *kann* anders schreiben als den in *können*, den in *Kunst* anders als den in *Künste*. So würde auch die Einführung mehrerer Zeichen für den Reibelaut *ch*, bei dem der akustische Unterschied größer ist, den Zusammenhang zwischen *Bach* und *Bäche*, *Spruch* und *Sprüche* stören. Die Beibehaltung der Doppelschreibung im Silbenauslaut (*kann*, *konnte*) ist allerdings etwas umständlicher als die ältere Vereinfachung (*kan*, *kunde*), man kann aber gewiß nicht sagen, daß sie störend wirkt oder schwer zu erlernen ist; außerdem bietet sie einstweilen den Vorteil, daß sie über die Kürze des voraufgehenden Vokals keinen Zweifel läßt. Ein anderer Hauptfall von analogischer Schreibung ist die Beibehaltung von *b*, *g*, *d* im Silbenauslaut. Hier stellt sich dem Ersatz derselben durch eine streng phonetische Schreibung die Abweichung in der Aussprache zwischen Norden und Süden entgegen. Anfechtbarer ist die analogische Verwendung des *ä* (vgl. § 46).

§ 11. Ein schwer befriedigend zu lösendes Problem bietet die Schreibung der Fremdwörter. Bei der Frage, ob Beibehaltung der fremden oder Anpassung an die deutsche Orthographie vorzuziehen sei, macht es natürlich einen Unterschied, bis zu welchem Grade die Einbürgerung gegangen ist, und da gibt es eine mannigfaltige Abstufung. Auch hat derjenige, der die fremde Sprache kennt, ein anderes Verhältnis zu den aus ihr entlehnten Wörtern, als der, dem sie fremd ist. Die radikale Eindeutschung der Fremdworterschreibung, wie sie jetzt für die Buchdrucker vorgeschrieben ist, wirkt auf viele befremdend und bringt manche Unzuträglichkeiten mit sich. Dabei ist es eine Inkonsequenz, daß der Schreibende trotzdem bekunden soll, daß er weiß, wo ein griechisches *θ* oder *υ* zugrunde liegt.

Kap. 2. Silbentrennung.

§ 12. Im einfachen Worte gehört ein einfacher Konsonant zwischen zwei Vokalen stets zur zweiten Silbe (*Bo-te* usw.). Doppelkonsonant verteilt sich auf die beiden Silben (*Man-nes*, *Got-tes*); bei den Verschlußlauten gehört die Bildung

des Verschlusses zur ersten, die Lösung zur zweiten Silbe. Auch *ch* und *sch* nach kurzem Vokal sind als geminiert aufzufassen und verteilen sich daher unter die beiden Silben. Von zwei verschiedenen Konsonanten gehört in der Regel der eine zur ersten, der andere zur zweiten Silbe (*Hör-ner*, *al-te*). So stets nach kurzem Vokal; nach langem dagegen werden gewisse Konsonantenverbindungen, im allgemeinen solche, die auch im Wortanlaut stehen können, zur zweiten Silbe gezogen, vgl. *O-stern*, *O-sten*, wo es mit langem Vokal gesprochen wird, gegen *Os-ten* mit kurzem Vokal; ferner Fälle, in denen die Konsonantenverbindung erst durch Vokalausstoßung entstanden ist: *nie-drig*, *wi-drig*, *hei-tre* neben *hei-tere*, *ma-gre* neben *ma-gere*, *ich ke-gle* neben *ich ke-gele*, *e-kle* neben *e-kele*, *ü-brig*, *ü-ble* neben *ü-bele*, auch *E-bne*, *e-dle*, *ei-tle*, *hei-sre* neben *E-bene*, *e-dele*, *ei-tele*, *hei-sere*. Der Doppellaut *z* wird nach langem Vokal oder Diphthong gleichfalls zur zweiten Silbe gezogen (*rei-zen*); nach kurzem Vokal ist jetzt die Schreibung *tz* durchgeführt, wodurch eben angedeutet wird, daß die Bildung des *t*-Verschlusses zur ersten Silbe gehört. Bei dreifacher Konsonanz werden entweder zwei zur ersten und einer zur zweiten oder einer zur ersten und zwei zur zweiten Silbe gezogen, und zwar findet das letztere nur statt bei den Verbindungen, die auch nach langem Vokal zur zweiten Silbe gezogen werden, vgl. *Ger-ste*, *an-dre* neben *an-dere*, *mun-tre* neben *mun-tere*, *ich hum-ple*, *Schwän-ze*, *Schwär-ze*, *Strüm-pfe*.

§ 13. Für Zusammensetzungen und syntaktische Verbindungen, die sich der Natur einer Zusammensetzung nähern, gilt jetzt im allgemeinen die Regel, daß die Elemente durch Silbentrennung auseinander gehalten werden, daher *an-eignen*, *auf-arbeiten* *Ur-ahne* usw. Wo ein Unterschied der Aussprache zwischen In- und Auslaut besteht, da ist auch für das vordere Glied einer Zusammensetzung die Auslautaussprache maßgebend. Daher verlieren in Norddeutschland die Lenes ihren Stimmton in Wörtern wie *aus-arbeiten*, *Wand-uhr*, *ab-urteilen*, *Schlag-anfall*. Wo geminiertes Konsonant geschrieben wird, wird er auch im vorderen Teile einer Zusammensetzung nur einfach gesprochen (*Rock-ärmel*). Die zu Suffixen gewordenen zweiten Kompositionsglieder wie *-lich* behalten dabei noch ihre ursprüngliche Geltung. Daher *glaub-lich*, *täg-lich*, *red-lich* (gegen

ne-blig usw). Auch vor *-lein* ist die Silbentrennung die gleiche wie vor einem Kompositionsglied, vgl. *Knüb-lein*, *Räd-lein*. Von *-haft* verstummt leicht das *h*, was dann auch die Silbentrennung beeinflusst, so daß eine Aussprache wie *schwat-zaft* entsteht. Die Entstehung des Suffixes *-keit* (vgl. § 173) aus der Verschmelzung von mhd. *-eg* und *-heit* setzt eine von der Gliederung der Bestandteile abweichende Silbentrennung voraus. Immerhin finden in der Umgangssprache wohl doch manche Hintüberziehungen von Konsonanten zur folgenden Silbe statt, und zwar um so leichter, je geringer die Tonstärke derselben ist. Man wird z. B. eher *Pfar-ramt* als *Pfar-rämter* sprechen. In der älteren Sprache ist die Hintüberziehung gewiß verbreiteter gewesen. Daher stammen eine Anzahl von Resten in der gegenwärtigen Sprache. Im Ahd. wurde der Auslaut der Ortsadverbia *hiar*, *dâr*, *wâr*, wo sie in enger Verbindung mit einem präpositionellen Adverbium standen, zu diesem hinübergezogen: *hia-ranna*, *dâ-ranna*, *wâ-ranna*. Als daher *r* im Auslaut abfiel, blieb es in diesen Verbindungen erhalten, daher noch jetzt *da-ran*, *da-rauf*, *da-rin*, *wo-ran*, *wo-rauf* usw. gegen *da* und *wo*. Ferner haben wir die Silbentrennung *he-ran*, *he-rauf*, *hi-nan*, *hi-nauf* usw., *vo-ran*, *vo-rauf*, *vo-rüber*, *O-bacht*, *vol-lenden*, *au-fen-thalt*, *ander-thalb*, *allen-thalben* (mit Verstummung des *h*), *den Ga-raus machen*, *allein*, trotz der Doppelschreibung gesprochen *a-lein*. Dazu kommen die landschaftlichen *a-mende* = „vielleicht“ und *um-mun-dumm* (*ummen-dumm*) = *um-und-um*. Infolge der Assimilation des *t* an *f* (vgl. § 161) ist die Silbentrennung *em-pfangen*, *em-pfehlen*, *em-pfinden* entstanden. Hintüberziehung ist auch gewöhnlich bei enger enklitischer Anlehnung eines Pronomens an eine Verbalform, vgl. *sa-g'ich*, *sa-g'es*, *ta-tes*, *ta-tich*, *ta-ter*. Daß diese Silbentrennung im Mhd. bestand, zeigen Reime wie *bat er : vater*, *tuot er : muoter*, *saz er : wazzer*. Sehr häufig ist die Hintüberziehung in Personen- und Ortsnamen, bei denen an den ursprünglichen Sinn nicht mehr gedacht zu werden pflegt.

Anm. 1. Beispiele für Personennamen: *Gün-ther* aus ahd. *Gunda-hari*, *Wal-ter* aus ahd. *Walt-hari*, *Mei-ner* aus *Mein-hard*, *Ec-kert* aus *Eck-hard*, *Bur-kard* aus *Burg-hard*, *Ar-nold* aus *Arn-walt*, *Berch-told*, *Ru-dolf* aus **Ruod-wolf*, *Wol-fram* aus *wolf-ram* (*ram* aus ahd. *hraban* „Rabe“), *Ber-tram*, *Kuh-ner* aus *Kuon-rât*. Beispiele für Ortsnamen:

Sal-zach, Stei-nach (*ach* = „Fluß“), *Schwar-za* (*a* = *ach*), *Wal-dau, Stei-nau, Brau-nau, Grü-nau, Vo-rau, Ober-nau, Wal-deck, Schö-neck*.

Anm. 2. Aus einer Verschmelzung eng zusammengehöriger Wörter erklärt sich auch der Antritt eines Konsonanten an ein vokalisches anlautendes Wort, wie z. B. in mundartlichem *Nast* für *Ast* aus Verbindungen wie *ein Ast, den Ast*; desgl. die umgekehrte Erscheinung, der Abfall eines anlautenden Konsonanten, z. B. in *Otter* (bayr. *Atter*) aus mhd. *näter* von der Verbindung *ein näter*. Zusammenstellungen aus der elsässer Mundart gibt Erdmann, *Zs. f. d. Phil.* 35, S. 423/4. Solche Vorgänge zeigen sich am häufigsten in Ortsnamen. So ist in denselben häufig ein *m* vorgetreten oder vorn abgefallen infolge davon, daß ihnen häufig *am* oder *im* vorherging, vgl. z. B. *Imbach* aus *Minnebach, Mimbach*.

Kap. 3. Akzent.

§ 14. Das Wort Akzent bezieht man entweder auf die Abstufung der Tonhöhe (musikalischer Akzent) oder auf die Abstufung der Tonstärke (dynamischer Akzent). Der erstere variiert nach den Mundarten. Außerdem dient er zum Ausdruck syntaktischer Beziehungen, worüber später zu handeln sein wird. Hier beschäftigen wir uns nur mit dem dynamischen Akzent. Derselbe ist auch vielfach durch syntaktische Verhältnisse bedingt, worauf wir in der Syntax und in der Wortbildungslehre zurückkommen müssen. An dieser Stelle haben wir es nicht sowohl mit den Ursachen der Tonabstufung zu tun, wie mit einer Beschreibung derselben als eines wichtigen Faktors der Lautentwicklung.

Anm. Über Betonung vgl. Sievers, PBB. 5, 522; Paul *ib.* 6, 139; Huß, „Lehre vom Akzent der deutschen Sprache“, Altenburg 1877; Reichel, „Von der deutschen Betonung“, Diss. Jena 1886; Kluge, „Urgermanisch“ (im Grundr. ¹1913) III. Kap. 18—21; Behaghel, „Deutsche Sprache“ (Grundr. ¹1911) § 89—129; Paul, „Deutsche Metrik“ (Grundr. ²) § 7—14; Saran, „Deutsche Verslehre“, München 1907, S. 8 ff.

§ 15. Eine Abstufung der Tonstärke findet schon innerhalb der einzelnen Silbe statt. Man spricht daher von Silbenakzent. Denjenigen Laut, in den die größte Stärke fällt, bezeichnen wir nach Sievers mit einer Modifikation der antiken Terminologie als Sonanten, im Gegensatz zu den etwa vorausgehenden oder folgenden Konsonanten. Mit Sievers unterscheiden wir auch als verschiedene Arten des Silbenakzents den ge-

schnittenen und den geschliffenen Akzent. Geschnitten ist der Akzent, wenn er, nachdem er seine höchste Stärke erreicht hat, gleichmäßig herabsinkt, wobei wieder zu unterscheiden ist zwischen dem energisch geschnittenen Akzent oder Akut, bei dem noch im Moment der stärksten Intensität von dem Sonanten auf den folgenden Konsonanten übergegangen wird, wie in nhd. *Ritter*, *Garten*, und dem schwach geschnittenen Akzent oder Gravis, bei dem das Herabsinken schon innerhalb des Sonanten beginnt, wie z. B. in nhd. *geben*. Bei dem geschliffenen Akzent oder Zirkumflex dagegen findet nach anfänglichem Herabsinken der Stärke noch einmal ein schwächeres Hinaufsteigen statt. Der Zirkumflex spielt noch in manchen Mundarten eine Rolle, in der Schriftsprache kommt er nur gelegentlich in einsilbigen stark betonten Wörtern vor.

§ 16. Gewöhnlich bezieht man das Wort Akzent nur auf das Stärkeverhältnis der verschiedenen Silben zueinander. Genauer sollte man sagen: das Verhältnis der Sonanten der einzelnen Silben zueinander. Da man nur in Sätzen spricht, so regelt sich auch das Tonverhältnis erst innerhalb des Satz-zusammenhanges. Wir können von rein phonetischem Standpunkt aus, ohne Rücksicht auf Worttrennung, einen Satz in eine Reihe von Abschnitten teilen, die wir mit Sievers als Satztake bezeichnen. Als Beispiel möge der Satz dienen: *niemals | hätte ich ge- | glaubt | so von dir be- | trogen zu | werden*. Hierin haben wir also nebeneinander ein-, zwei-, drei-, viersilbige Sprechtake. Innerhalb jedes Sprechtaktes trägt die erste Silbe den stärksten Ton. Natürlich kann ein Satz auch mit einer oder mehr schwachtonigen Silben beginnen, wie ein Musikstück mit einem Auftakt. Zwischen den Anfangssilben der Sprechtake findet immer noch eine Abstufung der Stärke statt. Von dieser können wir zunächst absehen und schreiben allen diesen Silben, auch wenn sie nur das Mindestmaß erreichen, einen Hauptton zu. Im zweisilbigen Sprechtakt ist die zweite Silbe unbetont, wobei aber der Abstand von der ersten Silbe verschieden sein kann, vgl. z. B. *Hausherr* — *häuslich* — *Hauses*. Im dreisilbigen Sprechtakt besteht zwischen der zweiten und dritten Silbe in der Regel noch eine Abstufung. Wir schreiben dann der einen einen Nebenton zu, den wir mit dem Gravis bezeichnen können, vgl. *Haüsväter*, *Haüsbédarf*.

Im viersilbigen Sprechtakt fällt regelmäßig ein Nebenton entweder auf die zweite Silbe (vgl. *Haústöchterchen*) oder häufiger auf die dritte, so daß der Sprechtakt wieder in zwei Teile zerlegt wird, weshalb man in manchen Fällen schwanken kann, ob ein oder zwei Sprechakte, ob Haupt- und Nebenton oder zwei Haupttöne anzunehmen sind. Takte von mehr als vier Silben sind selten.

§ 17. Für das einfache deutsche Wort gilt das uns schon als gemeingermanisch bekannte Gesetz, daß der stärkste Ton auf die erste Silbe fällt, die vom Sprachgefühl als das konstante Element, die Wurzel, gefaßt wird. Dagegen sind die Fremdwörter in der Regel zunächst mit der fremden Betonung aufgenommen, haben sich aber, soweit sie völlig eingebürgert sind, z. T. der deutschen Betonungsweise assimiliert. In den ältesten Lehnwörtern aus dem Lateinischen ist schon von Anfang unserer Überlieferung an der Akzent auf die erste Silbe zurückgezogen, so daß sich nicht feststellen läßt, ob sie noch eine Zeitlang innerhalb des Deutschen die lateinische Betonung bewahrt haben, vgl. z. B. *Fenster* aus *fenéstra*, *Kessel* aus *catillus*, *Schüssel* aus *scutella*, *Kette* (ahd. *kétina*) aus *caténa*, *Mörtel* aus *mortárium*, *Münze* (ahd. *múnizga*) aus *monéta*, *Münster* aus *monastérium*, *Pferd* (ahd. *phérfit*) aus *paravarédus*. Auch später scheinen manche Wörter schon bei oder gleich nach der Aufnahme den Akzent verschoben zu haben, vgl. *Harnisch* aus frz. *harnais*, *Herold* aus frz. *hérault*. Die meisten jüngeren Fremdwörter sind nicht nur mit der fremden Betonung aufgenommen, sondern haben dieselbe in der als korrekt geltenden Sprache bewahrt. Sogar der Wechsel der lat. Betonung ist geblieben in *Dóktor* — *Doktóren* usw. Sekundäre Verschiebung ist eingetreten in *Bánnern* neben *Pannier* = mhd. *baniere*, *Panzer* = mhd. *panzier*. In *Tabak* ist der Akzent zurückgezogen, dagegen in den Zuss. *Kaútabàk*, *Schnúpftabàk* ist die fremde Betonung geblieben. Nicht allgemein ist die Zurückziehung in *Kaffee*, insbesondere pflegt die Betonung der Endsilbe zu bleiben, wo es eine Kaffeewirtschaft bezeichnet, in welchem Falle auch die Schreibung *Café* beibehalten zu werden pflegt. Landschaftlich sind noch manche Verschiebungen, wo die Schriftsprache die fremde Betonung bewahrt oder wiederhergestellt hat, vgl. *Keste* = *Kastanie*, *Anis* = *Anis*, *Kámi*

= *Kamin*, *Kän(n)l* = *Kanal*. Im Mhd. betonte man *pálas*, jetzt wieder *Palást*; mhd. *álder* mit Abschwächung unter dem Einfluß des verschobenen Akzents, nhd. wieder *Altár*; mhd. *hélfant* jetzt wieder *Elefant*, während die ältere Betonung geblieben ist in *Elfenbein*. Eine große Rolle spielt die Akzentverschiebung bei Personennamen.

Anm. Die hebräischen Personennamen mit Endbetonung sind mit dieser aufgenommen und haben dieselbe teilweise noch im Mhd. bewahrt (*Adám*, *David* usw.). Diese ungewöhnliche Betonung konnte sich auf die Dauer nicht halten. Auch wo in lat. Namen durch Abfall der Endung der Ton auf die letzte Silbe fiel, ist die Zurückziehung eingetreten, soweit sie gebräuchliche Vornamen geblieben sind, vgl. *Martin*, *Valentin*, *Sebastian*, *Florian*, *Christian*, *August*, *Philipp*, auch *Jóhann* neben *Johánn*. Namen, die in der Schriftsprache mit der fremden Betonung bewahrt sind, haben noch daneben vielfach in der Volkssprache frühzeitig Zurückziehung des Akzents und infolge davon Lautreduction erfahren, vgl. *Bartel* aus *Bartholomäus*, *Jochen* aus *Joachim*, *Mathis*, *Andres*, *Dorte*, *Dortchen* aus *Dorothee*. So weist auch die Form *Velten* auf eine ältere Verkürzung als *Valentin*. Manche ehemalige Vornamen sind in so reduzierter Gestalt immer noch als Familiennamen üblich, vgl. *Zacher* aus *Zacharias*, *Merten(s)* aus *Martin*, *Metz* aus *Matthias*, *Matz* aus *Matthäus*. Auch neben *Maria* erscheint frühzeitig *Márja*, woraus *Merge*, erhalten in dem Ortsnamen *St. Mergen*. In Oberdeutschland ist bei allen fremden Namen eine Zurückziehung des Akzents auf die erste Silbe eingetreten, die verhältnismäßig jung sein muß, weil sie sonst keine Veränderung der Form im Gefolge gehabt hat, vgl. *Alois*, *Dionys*, *Márie*, *Élies*, *Hélen*, *Lúis*, *Théres*.

§ 18. Auf deutsches Wortmaterial wirkt die Betonung der Fremdwörter zunächst insofern ein, als aus demselben Ableitungen mit den fremden Suffixen *-ei* (mhd. *-ie*) und *-ieren* gebildet werden, vgl. *Báckeréi*, *Maleréi*, *hausieren*, *hofieren*. Aber auch in einigen Wörtern deutschen Ursprungs ist offenbar nach dem Vorbilde von Fremdwörtern der Hauptton auf die zweite oder dritte Silbe gerückt, der ursprünglich nur ein Nebenton zukam: *Hollúnder* neben dem volkstümlichen *Holder*, *Holler*, *Wachólder*, wohl mit Anlehnung an *Holder*, womit es ursprünglich nichts zu tun hat, *Forélle* aus mhd. *fórhele*, *Hermelín* aus mhd. *hármelín*, Diminutivum zu *harm*, das Bezeichnung einer Wieselart ist, von der das Pelzwerk genommen wird. Noch auffallender ist die Verschiebung in *lebéndig*, woneben noch im 17. Jahrh. *lébendig*, welche Betonung auch neueren Mundarten zugrunde liegt.

§ 19. In mehr als zweisilbigen Wörtern kann noch eine Abstufung zwischen den Silben stattfinden, die nicht den stärksten Ton tragen. Wenn wir zunächst vom Zusammenhang der Rede absehen, so spielen dabei zwei Momente eine Rolle. 1) Die Silben mit volltönendem Vokal haben den Vorzug vor denen mit schwachem *e*. Den letzteren stehen auch diejenigen gleich, die ein erst aus *e* entwickeltes *i* (vgl. § 101) enthalten. Man spricht daher *Meinungen, Jünglinge, Fürstinnen, Kenntnisse* usw.; 2) kommt es auf die Gliederung der Ableitungssuffixe an, wobei ein ähnliches Prinzip gilt wie bei Zusammensetzungen, deren einer Bestandteil schon eine Zusammensetzung ist (vgl. unten § 25). Man betont daher *mörderisch, wässerig, Zauberer*, weil diese Wörter Ableitungen sind aus *Mörder, Wasser, Zauber*. Beide Momente können zusammenwirken, z. B. in *Förderung, Hindernis*. Sie können aber auch in Widerstreit geraten; dann erhält das erstere den Vorzug, daher *meinungisch, Meininger*. Wo zwei Silben mit schwachem *e* oder *i* nebeneinander stehen, von denen die zweite einen Flexionsvokal enthält, hat im isolierten Worte kaum eine vor der anderen den Vorzug, vgl. z. B. *ledige, Fittiche, kindische*

§ 20. Was die Zusammensetzungen betrifft, so muß man zunächst unterscheiden zwischen solchen, die nach einem urgerm. und teilweise schon idg. Typus gebildet sind, und solchen, die erst in jüngerer Zeit durch Zusammenwachsen einer syntaktischen Verbindung entstanden sind. Bei den letzteren richtet sich die Betonung nach syntaktischen Gesetzen, vgl. z. B. *zusammen, zufrieden, behénde* (aus ahd. *bi henti* „bei der Hand“) *überéin, durcháus, vielleicht*. Die alten Zusammensetzungen zerfallen nach dem zweiten Bestandteil in nominale und verbale.

§ 21. Für die nominalen Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil ursprünglich ein Subst. in der Stammform oder ein Adv. ist, gilt die Regel, daß die Wurzelsilbe des ersten Bestandteils stärker betont ist als die Wurzelsilbe des zweiten Bestandteils: vgl. *Háuptmann, Úrteil, Úndank, fischreich, vórnehm*. Eine Ausnahme bilden, vielleicht schon von urgerm. Zeit her, die Zusammensetzungen mit der Partikel *ga-*, die daher wie in verbalen Zuss. zu *ge-* geschwächt ist, vgl. *Gebót,*

geheim. An die nach urgerm. Typus gebildeten Wörter haben sich später auch diejenigen mit Gen. als ersten Bestandteil angeschlossen, wie *Ländsmann*, *Liebeskümmerr*, *Érbsensüppe*, *lébensfröh*, und auch solche, die aus der Verschmelzung eines Adj. mit einem Subst. entstanden sind, wie *Édelmänn*, *Überkleid*, wiewohl bei syntaktischer Verbindung eines Adj. mit einem Subst. das erstere normalerweise nicht stärker betont ist als das letztere. Diese Betonungsweise gilt allerdings nicht ganz ausschließlich. Bei Gegensätzen kann der stärkere Ton auf das zweite Element fallen, vgl. *der Haushérr*, *nicht die Hausfrau*. Immer betont man *Jahrhúndert*, *Jahrtausend*, weil es sich dabei stets um einen Gegensatz zu einer anderen Zahl handelt. Regelmäßige Betonung des zweiten Bestandteils besteht auch in gewissen Zuss. mit dem verstärkenden *all-*, vgl. *alleín* (mhd. *aleíne*), *allmächtig*, *allgütig*, *allwissend*, *allmählich*; dagegen *Allmacht*, was dafür spricht, daß bei der Fortrückung des Tones von *all-* auch das weiter unten behandelte Streben nach Abwechslung zwischen betonten und unbetonten Silben maßgebend gewesen ist. Sehr verbreitet ist Betonung des zweiten Bestandteils in Ortsnamen, vgl. *Greifswáld*, *Stralsúnd*, *Oberhóf*, *Neuenáhr*, *Planégg*, *Königshófen*, *Waltersháusen*, *Marquartstein*. Eine allgemeine Ausnahme bilden noch die Wörter, in denen der erste Bestandteil bloß zur Verstärkung dient. In diesen sind beide Bestandteile gleich stark betont, vgl. *Érznárr*, *Mórdshúnger*, *steinreich*, (verschieden von *steinreich*), *blútjúng*, *úrált*.

§ 22. Bei den verbalen Zusammensetzungen liegt der stärkere Ton auf dem zweiten Bestandteil, dem Verbum. Dies gilt aber nur für die eigentlichen oder festen Zusammensetzungen, bei denen die Elemente nie getrennt werden. Man pflegt daneben auch andere Verbindungen mit einem Verbum zusammenzuschreiben, solange dies durch die Stellung ermöglicht wird, vgl. *abstehen*, *aufstehen*. Diese sind aber nicht als eigentliche Zusammensetzungen zu fassen, da die Stellung des ersten Bestandteils wie die jeder anderen adverbialen Bestimmung wechselt, vgl. *ich stehe auf*. Von diesen ist also hier abzusehen. Als erste Bestandteile von festen Zusammensetzungen dienen ursprünglich nur Adverbia, die auch als Präpositionen fungieren, wie *durch*, *um*, *über*, *unter*, und solche.

die jetzt nicht mehr als selbständige Wörter vorkommen, weshalb man sie nicht ganz passend als Präfixe bezeichnet, nämlich *be-, ge-, ent-, er-, ver-, zer-*. Dazu sind getreten *miß-* und *voll-*.

§ 23. Der nächststärkste Akzent fällt in der Zusammensetzung auf die Tonsilbe desjenigen Bestandteils, der nicht den stärksten Ton trägt, vgl. *Hausväter, Landesväter, höf-männisch, übertrreffen, unterschätzen*. Dabei werden auch solche Kompositionsglieder, die zu Suffixen herabgedrückt sind, noch wie die übrigen behandelt, ausgenommen *-lich*, das einem eigentlichen Ableitungssuffix gleichsteht und wie diejenigen mit unursprünglichem *i* keinen Vorzug vor denen mit schwachem *e* hat, so daß also *liebliche* mit *gnädige* in der Betonung übereinstimmen.

§ 24. Von den Zusammensetzungen müssen unterschieden werden die Ableitungen aus Zusammensetzungen. Die letzteren folgen in der Betonung dem Grundworte, daher *Überbringer, Überbringung, Erbauer, Erbauung*, andererseits *antworten, urteilen, veruntreuen* als Ableitungen aus *Antwort, Urteil, Untreue*. Ursprünglich wird beides genau auseinander gehalten. Im Nhd. aber sind manche Verschiebungen eingetreten, namentlich hat Anlehnung von neugebildeten Substantiven an die entsprechenden verbalen Zuss. stattgefunden, wodurch Bildungen entstanden sind wie *Bestand, Verstand, Betrag, Ertrag, Vertrag*.

§ 25. Zusammensetzungen aus mehr als zwei Elementen gibt es nicht, abgesehen von ganz modernen Bildungen von der Art wie *schwarzrotgolden*. Wo mehrere Nomina in einer Zus. vereinigt sind, verhält es sich vielmehr so, daß eine Zus. wieder zu einem Gliede einer Zus. geworden ist. Die Betonung ergibt sich ursprünglich, indem man das Gesetz für die nominalen Zuss. mehrmals anwendet. *Landeshauptmann* gliedert sich in *Landes* und *Hauptmann*, folglich fällt der stärkste Ton auf die Silbe *Lan-*, der nächststärkste auf die Silbe *-haupt*. *Hauptmanns-rang* gliedert sich in *Hauptmanns* und *Rang*, folglich fällt der stärkste Ton auf die Silbe *Haupt* und der nächststärkste auf *-rang*. Dabei ist wieder zu berücksichtigen, daß *-lich* ganz wie eine Ableitungssilbe behandelt wird, daher *irrtümlich, ländschäftlich, annehmlich* gegen *án-*

nehmbar. Das Grundprinzip erleidet allerdings zahlreiche Ausnahmen, die teils logische, teils rein mechanische Ursachen haben. Noch häufiger als bei den einfachen Zuss. ist Betonung des zweiten Bestandteils zur Regel geworden. So begreiflicherweise in *Sonnenaufgang*, *Sonnenuntergang*, in *Oberregierungsrat* u. dgl., außer wenn der Gegensatz zu einfachem *Regierungsrat* hervorgehoben werden soll. In Ortsnamen mit *Alt(en)-*, *Neu(en)-*, *Hohen-*, *Nieder(n)-*, *Ober-*, *Unter-* u. dgl., außer wenn die sonst gleichnamigen Orte eben durch diese Zusätze in Gegensatz zueinander gesetzt werden sollen. Insbesondere gibt *un-* vor den mit *-bar* und *-lich* aus Verben abgeleiteten Bildungen den ihm eigentlich zukommenden Hauptton an den zweiten Bestandteil ab, wenn dieser für sich unüblich ist, vgl. *unberechenbar*, *unbezählbar*, *unbegreiflich*, *unerschütterlich* gegen *unversöhnlich*, *unbemerkbar*. Rein mechanisch wirkt die Neigung zwischen betonten und unbetonten Silben abzuwechseln. Vermieden werden drei Silben hintereinander mit absteigender Betonung. Wo diese der Hauptregel gemäß bestehen sollte, verliert die zweite Silbe ihren Ton. So sollte in *Urgroßvater*, da es aus *Ur-* und *Großvater* zusammengesetzt ist, die Silbe *groß* stärker betont sein als *va-*; in Wirklichkeit ist *groß* unbetont geworden. Infolge solcher Verschiebung erhalten dann auch Silben einen Nebenton, die nach dem Grundprinzip unbetont sein würden. Man sagt also nicht bloß *Größherzöge*, sondern auch *Größherzog*, nicht bloß *Märkgräfinnen*, sondern auch *Märkgräfin*. Vgl. ferner *Erzbistum*, *Bergabhäng*, *Gichtanfall*, *Goldeinfuhr*, *unabhängig*, *unzulänglich*, *unfolgsam*, *unhaltbar*, *unzutreffend*, *unnachsichtig*, *unumstößlich*, *unliebsam*, *unanständig*, *unvollkommen*. Wo auf die zweite Silbe erst noch eine unbetonte folgt, da behält jene zwar noch einen Nebenton, der aber schwächer ist als der der vierten Silbe, vgl. *unvorteilhaft*, *unübersichtlich*, *unangenehm*, *unangebrächt*, *unzuverlässig*. Eine andere Möglichkeit, das Zusammentreffen einer Haupthebung mit einer starken Nebenhebung zu vermeiden, war der Verlust des Tones in der Silbe, auf die eigentlich die Haupthebung fallen sollte. So erklärt sich *absonderlich*, *vortrefflich*, *vorzüglich*, *ausführlich*, *ausschließlich*, *absichtlich* neben *ausführlich*, *ausschließlich*, *absichtlich*, *wahrhaftig*, *wahrscheinlich* neben *wahrscheinlich*. Dieses

mechanische Moment hat auch mitgewirkt, wo *un-* seinen Ton an die nächstfolgende Silbe abgegeben hat, vgl. *unfäßbar, unsägbar, unsäglich, untröstlich*. Hierher gehören eigentlich auch *untadelig, unzählig*, in denen *-ig* für älteres *-lich* eingetreten ist (vgl. § 182). Auch in vielen Bildungen mit *-bar* und *-lich*, in denen *un-* seinen Hauptton abgegeben hat, tritt noch eine mechanische Verschiebung ein, indem *un-* einen Nebenton behält gegenüber der nächstfolgenden Silbe, der nach dem Grundprinzip der stärkste Nebenton zukommen sollte, vgl. *unabänderlich, unaussprechlich, unausbleiblich*; entsprechend wird auch *unaufhaltsam* betont.

§ 26. Innerhalb des Satzgefüges fallen die Haupttöne auf die stärkstbetonten Silben der Einzelwörter. Zusammensetzungen von größerem Umfang können zwei Haupttöne tragen, von denen natürlich der eine stärker ist als der andere, vgl. z. B. *Hausmeisterstelle, Regierungsbeamter*, auch wohl *Anwaltskammer*. Natürlich läßt sich hier keine scharfe Grenze ziehen. Andererseits fällt aber nicht auf jedes Wort ein Hauptton. Diejenigen Wörter, die im Satzgefüge unbetont sind oder nur einen Nebenton tragen, bezeichnen wir als enklitisch (proklitisch). Als enklitisch betrachtet man allgemein die Pronomina, wenn sie nicht in einem Gegensatz stehen, die Präpositionen, Konjunktionen und die sogenannten Hilfsverba. Doch können auch viele andere Wörter gelegentlich enklitisch werden, worüber in der Syntax zu handeln ist. Einfluß auf die Lautgestalt zeigt sich in der Regel nur bei denen, die normalerweise der Enklisis unterworfen sind. Mehrsilbige Wörter behalten auch in der Enklisis einen Nebenton auf der Wurzelsilbe. Einsilbige werden unbetont vor einer haupttonigen Silbe, können aber auch einen Nebenton tragen vor einer unbetonten Partikel in der Zusammensetzung oder einem noch schwächer betonten selbständigen Wort, vgl. *von Händen — von Geburt, von der Hand*. Der Satzzusammenhang beeinflußt auch die Stellung des Nebentons innerhalb eines Wortes. Vor einem Hauptton ist ein Nebenton unmöglich. Wo in einem dreisilbigen Worte die zweite und dritte Silbe an sich in der Tonstärke nicht wesentlich verschieden sind, erhält vor einem Hauptton die zweite Silbe einen schwachen Nebenton (*mütiges Pferd*), dagegen vor einer unbetonten Silbe die dritte einen entschiedeneren

Nebenton (*mütigès Gespánn*). Wo die dritte Silbe an sich einen Nebenton hat, verliert sie denselben vor einem Hauptton (*Heiterkeit* — *Heiterkeit hérrschte*). Wo die zweite Silbe den Nebenton trägt, die dritte unbetont ist, erhält die letztere doch eine gewisse Verstärkung, wenn eine unbetonte Silbe darauf folgt (*Meinungen geságt* gegen *Meinungen ságen*).

Kap. 4. Allgemeines über die Vokale.

§ 27. Vergleicht man den Vokalismus unserer Gemeinsprache mit dem des Mhd., so zeigt sich eine weitgehende Verschiedenheit hinsichtlich der Quantität. Im späteren MA. haben sich in ausgedehntem Maße Dehnungen ursprünglich kurzer und in geringerem Umfange Verkürzungen ursprünglich langer Vokale vollzogen.

Anm. Vgl. Kräuter, „Die Prosodie der nhd. Mitlanter“ (PBB. 2, 561); Paul, „Vokaldehnung und Vokalverkürzung im Nhd.“ (PBB. 9, 101); Burghauser, „Die nhd. Dehnung“ (Progr. der Staatsrealschule Karolinental) 1891; Ritzert, „Die Dehnung der mhd. kurzen Stammsilbenvokale in den Volksmundarten des hochd. Sprachgebiets“ (PBB. 23, 131); A. Elsässer, „Die Kürzung der mhd. langen Stammsilbenvokale in den hochdeutschen Mundarten“, Diss. Heidelberg, Halle 1909.

Vokaldehnung.

§ 28. Man hat früher unbedenklich angenommen, daß alle betonten kurzen Silben des Mhd. im Nhd. verlängert sind entweder durch Dehnung des Vokals oder durch Verdopplung des folgenden Konsonanten, vgl. *Bote*, *Gottes* = mhd. *bo-te*, *go-tes*. Gegen diese Auffassung hat sich Kräuter gewendet. Er behauptet, daß die Doppelschreibung nur die Kürze des Vokals anzeige, und daß nicht bloß dieser, sondern auch die Silbe als Ganzes kurz geblieben sei. Hiergegen ist zunächst zu bemerken, daß jedenfalls in *Got-tes* gegenüber mhd. *go-tes* auch eine lautliche Geminatio des Konsonanten eingetreten ist in dem Sinne, wie man überhaupt von Konsonantengeminatio reden kann, nämlich daß der Konsonant, während er im Mhd. nur zur hinteren Silbe gehörte, sich im Nhd. auf die vordere und hintere verteilt. Bei Verschlusslauten heißt dies, daß die Bildung des Verschlusses zur vorderen, die Lösung desselben zur